Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 1491(3

III. 274. J
Germ. 149
4

So geht es in der Welt.

Von

August Lafontaine.

Dritter Band.

Eduard und Margarethe,

oder

Spiegel des menschlichen Lebens.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1804.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
149 i / 3

Eduard und Margarethe,

oder

Spiegel des menschlichen Lebens.

Zweiter Theil.

18.
Oheim Heinrich an Breymann.

Weimerssen,

„Herr,“ sagte mir einmal ein Matrose, als wir einen tüchtigen Sturm überstanden hatten: „nach der Gefahr ist jeder Mensch klug und herzhaft; da weiß jeder, wie das Schiff zu retten war!“ Ich merkte mir den Spruch, Bruder Breymann; und er ist mir in meinem Leben oft zu Statten gekommen. Hatte mich das Schicksal in einen Handel verwickelt, wo ich weder aus noch ein wußte, wo alle meine Gefühle Ja riefen, wenn meine Grundsätze Nein sagten: so — und ich glaube, darin bestand die ganze Kunst der Stoiker — so betrachtete ich mein Leben wie ein kleines Winkeltheater. Ich stellte mich als Zuschauer davor, und sagte: mich soll

doch wundern, wie Heinrich von Mörs sich aus der Affaire ziehen wird! Oder ich postirte mich auf mein eigenes Grab, und dachte: von hier muß die ganze Sache närrisch anzusehen seyn. Und ich sage dir, Breymann, so eine Komödie, die ich mit mir selbst spielte, half gegen den Sturm der Leidenschaft in meiner Brust zuweilen mehr, als alle Grundsätze, die bei den seltsamen Vorfällen im menschlichen Leben oft zu nichts nützen, als daß man hinterher bereuet, weil man fühlt, wie schwach man gewesen ist.

Du verstehst mich. Grundsätze sind ein ehrenwerthes Ding: Wall und Mauern einer Festung, die den Anlauf des Feindes abwehren. Ein Mensch ohne Grundsätze ist ein offner Ort ohne Thore, in den auf allen Seiten das ganze Gesindel der niedrigsten Leidenschaften einbrechen kann, sobald es will. Aber wie, wenn der Feind sich heimlich über Wall und Mauer geschlichen hat, und im Herzen der Festung Viktoria! ruft? — Das meine ich. Und in solchen Fällen ist mir meine kleine Komödie von gutem Nutzen gewesen.

Ich habe dir geschrieben, wie es in meinem Hause aussah. Da war Leidenschaft gegen Leidenschaft losgelassen: Keiner verstand den Andern; Niemand wußte gewiß, worüber er eigentlich tobte. Es kam mir vor, wie Scarrons stockfinstre Kammer, in der sich ein Dutzend Menschen prügeln, ohne zu wissen, ob es Freund oder Feind ist; wo man nichts hört als den Schall der Schläge, und das Schreien der Geschlagenen. Und so habe ich das Bild der Base: sie steht da in der Mitte, hat die Arme zum Schlagen aufgehoben, und drehet sich wie eine Windmühle rings um. Dieselbe Ohrfeige, die sie Einem giebt, wandert von Backe zu Backe im ganzen Kreise umher.

Eine Weile sah ich dem tollen Spiele mit zu; doch endlich sagte ich: das muß anders werden. Ich betrachtete die Sache als ein Schauspiel, und so übernahm ich eine Rolle darin.

Eduard mußte zu mir kommen. Höre, fing ich ruhig an: die Base, Lotte, Erich, kurz fast das ganze Haus, hält dich so für

eine Art von Spitzbuben. Du reitest alle Woche einmal nach Soren, und von da . . . Die Base behauptet, du giebst dich mit Contrebande ab.

„Und Sie, lieber Oheim?“ fragte er lächelnd.

Ich fürchte, das Geschwätz der Base wird endlich Gretchen zu Ohren kommen; und dann . . . Deshalb sag frei und frank, wohin du reitest, warum, wozu!

„Ihnen recht gern. Ich reite zu einer Französin, Nahmens Armand.“

Weiter! . . . der du Geld auszahlst, die eine Tochter hat, ein Kind, das du auf den Schooß nimmst, und dem du liebkosest, als wäre es dein eignes. Nun?

„Der ich Geld auszahle,“ fuhr er trocken fort, „die eine Tochter hat, ein Kind, dem ich liebkose, als wäre es mein eignes.“

Ich will das Echo weiter probiren. Zu einer schönen Frau, die du liebst, die eine Tochter von dir hat. Nun? Antworte, Echo!

„Wie? das kann Margarethens Vater

von mir glauben? das fragt Margarethens Vater? und so ruhig?"

Antworte nur, Eduard. Margarethens Vater wird sich wohl melden.

„Ich reite zu einer schönen Frau, die ich nicht liebe, nie geliebt habe, und deren Tochter nicht meine Tochter ist."

Wozu aber? fragte ich mit kaltem, schneidendem Tone.

„Wozu?" antwortete er lächelnd. „Es ist übel, daß ich darauf nicht antworten kann, lieber Oheim!"

Weißt du, wessen Tochter das Kind ist?

„Ja," sagte er nach einigem Zögern; „und es ist nicht meine Tochter. Jetzt aber, lieber Oheim, muß ich zu jeder Frage hierüber still schweigen. Glauben Sie mir, ich habe mit dieser Frau nie in irgend einer Verbindung gestanden, als in der unschuldigsten von der Welt; doch meine Verbindung mit ihr muß bleiben, muß! Die Tochter ist mir ein sehr theures Kind; die Freundschaft hat es mir anvertrauet."

Das klingt ein wenig sehr räthselhaft,

Eduard! Wollte ich mich auch auf dein Wort verlassen, wie ich es wirklich thue: wird es auch Grete, die doch am Ende etwas von der Sache erfahren muß? Wäre es nicht um des lieben Hausfriedens willen besser, du sagtest: der Vater ist Kaspar oder Peter; hier sind seine Briefe? . . . Wie, Eduard! du wirst blaß?

„Ich erschrecke, weil ich sehe, wie leicht dieses fürchterliche Geheimniß entdeckt werden kann. Ich unbesonnener Mensch!"

Darfst du nicht reden, Eduard?

„Ich darf nicht!" Dabei legte er die Hand bewegt auf die Brust.

Und du bist unschuldig? du selbst bist nicht in die Sache verwickelt?

„So wenig wie Sie, liebster Oheim." (Er sah mich mit offnen, ehrlichen Augen an.) „Ich wäre ja der verächtlichste Mensch, wenn ich mich schuldig wüßte, und Sie doch um Gretchens Hand gebeten hätte."

Nun, das wäre also abgemacht. Die Andern sollen dir, hoffe ich, dein Geheimniß wohl lassen. Ich werde ihnen die Köpfe zu-

recht setzen. Grete soll nichts erfahren. Aber nun noch Eins. Was weißt du von Alexandern? Ich hoffe doch, das ist nicht wieder ein Geheimniß?

„Nein; er läuft in der Welt umher, ein Mädchen zu suchen, das er liebt. Es ist eine weitläuftige Geschichte. Man hat seine Geliebte als eine Betriegerin angeklagt, und sie mit einem Steckbriefe verfolgt. Freilich ist sie unschuldig; aber der Steckbrief steht gedruckt in der * * rer Zeitung."

Steckbrief? Nun, so bringt doch das Schicksal alle mögliche Seltsamkeiten in unsre Familie! Wie ist es damit?

Eduard erzählte mir eine lange Geschichte, wahrscheinlich eine Spitzbüberei von den Verwandten des wilden Alexander. Als er fertig war, ging ich sogleich zu Ludwig hinüber, wo sich auch der Kapitain befand; und diesen traf ich eben auf dem rechten Punkte, da er dem Bruder Ludwig gerade einige Nachrichten von unsrer Familie mittheilte, die auf nichts beruhen, als auf seinem Familienstolze: Adelstolz kann ich nicht sagen;

denn stammte er auch von sechzehn Schustern in gerader Linie ab, so würde er von jedem seiner Vorfahren etwas zu rühmen haben. Er schwieg, als ich herein trat; nun war er aber, so wie ich nur den Nahmen Alexander nannte, augenblicklich in Feuer und Flammen. „Bei Gott!" rief er; „ich thue etwas, das . . ."

Was kannst du thun, Erich? Es ist ihr Sohn, nicht deiner; und es fragt sich doch noch immer, ob . . .

„Es fragt sich? Als ob wir die Braufeld nicht kennten! Wie gesagt, ich bin fest entschlossen . . ."

Den Etatsrath zu fodern und ihn todt zu schießen. Ich weiß, das ist halb und halb deine Absicht; aber . . .

Wie! wie! rief Ludwig erschreckend.

Der Kapitain warf einen finstern Blick auf mich, daß ich ihn verrathen hatte. „Du kennst ja den Bruder Heinrich!" sagte er sanfter. „Aber, Ludwig, wenn man sieht, wie die Menschen den Alexander hetzen, wie sie ein langsames Feuer um den braven Jun-

gen anzünden: so möchte man zu Degen und Pistolen greifen. Denn der Alexander ist unschuldig, wie die Sonne am Himmel; gut und treu, wie ein Seemann."

Daß ihn unser Familienunstern trifft, dafür kann er nicht. Es ist, glaube ich, unter den Mörsen erblich, wie in andern Familien das Lispeln.

„Du meinst den Muth, das brave, gerade Wesen, Heinrich?" fragte Erich etwas unsicher.

Nein, ich meine den Steckbrief, antwortete ich so trocken als möglich. Ludwig erschrak. Erich fragte: „Steckbrief? welchen Steckbrief?"

Nun den, mit welchem man Alexanders Braut verfolgt, und worin sie eine Betriegerin genannt wird.

Erich sah mich lange mit großen Augen an. „Das ist nicht wahr!" rief er endlich mit Unwillen.

Ach, es ist leider nur allzu wahr! sagte Ludwig; ich habe es von Alexandern selbst.

Es ärgert mich nur um deinetwillen,

fuhr ich fort; denn wenn du nun unsrem Schwager oder dem alten Hofmarschall zu Leibe gehst, und sie sagen: Herr Kapitain, so und so! — etwas Rechtes wirst du ihnen doch nicht antworten können. Hier ist es ärger als mit Dorchen.

„Gut, Bruder, gut, daß du mir das sagst! Den Alexander muß doch aber der . . . Gott vergebe mir! Ist es doch, als ob ein böser Geist sein Spiel hätte. Gut, daß ich das weiß; denn ich war Willens, noch heute so einen Ritt hinüber zu machen, und ein wenig nach dem Rechten zu sehen."

Siehst du, Erich, daß es gut ist, wenn man sich erst erkundigt? Der Zorn thut nie, was recht ist.

„Aber," rief er nun desto zorniger, „Gott sey dem Jungen, dem Alexander, gnädig, wenn er mir in die Hände geräth!"

Der Zorn thut nie, was recht ist, Erich. Das Mädchen ist unschuldig, und Alexander auch!

„Geh in's Pfefferland mit deiner Unschuld! Woher entsteht denn immer und ewig der Lärmen?"

Bruder Erich, das ist ein Familienfehler — nicht der Mörse, sondern der Adamskinder. Und laß uns Gott dafür danken, daß es mehr Unglückliche giebt, als Schuldige. Ich denke, Bruder, hat Einer den Familienfehler, so hast du ihn; denn hättest du deinen Schwager lahm geschossen oder lahm gehauen, und hinterher die Sache mit dem Steckbrief erfahren: wie dann? wie dann, Bruder Erich?

Er drückte mir die Hand, und dann sagte er: „ich konnte ein Schiff gegen Sturm, gegen Wellen und Wetter halten; aber der Zorn fährt auch daher wie ein Orkan."

O Bruder, sagte Ludewig sanft; denke doch nur an die Worte: die Stimme Gottes war nicht im Sturme; sie war im sanften Säuseln!

„Säusle einmal, Bruder, säusle, wenn du tausend Dinge erfährst: daß Alexander in die weite Welt läuft, und daß Eduard — ich wollte, der wäre in die weite Welt gelaufen! Aber dem Französischen Weibe will ich doch die Deutsche Sitte ein wenig einprägen."

Willst du, Erich? . . . Die Französin steht in gar keiner Verbindung mit Eduard; in gar keiner. Ich weiß alles sehr genau. Die Französin ist unschuldig.

Gott Lob und Dank! sagte Ludwig. So mag ich dich! Jetzt bist du ein Friedensbote.

Erich schüttelte mir die Hand. „Versprich mir," sagte er feierlich, „daß die Sache mit dem Steckbriefe unter uns bleiben soll; dann will ich säuseln, wie Bruder Ludwig sagt, mein Lebelang."

Nun ging ich zu den Weibern. Base, hob ich an, Sie hatten Eduarden in Verdacht mit einer Französin. Die Sache hat sich aufgeklärt. Die Französin ist eine unglückliche, aber respektable Frau. Ihr Schicksal, das sie mit einer seltenen Härte verfolgt, zwingt sie zu dem allerstrengsten Incognito. Eduard, der edle Eduard, ist ihr einziger Freund, ihr einziger Schutz. Ich hoffe, Base, das Unglück wird Ihnen die Frau ehrwürdig machen.

Das Gesicht meiner Tochter wurde sonnenhell. Sie hatte hundert Fragen auf den

Lippen, wagte aber nicht Eine. Die Base sah über die lange, feine Nase listig weg, doch ohne mit Einem Zuge ihre Gedanken zu verrathen. „So?“ fragte sie nach einer Pause. „Wird denn der Vetter noch immer zu ihr hin reiten?“

Ich dächte, das verstände sich von selbst, antwortete ich gleichgültig.

„So? Ei nun freilich! Wir werden ja von dem Unglück der fremden Dame mehr hören!“

Schwerlich mehr, als Sie schon wissen; denn wir, ich und Eduard, können schweigen. Eine Leidenschaft zu — Doch halt! Beinahe hätte ich mehr gesagt, als ich darf. (Margarethe küßte mit Entzücken meine Hand.) Merke dir, Grete, sagte ich verweisend: man muß sich immer an den Charakter eines Menschen halten, und nicht an leeres Gerede. Ein Glück, daß Eduard nicht weiß, was du von ihm gedacht hast! —

Daß Lotte mir bald nachkommen würde, wußte ich schon vorher. „Ich will hoffen,“ sagte sie, „daß Sie Gretchen nicht bloß beruhigen wollten.“

O Weiber, Weiber! Seht ihr ein Paar, einen Junggesellen und eine Jungfer: ihr könnt nicht ruhen, bis ihr sie verkuppelt; und sind sie verkuppelt, so könnt ihr wieder nicht ruhen, bis ihr etwas dazwischen gebracht habt.

„Auch ich? auch ich?"

Auch Sie, Lotte; denn, was wußten Sie denn eigentlich? Nichts, als was Sie von der Base hatten, die nicht aus dem Hause kommt. Und was wußte denn die? Was sie Erichen und Eduards Bedienten abgefragt hatte. Um die Fragmente zusammen zu setzen, mußte sie dann noch Einiges dazu erfinden. Es ärgert mich nur, daß ich dem armen Eduard ein Wort von dem albernen Verdachte gesagt habe. Doch genug! Das ist vorüber, und mein Haus soll wieder ein Tempel der Freude werden. Nur noch ein Wort mit Ihnen, Lotte. Mein Bruder Ludwig liebt Sie. . . . Legen Sie doch das Gesichtchen nicht in so feierliche Falten! Kann denn keine von Euch die Paar Worte: er liebt Sie; hören, ohne hochmüthig auszusehen?

„Sie

„Sie sagen mir etwas so Unerwartetes, Herr von Mörs, daß . . .“

Erwartet oder unerwartet: ich sage es Ihnen. Mein Bruder liebt Sie. Ich weiß wohl, Kind, daß ihm alles fehlt, was liebenswerth macht. Er ist weit über die Dreißig hinaus, so daß ich nicht einmal ein Wort über einige Kleinigkeiten verlieren will, die er Ihnen anbieten könnte: ein reines tugendhaftes Leben, eine engelreine Seele, eine Liebe, gegen welche die glühende Leidenschaft eines jungen Menschen wahrhaftig nichts, gar nichts ist; denn er würde Sie lieben, wie ein guter Engel den andern. Und, Lotte, Sie erfüllten dann eine große Bestimmung des menschlichen Lebens: Sie wären die Belohnung eines tugendhaften Menschen.

„Weiß Ihr Herr Bruder, daß Sie mit mir reden?“

Behüte Gott! er weiß nicht einmal, daß er Sie liebt. Wie sollte er das auch wissen, da er alle Menschen liebt, als wären sie seine Geliebte!

„Darf ich so lange schweigen, bis er weiß, was Sie zu wissen glauben?" fragte sie lächelnd.

Was ich weiß, Lotte, und was Sie und das ganze Haus wissen, so gut wie ich. Wenn Sie Ja sagen wollen, so schweigen Sie, bis er selbst, durch ein Lächeln, eine Thräne oder einen beredten Seufzer, Ihnen seine Liebe erklärt. Aber wenn Sie Nein sagten, dann würde er unglücklich seyn; und das soll er nicht werden.

„Das soll er nicht!"

Soll das Ja heißen? fragte ich vergnügt.

Sie sah mich ernsthaft an. „Wenn Sie Sich nicht irren, Herr von Mörs, ..." erwiederte sie langsam und stockend. „Ich suche," fuhr sie dann fort, „einen sanften Ausdruck, Ihnen zu sagen, daß ich Ihr Haus verlassen muß."

Das heißt wohl geradezu: Nein? — Lotte, bin ich nicht werth, daß Sie mir einmal vertraut Ihr Herz eröffnen? Ich weiß viel Böses von Ihrem Geschlechte. Lassen Sie mich auch einmal etwas Großes und Gutes erfahren!

„Nun denn, Herr von Mörs, ich liebe Ihren Bruder nicht, nicht so, wie ich ihn lieben müßte, um seine Frau zu werden. Ich habe geliebt, und — wurde betrogen! . . . Wäre ich reich, dann würde ich Ihren Bruder vielleicht heirathen, weil er der beste aller Menschen ist. Man könnte dann nicht sagen: sie hat ihn des Geldes, des Ranges wegen genommen. Hier haben Sie mein Herz ganz offen. Das ist aber ein Geheimniß unter uns!"

Ich schweige. Ein Vorurtheil, Lotte, das sich überwinden, das sich sogar ganz wegschaffen läßt. Eine Erbschaft, die Sie bekommen, das große Loos, das Sie gewinnen! Ich mische mich nicht gern in fremde Händel; Ludwig ist der Einzige, mit dem ich eine Ausnahme mache. Jetzt kenne ich Ihre Gedanken. Nun wollen wir alles, meines Bruders Liebe, und Ihre Empfindungen, der Zeit überlassen. Alles! Gott mache Sie gütig, Lotte, und meinen Bruder glücklich!

Bei diesen Worten trat Ludwig in das Zimmer, und Lotte verließ mich. „Wie leicht

ihr Gang ist!“ sagte er, ihr nachsehend. „Und ihr Geist, und ihr Herz! Bruder, wenn ich das liebe Kind glücklich machen könnte, mein halbes Vermögen wollte ich darum geben. Du bist ja für dich selbst reich genug; und meine Tochter ist sie nun einmal: ich habe ein Vater- und ein Mutterherz für sie.“ Das sagte der gute Ludwig in Tönen, welche die reinste Liebe verriethen.

Sieh, Breymann, so war nach einigen Stunden, anstatt des Teufels, wieder der Engel des Friedens in meinem Hause. Er verlasse dich und die Deinigen nie!

19.

Eduard an Runden.

Weimerssen.

Ist es doch, als wäre die Armand dir und mir zur Plage in der Welt! Von dir ist jetzt die Rede nicht mehr; desto mehr von mir. Ich hoffte, der Lehrer ihrer Tochter sollte sie in eine neue Liebe verstricken, und war meiner Sache schon so gewiß, daß ich

ihr ein Paar Worte darüber sagte. „Nein, mein Herr," erwiederte sie stolz; „ich achtete den Mann, weil Sie ihn mir empfohlen hatten." Er liebt Sie aber, fuhr ich fort. — „Das soll er nicht," erwiederte sie, ungewöhnlich ernst. „Mich soll Niemand lieben, als Einer." Sie setzte sich an ihren Sekretair, schickte ein Billet weg, und sagte mir ganz kalt: „ich habe dem Manne die Lehrstunden aufgekündigt."

Und der Eine, sagte ich eben so kalt, kann Sie nicht lieben. Ich dächte, Sie müßten das endlich einsehen. Er ist Gatte, ist Vater —

„Hm!" sagte sie lächelnd, den schönen Kopf schüttelnd: „der! der! Ich denke nicht an einen Mann, der ein Weib fürchtet. Sie, Winter, würden mich nicht fürchten, und Ihnen würde ich nicht furchtbar geworden seyn; denn — jetzt erst kenne ich die Liebe."

Liebe Armand, sagte ich lachend: keine Miene kleidet sie weniger, als eine sentimentale.

Sie warf einen zornigen Blick auf mich;

doch auf einmal brachen Thränen aus ihren schönen Augen hervor, und sie sagte: „muß denn auch der beste unter den Männern ein Uebermüthiger seyn, wenn er kein Sklav ist? Ja, Ihr Alle seyd entweder Sklaven der Weiber, oder ihre Tyrannen. Darf es Euch wundern, wenn wir Euch verachten? Liebe wollt Ihr nicht, kennt Ihr nicht."

Originell, schöne Armand, müßte ein Liebeshandel zwischen uns Beiden werden! Schlimm, daß ich gerade schon in einen andern mit einer Braut verwickelt bin! — Sie antwortete nicht. Ich wollte sie gern wieder in einen fröhlichen Ton bringen, weil sie dann am leichtesten zu behandeln ist; daher fuhr ich spottend fort, doch mit kleinen Schmeicheleien dazwischen. Sie sind schöner, viel schöner als meine Braut, sagte ich endlich lachend. „Wissen Sie," unterbrach sie mich, erst lächelnd, und dann lachend, „daß ich Lust habe, in Ernst zu nehmen, was Sie mir spottend sagen? Ihre Braut ist hübsch: sie hat Farbe, schöne Züge, eine zarte Figur. Aber Sie müssen

doch selbst gestehen, es fehlt ihr bei dem allen an dem fröhlichen genialischen Leben. Eine gute bürgerliche Hausfrau wird sie werden, die jeden Tag ganz richtig mit dem Morgensegen anfängt, auch jeden mit dem Abendsegen beschließt, und dazwischen nach der Uhr kocht, wäscht, strickt, nähet, und so weiter."

Das ist wahr, liebe Armand. Sie wird, wie eine Schnecke, ihr Haus immer mit sich umher tragen. — Ich fühlte mit inniger Liebe, was ich sagte.

„Spotten Sie, wie Sie wollen. Ich weiß, Ihr Männer möchtet gern, daß Eure Braut ein stolzes genialisches Geschöpf wäre; aber sobald sie mit Euch am Altare gestanden hat, soll sie zahm seyn, wie ein Hündchen, wie ein Hündchen Euer Haus bewachen. Und — so wie ich Ihre Braut gesehen habe . . ."

Gesehen? Sie? meine Braut? Wo denn? wo?

„In Weimerssen. Glauben Sie denn, Winter, ich wäre nicht neugierig genug ge-

wesen, das Mädchen sehen zu wollen, das den stolzesten Mann der Erde gefesselt hat? Warten Sie nur einige Minuten." — Sie ging in das Nebenzimmer, und kam nach einer halben Viertelstunde, wie ein schöner Knabe gekleidet, wieder. „So habe ich sie öfters gesehen. Es kostete mir Künste genug, das möglich zu machen. Endlich aber kamen Sie mit ihr aus dem Park. Ich erwartete an ihrem Arme eine Königin, die, stolz auf Ihren Besitz, triumphirend über den Boden daher schreiten würde; und siehe! da kam ein kleines, trippelndes, schmachtendes Ding, das bei dem Geliebten an nichts denkt, als wie es in dem Brautkranz und dem Brautkleide aussehen wird; das hinter jedem Dutzend Worte ein bewunderndes Oh! sagt, und dann wieder ein demüthiges, gehorsames Ach; das auf Bewunderung rechnet, wenn es nicht vor einem Frosche läuft, der ihm entgegen hüpft; das für jedes rauhe Wort eine Thräne, und für jedes sanfte ein Lächeln in Bereitschaft hat. Und für dieses Mädchen werde ich verstoßen! ich!"

Ja, Armand! Und nun erstaunen Sie! gerade darum liebe ich meine Braut, weil sie ganz so ist, wie sie von Ihnen geschildert wird. — Ich hatte Mühe, das kalt und unbefangen zu sagen; denn ich war nicht wenig erschrocken, als ich hörte, sie hätte Margarethen schon gesehen. Wie leicht konnte sie . . . Ich fuhr scherzend fort, von ihrer Liebe für mich zu reden; doch zugleich dachte ich schon auf Mittel, sie aus der Gegend zu entfernen. Indeß, das Schlimmste angenommen, daß sie sogar mit Margarethen spräche: ich habe fast niemals deinen Nahmen genannt, und man weiß in Weimerssen so wenig von deinen Umständen, daß dein Geheimniß fast gar nicht in Gefahr käme; desto mehr aber Margarethens Ruhe, was auch mein Oheim mir in einer Unterredung zu verstehen gegeben hat.

Sie redete nun mit glühender Leidenschaft von ihrer Liebe. Ich nahm das alles lachend auf; und so folgten denn wieder ein Paar Scenen des Zorns, die sich, wie gewöhnlich, mit einer weichen zerfließenden Reue endigten.

Ganz trocken sagte ich ihr, daß ich sie niemals wieder sehen würde, wenn sie so fortführe. Das half, und wir trennten uns als Freunde. Ich durfte ihr nicht sagen, daß sie sich aus dieser Gegend entfernen sollte; daher brachte ich es unter der Hand dahin, daß ihr das niedliche Landhäuschen, welches sie bewohnt, aufgekündigt wurde.

Als ich wieder zu ihr kam, verlangte sie durchaus, ich sollte bewirken, daß sie das Landhaus behalten könnte. Ich stellte ihr vor, es würde für ihre Tochter besser seyn, wenn sie wieder in Dresden lebte. Sie erwiederte mir ruhig: „ich habe mich schon erkundigt, ob nicht hier in der Nähe eine Wohnung zu bekommen ist; denn diese Gegend will ich schlechterdings nicht verlassen. In Soren ist eine Wohnung, und in Großberg (das nur eine Meile von Weimerssen liegt) auch."

Ich erschrak. Doch faßte ich mich, und sagte kalt: wie Sie wollen, liebe Armand. Ich bedaure nur, daß es dann mit unsrer Freundschaft ein Ende haben muß; denn

meine Braut ist auch — recht bürgerlich eifersüchtig. Welche Braut könnte auch ihren Bräutigam wohl mit Ihnen umgehen sehn, ohne ein wenig eifersüchtig zu werden? Und ich, an meinem Theil, ich bin so bürgerlich gutherzig, daß ich meiner Frau ohne alles Bedenken jede Freundschaft aufopfern würde.

„O Bösewicht! Bösewicht!" rief sie, und ging heftig umher. „Nun wohl! ich bleibe hier!" sagte sie endlich; „hier! Oder — muß ich fort: so zittern Sie!"

Zittern? erwiederte ich spöttisch. — Madame, Sie müssen mir nicht drohen, setzte ich mit einem so kalten, festen Tone hinzu, als ich nur konnte. Sie sah mich furchtsam an, und ihr Ton wurde sanfter. „Wenn ich denn nur hier bleiben kann!" sagte sie.

Das sollen Sie, wenn es möglich ist. Und so mußte ich sie vor der Hand bleiben lassen. Ich hoffe, der Auftritt hat etwas gewirkt. Seitdem ist sie ein wenig behutsamer mit mir gewesen, und meiner Braut erwähnt sie nicht mehr mit einer Sylbe.

Ich begreife nur nicht, auf welche Art

etwas von dem Allen Margarethen zu Ohren gekommen seyn kann. Jetzt ist mir ihr ganzes Betragen klar und deutlich. Das gute arme Mädchen! Fast glaube ich, sie hat die Armand für meine Geliebte gehalten, und das Kind für meine Tochter. Bei dem Allen war sie dennoch freundlich. Wenn sie das helle verklärte Auge auf mich heftete, und mich nur eine Minute lang ansah, dann wurde wohl ihr Blick zuletzt ein wenig dunkel, wehmüthig. Ich hielt dieses Zeichen eines stillen, tödtlichen Schmerzes für Thränen der Liebe; und sie wendete das Auge von mir ab, vielleicht um mir die Thräne eines gebrochenen Herzens zu verbergen.

Mein Oheim befragte mich endlich. Ich brachte mit einigen Worten die Sache ins Helle, doch ohne dich auch nur von weitem zu bezeichnen. Eine Stunde nachher warf sich Margarethe an meine Brust; und, o! wie ganz anders! Sie verbarg mir ihre Thränen nicht mehr; jetzt aber waren es Thränen der zitternden Freude. Ihr Auge strahlte dabei so froh, so selig. Sie fragte nichts;

und das war mir lieb: denn was hätte ich ihr Beruhigendes antworten können? Was ihr Vater gesagt haben mag, um so auf einmal allen Argwohn, allen Verdacht aus ihrem Herzen zu vertreiben, das weiß ich nicht. Aber etwas muß er ihr gesagt haben; und das ist gut! sehr gut!

Ich glaube fast, daß Lotte geplaudert hat; denn nur sie wägt mich noch öfters mit forschenden Blicken. Mein Oheim Ludwig sagt, so oft er mich an seine Brust drückt: ich habe es nie geglaubt, mein Eduard. Oheim Erich flucht auf die Plaudereien; kurz, wir Alle sind glücklich.

Wüßte der Kapitain nur einigermaßen, in welche Gegend Alexander gereist ist, seine Geliebte zu suchen: er wäre schon längst hinter ihm her gesegelt, ihn zurück zu bringen. „Denn" — sagte er gestern, und spreizte dabei die Beine von einander, um recht fest zu stehen, (das ist die Stellung des Stolzes für einen Seemann, sagt Oheim Ludwig) — „sie mag seyn, was sie will, ein Engel, eine Grazie, ein wahrer Tugendspie-

gel, der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit; ja, wäre sie auch noch besser als Gretchen — was doch, beim Teufel! viel sagen will —: so ist doch durch den verdammten Steckbrief (dies Wort spricht er mitten im heftigsten Zorn immer ganz leise aus) alles verdorben! alles!"

Das kommt davon, hob die Base trocken an, daß dem Alexander vom Morgen bis in die Nacht gesagt wurde: heiße du Mörs, oder Peter, das gilt gleichviel! Sey ein rechtschaffener Kerl, das ist alles! Nun kommt es nach! Und so mußte es kommen; denn wenn er hörte, daß ein Zollschreiberpatent als das vornehmste Stück in dem Archive der Mörse aufbewahrt würde, so konnte er wohl denken: je nun! ein Steckbrief ist nicht viel schlimmer; mein Oheim mag ihn zu dem Patente legen.

„Und Dorchens Correspondenz obendrein," sagte Oheim Heinrich eben so trocken, wie die Base. „Mein Zollschreiberpatent ist — bei dem Nahmen Mörs sey es geschworen! — für mich das ehrenvollste Papier; und wenn

das Mädchen, das Alexander sucht, nur zur Hälfte das ist, was Erich vorher da nannte, so mag man den Steckbrief immerhin dazu legen: denn, Base, wenn wir alle Papiere, die unsre sechzehn Ahnen in gerader Linie betreffen, oder betroffen haben könnten, zusammen hätten; ich stehe Ihnen dafür: mein Patent und der Steckbrief würden nicht das Schlimmste in der Sammlung seyn."

Bruder! rief der Kapitain, daß das Zimmer widerhallte: du könntest mir wohl den Gefallen thun das Haseliren zu unterlassen, wenn man ernsthaft ist. Ich weiß schon, nun wirst du uns jeden Steckbrief aus den Zeitungen vorlesen, um nur das verdammte Wort zu nennen. Unsre Ahnherren seit fünfhundert Jahren und darüber waren brave Leute; und wer ihre Ehre angreift, wäre er auch mein leiblicher Bruder, der hat es mit mir zu thun.

Nun, ich will es einmal gelten lassen, daß unsre Familie schon über fünf hundert Jahr alt ist, und daß wir also etwa von der siebzehnten Generation sind. Aber — du

würdest dir darauf nicht so viel zu gute thun, lieber Bruder, wenn du unsre sechzehn Ahnen so genau studiert hättest, wie ich."

Wie du? fragte Ludwig lächelnd. Erich, erstaunt: du? Ich, neugierig: Sie? Und die Base: studiert? Nun, dann wüßte ich wohl, warum!

„Ja, ich!" erwiederte Oheim Heinrich versichernd. „Und, wie gesagt, mein Patent, und sogar auch der Steckbrief (wenn nehmlich das Mädchen unschuldig ist) würden die schlimmsten Stücke in unserm Archive nicht seyn, falls wir alle Papiere, die unsere Vorfahren betreffen, noch hätten. Der Kapitain spricht immer von den Mörsen, und den sechzehn Ahnherren in gerader Linie, ohne ein Wort von ihnen zu wissen. Ich aber, ich, der ich die allergenauesten Nachrichten, schwarz auf weiß habe, ich schweige aus guten Ursachen.

Schwarz auf weiß? riefen wir Alle, und baten ihn, mit seinen Nachrichten hervorzurücken.

„Hm, ja!" sagte er ernsthaft. „Wie viele

viele Personen, Bruder Kapitain, meinst du denn, daß zu deinen Vorfahren durch sechszehn Geschlechter gehören?" Der Kapitain sah ihn verlegen an. „Hier ist Kreide," fuhr Heinrich mit ernster Miene fort: „schreib. Unsre Eltern, zwei; deren Eltern, vier; deren, acht. Nimm die Zahl immer doppelt, sechzehnmal. Recht so! Addire zusammen. Das macht?"

Hundert ein und dreißig tausend und siebzig. Das ist nicht möglich! sagte der Kapitain mit Erstaunen.

„Das ist wirklich, Kapitain. So viel beträgt die Summe unserer Vorfahren, wenn es schon vor fünfhundert Jahren Mörse gegeben hat, von denen wir abstammen. Nun frage ich dich, Bruder Kapitain, möchtest du wohl auf die Ehrlichkeit aller der hundert ein und dreißig tausend und siebzig Menschen schwören? Möchtest du wohl behaupten, es liefe, wenn wir alle Papiere von ihnen und über sie hätten, keins mit unter, das schlimmer wäre, als ein Steckbrief, womit eine Unschuldige verfolgt wird? . . . Base, glau-

ben Sie, daß unter den fünf und sechzig tausend Frauen, die unsere Ahnherren gehabt haben müssen, nicht manche gewesen ist, deren Tagebuch, wenn sie eins geführt hätte, Abscheu bei uns erregen würde, da Dorchens Tagebuch uns Thränen auspreßte? Glauben Sie das nicht? . . . Siehst du, Bruder Kapitain, daß der Zorn nicht thut, was recht ist, und daß du, wenn von unsern sechzehn Ahnen die Rede ist, die Beine nicht so aus einander setzen solltest? Unter so vielen muß nothwendig auch manches Gesindel gewesen seyn. . . . Bruder Ludwig, du denkst gewiß nicht an das, was ich sage, sondern hast deine besondern Gedanken."

Ich dachte eben daran, daß wir Alle nicht wären, ich nicht, du nicht, der Kapitain nicht, deine Kinder nicht, wenn nur Einer von den hundert und ein und dreißig Tausenden nicht gelebt hätte. Gottes Gnade mußte so viele Tausende durch die Blattern, und durch die andern Gefahren der Kindheit und der Jugend bringen, damit ich hier stehen und mit Thränen die Wunder seiner

Barmherzigkeit preisen könnte. O, laß sie gewesen seyn, was sie wollen! Wenn ich nur nicht der Schlimmste unter ihnen allen bin!" — Wie demüthig sagte das der edle Mann!

Der Beste! riefen wir Alle, sogar die Base, und faßten seine Hände. Heinrich sagte höchst bewegt: „Bruder, und hätten die Tausende weiter kein Verdienst, als daß du, der beste Mensch, von ihnen entsprossen bist, so könnten wir stolz auf sie seyn. Sie haben dich nicht geadelt; du adelst sie."

Hm, ja! sagte Erich kleinlaut: du hast Recht. Ich habe noch nie bedacht, daß unserer Vorfahren so viele gewesen sind. Aber so kümmern mich auch die Steckbriefe und andre Teufeleien nicht, die unter ihnen vorgekommen seyn mögen.

„So wenig wie ihre Ehrenthaten und Preismedaillen, denk' ich. Eins geht mit dem Andern auf."

Mag seyn. Aber wenn du mich lieb hast, so erwähne des Steckbriefes nie wieder, ausgenommen wenn wir so allein sind. (Nur die drei Oheime, die Base und ich waren in

diesem geheimen Concilium; Lotte und Gretchen hatten, auf Erichs ausdrückliches Verlangen, nicht zugegen seyn dürfen.)

Das versprach der Oheim. Erich brummte im Weggehen: Hundert ein und dreißig tausend! und ich meinte: sechzehn Paare. Der Teufel! wie man sich irren kann!

„Das kann dich tolerant machen," rief Heinrich ihm nach. —

Und dankbar gegen den gütigen Himmel! lispelte Ludwig, mit einem freundlichen Blick auf den Bruder.

20.

Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

Mir geht ein Plan im Kopfe herum, liebe Friederike, über dessen Rechtlichkeit ich nicht mit mir einig werden kann. „So geben Sie ihn auf!" würde der Zollschreiber sagen. „Was recht ist, muß klar und einfach seyn." Aber, mit seiner Erlaubniß, das ist es nicht immer. Müßte ich denn nicht auf seinen eigenen Antrag, seinen Bruder Ludwig

zu heirathen, geradehin Nein antworten, weil ich nicht weiß, ob es recht ist, ihn zu nehmen, da ich ihn nicht so liebe, wie jenen verächtlichen Bösewicht? Doch davon nachher, liebe Friederike.

Die Base, die den verwickeltsten Knäuel auflösen kann, wenn sie nur erst ein Endchen bemerkt — sie hat einen so sichern Takt, Begebenheit an Begebenheit zu reihen, daß sie mir immer mehr wie eine Prophetin vorkommt („Ein wahrer Rabe," sagt der Oheim: „sie kündigt nur Unglück an!") — nun, diese Base hörte in Gesprächen den Kapitain ab, dann den jungen Winter, dann den Bedienten; und so setzte sie eine Geschichte zusammen von einem Liebeshandel, den Winter mit der Französin haben sollte.

Dem armen Gretchen brach das Herz. Ich redete nun mit dem alten Herrn, ihrem Vater, öfters so ernst, und zuletzt so derb, daß ich ihn endlich aufmerksam machte, ob er gleich bis dahin unaufhörlich sein: „Klatscherei! nichts weiter!" wiederholt hatte. Was ist nun aber zu thun? fragte er,

so oft er mich sah; und diese Frage brachte mich jedes Mal in Verlegenheit: denn wozu sollte ich rathen?

Eines Morgens, als er Gretchen weinen sieht, schiebt er die Mütze auf dem Kopfe rings um, und sagt: „Hm! ich darf mir ja nur vorstellen, die Geschichte wäre in eine Tapete gestickt; und das will ich auch thun." Er ging fort, und ließ Eduard zu sich rufen. Eduard kam nach einiger Zeit mit einem klaren, hellen Gesichte von ihm zurück: Ein gutes Zeichen. Bald nachher kamen der Kapitain und Ludewig, und herzten und küßten ihn: das zweite gute Zeichen.

Und nun stellte sich der Zollschreiber bei uns ein. Er gab der Base einen derben Verweis für ihre Klatscherei, und mir unter vier Augen auch. Eduard war jetzt vollkommen gerechtfertigt, und Margarethe schwebte im Himmel. O, du hättest sie sehen sollen, wie sie von uns weg in den Garten hüpfte, mit ausgebreiteten Armen, als wollte sie empor schweben! wie sie die erquickende Luft in die leichte Brust sog; wie sie ein Kind war,

ganz ein Kind, und Kränze flocht, sie dem beleidigten Geliebten entgegen zu bringen! Ach ja! wenn ich so auf einmal erfahren könnte, er, der mich so schrecklich beleidigte, wäre unschuldig!

Die Base hatte den Verweis des alten Herrn mit ein Paar „So! so!" ruhig hingenommen. Es verdroß mich, daß ich mich hatte von ihr täuschen lassen. Ich setzte mich zu ihr, und hob an: das soll mir eine Warnung seyn, künftig nur meinen eigenen Augen und Ohren zu trauen. Wie Sie Sich doch geirrt haben!

„Ist denn das schon so ausgemacht?" sagte sie ruhig. „Daß Gretchens Vater in diesem Punkte eben nicht die strengste Moral hat, wissen Sie. Soll Gretchen nun einmal Winters Frau werden, so ist es freilich besser, wenn sie nichts weiß. Nur meine Absicht, das gute Kind zu retten, bewog mich zu reden."

Aber, wenn Sie auch jetzt noch zweifeln können? sagte ich etwas heftig.

„Ich zweifle, bis ich sehe; thun Sie,

was Sie wollen, Lotte. Incognito! Sehe doch einer! Zu dem allerstrengsten Incognito gezwungen! Ich weiß in der Welt nichts, was ein Frauenzimmer zu einem Incognito zwingen könnte, als etwas Böses."

Die alte Unglücksprophetin machte dabei ein so listiges Gesicht, daß ich zitterte. Gewiß dachte sie daran, daß auch ich ein strenges Incognito beobachte. O, in der Nähe dieser Person, die aus einem Seufzer eine ganze Geschichte zu machen versteht, muß ich es ja wohl thun! — Die alte Sybille fuhr fort: „das Incognito ist Ein böses Zeichen; daß er die Geschichte der Armand nicht wenigstens im Auszuge erzählte, ist das zweite; daß uns Vetter Heinrich so bestimmt, und doch nur so im Vorbeigehen, sagte, er hätte das alles von Eduarden, ist das dritte: denn so etwas sagt man, wenn es wahr ist, ausdrücklich. Kurz, es war gar nicht der Vetter Heinrich, der so redete, sondern Gretchens Vater, der nur Ruhe im Hause haben will, was es auch kosten möge. Nur Geduld! Nach vier Wochen will ich Ihnen mehr sagen, mehr als das."

Fräulein! Sie wollen wieder horchen, ausfragen, und kundschaften lassen?

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Ich horche nicht, ich höre nur. Und das Glück einer so nahen Verwandtin muß mir etwas werth seyn. Ohne zu spioniren, erfahre ich, was ich wissen will. Eduard ritt zeither jede Woche zu der Französin. Reitet er nun Einmal wieder hin (das muß er), so beweist das nichts. Bleibt er dann weg, oder reist er unter Vorwänden, so ist es richtig; denn Gretchens Vater mag seyn, wie er will, so hat er Eduarden doch gesagt: reise wenigstens nicht so oft hin, und treibe es heimlicher, oder schaffe sie lieber gar aus unsrer Nähe. Ist Eduard ganz unschuldig, so reitet er nach wie vor; ist er aber schuldig (was ich glaube), so reitet er noch Einmal, und zwar bald: dann setzt er seine Reisen aus, oder die Französin verschwindet. Nun, das kann man ja abwarten."

Die alte Sybille hatte es nur allzu richtig getroffen. Eduard ritt schon am folgenden Tage, kam bald zurück, und hat nun

seit drei Wochen an keine Reise wieder gedacht. „Nun?“ sagte die Base: „habe ich nicht Recht gehabt? Warum denn das, wenn er unschuldig ist? Gretchen kann er wohl täuschen; mich nicht.“

Sie schwieg, um von mir zu hören, was ich dächte; ich sagte aber ganz absichtlich keine Sylbe. „Meinen Sie nicht,“ fuhr sie dann fort, „daß wir es Gretchen sagen müssen?“

Nicht eher, als bis Sie überzeugende Gewißheit haben.

„Sie sind ein kluges Mädchen, Lotte,“ fuhr sie fort, „und haben in der Schule der Welt Erfahrung bekommen: darauf wollte ich schwören. Gewiß, Sie zweifeln nicht mehr.“

Die Sybille hatte Recht; ich war beinahe gewiß, daß Winter nicht unschuldig seyn könnte. Aber der Vater! wäre es möglich, daß er selbst das Unglück seiner guten Tochter wollte? Ich sagte ihr das. „Können Sie es Sich denn gar nicht als möglich denken,“ antwortete sie, „daß Eduard so-

gar seinen Oheim betrogen hat? Wenn ich Ihnen nun Gewißheit gebe?" Ich sah sie voll Erwartung, voll Angst, mit starren Blicken an; denn ihr Gesicht strahlte von einem boshaften Triumphe.

„So hören Sie! Den Dienstag vor drei Wochen" (das war der Tag, an welchem Gretchens Vater die Sache abgemacht hatte) „bekommt der Eigenthümer des Hauses, worin die Französin wohnt, einen Brief von Eduard: er soll ihr die Miethe aufkündigen, aber um des Himmels willen sich nicht merken lassen, woher das kommt. Das geschieht. Den Donnerstag reitet Eduard selbst zu der Französin. Beide zanken sich heftig: sie will nicht weg, und er besteht darauf. Sie droht ihm, und er muß nachgeben. Nun bleibt sie, und Eduard miethet das Landhaus von dem Eigenthümer aufs neue. Und das Zanken zwischen der respektabeln Unglücklichen und Eduard, der ihr einziger Schutz seyn soll, ist etwas sehr Gewöhnliches."

„Noch mehr!" fuhr sie fort. „Ein jun-

ger Mann, der Lehrer ihrer Tochter, liebt sie. Merken Sie wohl auf, Lotte! Das ist etwa sechs Wochen her. Die ehrwürdige Unglückliche und der edle Eduard zanken sich mit einander. Eduard ruft zornig: er liebt Sie! und die Französin schreibt in seiner Gegenwart dem jungen Manne ein Billet, worin sie ihm ihr Haus verbietet."

Und das alles haben Sie?

„Von der Eigenthümerin des Landhauses, worin die Französin wohnt. Es ist eine Verwandtin von meiner Jungfer. Die liebe Einfalt selbst. Wollen Sie das alles mit Ihren eignen Ohren hören, so gehen Sie nur auf mein Zimmer. Die Frau weiß nicht, wer Eduard ist; ein bloßer Zufall hat sie hieher geführt. Ich habe verhindert, daß sie niemanden im Hause hat sprechen können. Meine Jungfer, wissen Sie, ist taub; mit der hat es keine Gefahr!"

Ich war erschrocken; doch ging ich zu der Frau, und fand an ihr ein geschwätziges, gutartiges, höchst einfältiges junges Weib, das mit Absicht die Wahrheit gewiß

nicht entstellte. Alles, was mir die Base gesagt hatte, war, leider, richtig. Die Frau wußte nicht, daß Eduard uns etwas anging; doch ein Irrthum in der Person ließ sich nicht denken, da sie Wintern so genau beschrieb, daß er unmöglich verkannt werden konnte.

„Nun?" fragte die Base, als ich zurück kam.

Es scheint, Fräulein, daß Sie Recht haben.

„Es scheint nur? es scheint? Es ist, sage ich Ihnen. Wahrhaftig das Zeugniß der Frau wäre nicht einmal erst nöthig; denn, Lotte, glauben Sie mir, sehr vieles in der Welt ist schon darum wahr, weil es etwas Böses ist, oder weil das Gute — was es wohl auch seyn könnte, wenn es nichts Böses wäre — zu gut ist, allzu gut!"

O Fräulein, dieser Grundsatz ist abscheulich! Ich möchte nicht leben, wenn das wahr wäre.

„Abscheulich, oder nicht. Ich habe mich dabei in meinem Leben, wenn auch nicht wohl

befunden, doch nicht betriegen lassen. Wenigstens konnte ich doch warnen, abrathen! ... Sie denken nach?"

Ich überlege, was nun zu thun ist. Am besten wäre es wohl, wenn wir alles ganz ehrlich dem Oheim Heinrich sagten.

„Wozu soll das führen?" fragte sie lächelnd. „Der hat nun einmal gesagt: Eduard ist ein ehrlicher Mann. Zeigen Sie ihm jetzt die Französin in Eduards Armen, so wird er Ihnen Ihre fünf Sinne abstreiten, um sein Wort in Ehren zu erhalten. Weibergeklatsch! wird er sagen. Aufs höchste liest er Eduarden den Text, und dann bleibt alles, wie es ist. — Wären Sie an Gretchens Stelle, würden Sie dem nicht danken, der Ihnen die Wahrheit entdeckte?"

Das heißt, wir sollten es Gretchen sagen? Gerade heraus, Fräulein: das würde ich unbedenklich thun, wenn ich selbst gehört und gesehen hätte, was die Frau gesehen und gehört haben will; denn es ist doch möglich, daß es anders seyn kann.

„Nun, Sie können ja selbst hören und sehen. Fahren Sie nur nach Halbe zu dem Prediger, der Sie schon so oft eingeladen hat. Das Landhaus, wo die Französin wohnt, liegt nur eine halbe Stunde von dort. Sie gehen dahin, und besuchen das Frauenzimmer unter einem gleichgültigen, wahrscheinlichen Vorwande. Das Gespräch kann, wenn Sie wollen, bald auf Weimerssen, auf den Herrn von Mörs, und auf seine Tochter kommen. Sie haben gehört, daß sie schön ist, daß ihr Bräutigam, der den Ruf eines sehr edlen Mannes hat, bis zum Sterben in sie verliebt seyn soll, daß die Hochzeit bald seyn wird, und Sie — ei, da haben wir ja schon einen Vorwand! — Sie wünschen, daß sie des Fräuleins Brautputz zu machen bekommen möchten. Sie sind nehmlich eine Putzmacherin aus **g. Und da Sie viel von dem Geschmack der Französin gehört haben, so wünschen Sie, für sie zu arbeiten und von ihr zu lernen. Nur brav geschwätzig! zwischen Gretchens Lob jedes Mal ein Paar

Worte von der neuesten Mode. Sie haben ja ohnedies die Gabe, allen Menschen zu gefallen, so viel Sie nur wollen." — Diesen Stich nahm ich hin, ohne zu thun, als ob ich ihn merkte.

Ich verwarf den Plan sogleich, konnte ihn aber nicht wieder aus dem Kopfe bringen: denn — muß nicht Gretchen gerettet werden? Und wenn ich nun bedenke, wie unbesorgt sie auf der dünnen Rinde, unter der ein Feuermeer die gräßlichen Flammen empor schlägt, — wie sie über diesem Vulkan so emsig, so fröhlich, an der Hütte ihres Glückes bauet! Friederike, wenn alle Menschen, so wie Gretchen, ihre Palläste, ihre Pyramiden, ihre Häuser und ihre kleinen Hütten auf dem morschen Grunde des Lebens, auf der dünnen Rinde, die das Grab bedeckt, aufführen: so — ach, ist denn das Glück etwas anders, als eine Täuschung, eine triegerische Hoffnung? — so möchte ich die Base verwünschen, daß sie dem armen Mädchen die wenigen süßen Stunden rau-

ben

ben will, vielleicht die einzigen, die ihr das Schicksal bestimmt hat.

Und doch, wenn ich wieder bedenke, daß dieser treulose, verächtliche Mensch den tödtlichen Dolch gegen ihr Leben zuckt, so — möcht' ich zu ihr eilen, und ihr sagen: o, laß uns fliehen, Margarethe! sie sind alle treulos, alle Betrieger. — Aber wohin? wohin? Giebt es denn auf der Erde keine andre Freistätte für die Treue, als das Grab? Ach, Friederike, der Oheim Ludwig ist der einzige Mann, der mich nicht betriegen würde. Und warum muß ich ihn nun nicht lieben?

21.

Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

O, liebe Friederike, welch ein treuloses Ungeheuer! Alles, was die alte Prophetin sagte, ist nur zu wahr! Welch ein Gewebe von Verführung, Verächtlichkeit, Uebermuth und Abscheulichkeiten aller Art! Könnte ich doch mein Gefühl der tiefsten Verachtung jedem Mädchen in die Brust hauchen

Sind denn Thränen und Gram das Einzige, womit wir die Abscheulichen bestrafen können? Kaum kann ich mich enthalten, ihm in's Gesicht zu sagen: verächtlicher Bösewicht! Meine ganze Seele flammt, wenn ich diesen lächelnden Heuchler nur sehe, oder den freundlichen Ton seiner Stimme höre.

Es traf sich alles besser, als ich dachte. Ich war im Garten, und Margarethe kam mit einem höchst ängstlichen Gesichte zu mir. „O, die böse, gute Base!" sagte sie, „fängt sie nicht schon wieder an, mich zu quälen? Ich war so glücklich, so glücklich! Und wenn auch! Lotte, möchten Sie einen Sterbenden, der Engel sähe und den offnen Himmel, — möchten Sie den aus seiner Täuschung erwecken, auch wenn Sie könnten?"

Einen Sterbenden nicht; wohl aber einen Kranken, der in einen Abgrund springen wollte, weil er ihn für den Himmel hielte.

„Also ist es wahr, Lotte, was die Base mir gesagt hat? Also ist er treulos? er liebt mich nicht, er betriegt mich?"

Sie kennen ja die Base, Gretchen, und wissen, daß sie Eduards Feindin ist.

„Aber die Wirthin aus dem Hause, worin die Französin wohnt! Ach, ich Unglückliche!"

Die Base hatte Gretchen alles gesagt, und sie auch mit der Wirthin der Französin sprechen lassen. Ich konnte jetzt nichts thun, als noch einige Zweifel gegen die Wahrheit dieser Aussage erregen. Gretchen schüttelte den Kopf. „Sie wollen mich trösten, Lotte, Sie wollen mir Hoffnung machen. Ach, Sie wissen nicht, was ich wünsche, was ich denke. Ich bin ja doch einige Monathe recht glücklich gewesen! Mein Vater sagte einmal zu der Base, die über das kurze Leben einer Eintagsfliege mit einer gewissen Härte spöttelte: das Thierchen lebt länger als Sie, Base; denn es liebt, und stirbt erst dann. Er erklärte sich nachher darüber, daß eine Sekunde zu einem Jahrhundert werden könnte. Damals verstand ich ihn nicht; jetzt verstehe ich ihn. Glauben Sie mir, ich habe gelebt, wenn auch nur einige Monathe. „Noch Einen Wunsch habe ich," setzte sie

leise hinzu: „ich möchte nur ein einziges Mal die Glückliche sehen, die er liebt! Das wünsche ich schon lange, und habe es nur nicht gestanden. O Lotte!"

Ich erschrak. Sie bedenken nicht, liebes Gretchen — Seine Untreue ist doch so ausgemacht noch nicht.

„Haben Sie die Frau gesprochen?" fragte sie leise und mit einer rührenden Wehmuth.

Ich habe sie gesprochen. Wohl! ich will zugeben, daß die Französin seine Geliebte war. War! merken Sie das Wort, Gretchen. Aber, Sie werden doch von der Frau gehört haben, daß er die Französin wegschaffen will. Und so scheint es, Gretchen, daß er jetzt Sie liebt, und daß Sie noch sehr glücklich werden können.

„Ach, Lotte! wie soll ich Ihnen das sagen, was ich denke? Ich halte ihn nicht für so treulos. Lieber will ich unglücklich seyn, als ihn für einen Bösewicht halten. — Als er hieher kam — der Wunsch seiner Verwandten, die er liebt, und denen er nichts

abschlagen kann; Mitleiden mit dem armen thörichten Mädchen, das ihm ein Herz voll Liebe entgegen trug!. . . Wer weiß, welche Mißverständnisse mit seiner Geliebten dazu gekommen seyn mögen, daß er geglaubt hat, von der Verbindung mit ihr frei zu seyn. Er war schwach, aber kein Bösewicht. Noch immer liebte er seine Geliebte, die Mutter seiner Tochter. Denn sie selbst haben mir ja gesagt, er wäre kalt gegen mich. Sehen Sie, nun steht er zweifelnd da: dorthin ziehen ihn das Glück, seine erste Liebe, seine Tochter, die Gerechtigkeit, die Pflicht, alles was in der Natur heilig ist; hieher ziehen ihn nur Mitleiden, Scham, Furcht vor seinen Verwandten, meine Thränen, meine Seufzer. Ach, er wäre treulos, wenn er mich liebte; er wäre ein Bösewicht, wenn er die erste Geliebte, wenn er seine Tochter verlassen könnte!" Das alles sprach die Arme langsam, mit leisen Tönen; und dennoch schien es, als wollte bei jedem Ton ihr Herz zerbrechen.

Großmüthige, edle Seele! sagte ich. Aber

ich fürchte, Sie täuschen sich selbst mit dieser Großmuth. Sie lieben ihn nur allzu sehr.

„Ja wohl, ja wohl! Ich liebe ihn zu sehr. Doch der Gram — o, gewiß nicht Zorn, nicht Haß — der Gram wird mich tödten: das ist alles. Nun möchte ich aber die Frau gern kennen lernen, für die ich sterbe. Wenn ich sie nur ein Paar Minuten sprechen könnte!"

Das ist unmöglich, liebes Kind. Sie bedenken nicht . . . Wie würden Sie eine solche Unterredung aushalten!

„Habe ich doch den Gedanken ausgehalten, daß er nicht mehr mein ist. O, wozu hätte ich nun nicht Stärke! Glauben Sie mir, Lotte . . ."

Gute Margarethe, es ist unmöglich, in der That unmöglich. Bedenken Sie doch nur, wie auffallend — ich brauche das sanfteste Wort — ein solcher Besuch wäre!

„Für mich ist nichts mehr unschicklich, liebe Lotte; gar nichts mehr. Ich muß die Frau sehen, die er liebt, die ihn glücklich macht, ich muß seine Tochter sehen. — Se-

hen? o, nur sehen? Eduards Tochter? Ich muß sie an mein pochendes Herz drücken, muß sie mit meinen Thränen benetzen. Meinen Sie," fuhr sie stärker und heftiger fort, „ich würde ruhig sterben können, wenn ich seine Tochter nicht gesegnet hätte?"

Bedenken Sie, gute Margarethe: was würde die Frau sagen, wenn Eduards Braut sie besuchte! Es ist unmöglich!

„O, ich habe alles überlegt, ich bin zu allem entschlossen. Muß ich denn Eduards Braut seyn? Und, Lotte, wie bitter spotten Sie! Bin ich denn seine Braut? . . . Wir fahren dahin; es zerbricht etwas an unsrem Wagen, und wir gehen in ihr Haus. Es giebt ja tausend Vorwände, sie zu besuchen, ohne daß wir zu sagen brauchen, wer wir sind."

Aber, Gretchen, wenn Eduard erführe, daß Sie dort gewesen wären! Müßte er das nicht von der zartfühlenden Margarethe ein wenig unzart finden?

„Das müßte er, wenn ich seine Braut wäre, wenn mich Eifersucht, oder Haß, oder

Argwohn zu diesem Schritte getrieben hätte. Aber, da alles vorbei ist, Lotte, alles, (und eben mein Vorsatz, die Frau zu sehen, kann Ihnen ja zeigen, daß für mich gewiß alles zu Ende ist) . . ."

Sie **bringen** dadurch alles zu Ende, liebes Kind; Sie zerreißen dadurch jeden Faden, der Sie noch an Eduard bindet. Es ist unmöglich!

„Den will ich zerreißen!" sagte sie stolz. „Wenn Sie an meiner Stelle nicht eben das thun würden: dann, freilich, können Sie nicht begreifen, warum ich das will, was ich will."

Liebes Gretchen, Sie sind jetzt zu begeistert, als daß Sie die Sache richtig beurtheilen könnten. Thun Sie keinen Schritt, bis . . .

„Bis ich ruhiger bin? Wohl! ich bin es. Antworten Sie mir. Darf ein Mädchen einer Frau ihren Mann, einer Tochter ihren Vater entreißen, wenn sie auch könnte?"

Freilich nicht. Aber bedenken Sie, daß hier der Fall anders seyn kann, daß die Frau-

zösin vielleicht eine verächtliche Person ist, die solche Ansprüche gar nicht macht.

„Nun denn!" sagte sie stolz: „ist der Mann, der sich verlobt, und nebenher eine verächtliche Person hält, nicht verächtlich? Und müßte ich eine Verbindung mit einem so verächtlichen, ausschweifenden Manne nicht zerreißen? Eduard sey, was ich glaube, schwach; oder er sey, was Sie glauben, verächtlich, treulos, ausschweifend: in beiden Fällen muß meine Verbindung mit ihm aufhören. Meinen Sie das nicht, Lotte?"

Was konnte ich antworten! Ich wurde verlegen; endlich sagte ich: Gretchen, würden Sie keinem Manne eine Ausschweifung vergeben?

„Könnten Sie es, Lotte? Glauben Sie, daß ein unschuldiges Mädchen es darf? Würden Sie ein Mädchen, das es könnte, achten?"

Aber, fragte ich, kann er nicht gänzlich unschuldig seyn? Läßt sich das gar nicht als möglich denken?

„O, Lotte!" sagte sie heftig, mich an sich

pressend: „wenn Sie eine Möglichkeit sehen, so reden Sie! Ich bitte, ich beschwöre Sie." — Ich schwieg betrübt und ängstlich. — „O, sehen Sie wohl? sehen Sie? Aber auch dann," fuhr sie, mit einer unnennbaren Gewalt sich fassend, fort: „auch dann! Was wäre denn Böses dabei? Ich würde an seine Brust fallen, und ihm sagen, was wir mit einander gesprochen haben; er möchte dann entscheiden, ob er das dem Herzen seiner Braut nicht verzeihen könnte."

Ich kann dagegen nichts einwenden, Gretchen; doch überzeugt bin ich noch nicht. Es ist etwas in meinem Gefühl, das sich dagegen setzt.

„Nun denn!" (sie wendete sich wehmüthig von mir ab) „so geh' ich allein. Ich bin fest entschlossen, die Frau und seine Tochter zu sehen. O, ich hoffte, meine Lotte würde mit mir reisen; sie würde, wenn ich dort wäre, dem armen verzagenden Herzen Muth einsprechen; das Wort nehmen, wenn der Schmerz meine Stimme erstickte; mich zurückhalten, wenn ich mich verrathen wollte;

mich belehren, was ich sagen, was ich thun müßte."

Wir wollen es überlegen, sagte ich endlich. Noch schlage ich Ihnen nichts ab, Gretchen.

„So lassen Sie uns doch sogleich überlegen, sogleich! Und, Lotte, was ist denn noch zu überlegen? was denn?"

Wenigstens, wie wir es anfangen müssen, daß alles geheim bleibt, daß Niemand, besonders die Base nicht, etwas davon erfährt. Wir müssen überlegen, auf welche Weise wir zu ihr kommen können, welche Rollen wir zu spielen, und was wir zu sagen haben. Denn als Fräulein von Mörs dürfen Sie doch nicht auftreten. Wie leicht könnte die Frau wissen, daß Eduard Sie liebt!

„Liebt? Aber ja! sinnen Sie nur. Ich überlasse Ihnen alles. Es ist ja nur mein Wunsch, die Frau zu sehen, und Eduards Tochter an mein Herz zu drücken. Weiter gar nichts."

Je mehr ich über Margarethens Idee nachdachte, desto weniger schien sie mir aus-

führbar; und das sagte ich dem armen Mädchen endlich geradezu. Sie antwortete mir sehr ruhig: „das habe ich beinahe erwartet; und so bin ich denn entschlossen, allein zu reisen. Sie haben Recht; mein Vater könnte es Ihnen übel deuten, wenn er es erführe."

Auch Ihnen, fiel ich ein. — „Auch mir; aber hindern wird mich das nicht, so wie nichts auf der Welt. Jetzt bitte ich Sie denn nur, schweigen Sie so lange, bis ich da gewesen bin; oder, wenn Ihnen auch das unschicklich scheint, so reden Sie, mit wem, und was Sie wollen. Ich habe schon mit dem alten, guten Kutscher gesprochen, und der findet alles ganz leicht. Ein Rad, sagte er mir, soll ablaufen, wo und wann Sie es verlangen. Ich nannte ihm das Leisdorfer Herrenhaus. (So heißt die Wohnung der Französin.) Da? sagte er nachdenklich, und immer betrübter: ach! ich verstehe schon, Fräulein Gretchen. Da wohnt die Frau, oder Jungfer, was sie ist. Und da wollen Sie so einen Vorwand, abzustei-

gen. Recht, Fräulein! Selbst ist der Mann! Sie werden ja hören, wie viel davon wahr ist. Ich denke, am Ende nichts. Und der Papa soll nicht ein Wörtchen erfahren. — Sie sehen, Lotte, daß ich einen mitleidigen Menschen gefunden habe." Bei diesen Worten schwamm sie in Thränen.

Ich fragte sie kalt: sind Sie fest entschlossen, Margarethe?

„Fest! fest!" (Sie legte die Hand auf die Brust.)

Wohl! was nun auch daraus entstehen mag, ich reise mit Ihnen. Aber Sie überlassen mir den Gang, den die Unterredung nehmen soll. Ich bestimme sogar die Länge des Besuches, und Sie gehorchen. Unter dieser Bedingung begleite ich Sie. — Nun drückte sie mich mit einer ihr ungewöhnlichen Heftigkeit in die Arme. —

Alles ging zufälliger Weise so gut, daß wir es nicht besser hätten wünschen können. Oheim Heinrich redete eben mit Eduard und Ludwig über eine Fahrt. Sie wollten einen alten Bekannten besuchen und drei Tage aus-

bleiben. Margarethe sah mich lächelnd an. „Und Ihr, Prinzessinnen?" sagte der Zollschreiber, nachdem Eduard das Zimmer verlassen hatte: „Ihr sehet Beide so blaß aus, daß es Euch gut wäre, wenn Ihr auch einmal den Hausstaub von Leib und Seele abschütteltet. Lotte, Sie kennen Gretens Pathe, eine sehr brave Frau, die Hofräthin Saxe, noch nicht. Morgen könnt Ihr Beide hinfahren, und übermorgen Abend seyd Ihr wieder hier."

Gretchens Gesicht verklärte sich. Wer soll uns fahren? fragte sie, mit gespannter Erwartung. „Der alte Kutscher; wir probiren des Kapitains neue Füchse." Die Base war zugegen. Ich bat sie, mir von Gretchens Pathe zu erzählen, und stellte mich, als wenn mir die Reise sehr gleichgültig wäre. Gretchen, deren Gesicht vor Unruhe glühete, durfte sich den ganzen Tag nicht viel sehen lassen. So entgingen wir, hoffe ich, den spähenden Blicken der Base.

Der Plan wurde im Ganzen entworfen, und Gretchen übernahm es, dem Kutscher seine Rolle zu geben.

Am folgenden Morgen ließen wir erst die Herren abfahren. Nun kleideten wir uns Beide so einfach an, daß wir sehr wohl für ein Paar Frauenzimmer vom Mittelstande gelten konnten. Ich war eines Predigers Frau, die ihres Mannes Schwester, Gretchen, wieder nach Dresden zu ihren Eltern bringen wollte. — Trotz allen ihren Vorsätzen und Versprechungen fürchtete ich dennoch, daß ihr Schmerz ausbrechen könnte; und für diesen Fall erfanden wir ein Mährchen. „Ich habe meinen Bräutigam verloren," sagte Gretchen; und ich ließ es dabei. Unterweges sagte sie mit dem tiefsten Schmerze, ganz leise: „wenn ich nicht fände, was ich erwarte, was ich wünsche! Lotte, wenn es eine Frau wäre, die sein Herz nicht verdiente!"

Ich hoffe, sagte der alte Kutscher, der vierzig Jahre im Hause ist, Sie sollen alles viel besser finden, als Sie glauben, liebes goldenes Fräulein; denn was wird nicht in der Welt gesprochen! Und Eduard? O, der ist gut, wie die helle Sonne am Himmel. Glauben Sie mir das!

Endlich rief der alte Mann: wir sind an Ort und Stelle! Sehen Sie dort hinten das rothe Dach? Das ist das Herrenhaus. Seyn Sie nur unbesorgt; es soll Ihnen kein Schade geschehen. Ich lasse das Rad sanft ablaufen; es wird Ihnen seyn, als lägen sie in einer Wiege.

Dicht bei dem Hause lehnte sich der Wagen sanft an eine Gartenmauer. Der Kutscher erhob ein Geschrei, als wollte er die Todten erwecken. Oben im Hause wurde ein Fenster geöffnet, und es sah ein Frauenzimmer in einer Nachthaube heraus. Der Kutscher sagte, laut genug, um auf tausend Schritt rings umher gehört zu werden: hol's der Teufel! das Rad ist gebrochen! Treten Sie nur hier in den Garten, Frau Pastorin. In einer Stunde soll der Wagen wieder im Stande seyn.

Er band das Rad mit einem Seile fest, und schleppte den Wagen nach Leisdorf zurück. Wir traten sehr furchtsam in den Garten.

Das Erste, was wir sahen, war ein

Kind,

Kind, etwa von sechs Jahren. O, Friederike, wie beschreibe ich dir diesen Engel! Ein Köpfchen mit braunen seidenen Locken; ein gutherziges, offnes Gesichtchen, und doch ein feiner Zug des heitersten Muthwillens darin; offne, große, funkelnde schwarze Augen; in den runden, und doch so zarten, in Morgenröth getauchten Wangen lachende Grübchen. Das Kind trug ein leichtes, weißes Kleid; die Arme, die Brust und ein Theil der Schultern nackt, so weiß wie Schnee, und wunderschön! Es lief, mit aufgehobenen Armen, und mit Blumen in beiden Händchen, auf mich zu. Mutter! Mutter! rief es schon in der Ferne, freudig jauchzend. Als es mich erkannte, blieb es stehen, näherte sich langsam, erröthend, doch nicht blöde, und sagte mit einem sanften Engelslächeln: ich gebe dir Blumen! Gretchen sagte, mit Thränen in den Augen: „ach Lotte! sehen Sie wohl? das Gesicht, die Augen!"

Ich verstand sie; mir schien es aber nicht so, als ob das Kind Eduarden ähnel-

te. Ich winkte ihr, sie möchte ruhig seyn; doch sie hockte zu dem Kinde nieder. Friederike, habe ich je etwas Entzückendes, etwas Rührendes gesehen, so war es dieses Schauspiel. Sie liebkos'te dem Kinde auf das zärtlichste, und drückte es an ihre Brust mit mehr als mütterlicher Innigkeit. „O, wie lieb' ich dich!" sagte sie endlich.

Meine Mutter hat mich auch lieb.

Wie heißt deine Mutter, mein Kind? fragte ich.

Armand! antwortete die Kleine, mit zunehmendem Vertrauen.

„Und," fragte Gretchen mit sehr leiser und sanfter Stimme, wobei sich eine sanfte Blässe über ihr Gesicht ergoß, „wie heißt dein Vater?"

Mein Vater? antwortete das Kind mit großen Augen, und erzählend: der bringt mir immer viel mit, recht viel. Er ist lange nicht hier gewesen; aber nun muß er bald kommen. Wenn ich recht gut bin, und schön singe, dann hat er mich immer lieb.

Was bringt er dir denn mit? fragte ich schnell.

„Wie heißt dein Vater?" fragte Gretchen, und sah dem Kinde starr in die Augen.

Er heißt, fing das Kind geheimnißvoll an — ja, ich weiß es nicht, und die Mutter auch nicht. Er ist todt, aber er lebt noch. Und ich muß Eduard zu ihm sagen.

„Zu wem mußt du Eduard sagen?" fragte Gretchen weiter. (Ich bemerkte nicht die mindeste Spur von Unmuth in ihrem blassen Gesichte.)

Zu wem? Je nun, zu dem Vater, wenn er geritten kommt, auf einem ganz weißen Pferde, trapp! trapp! Und dann lauf' ich die Treppe hinunter, und die Mutter auch. Und dann freue ich mich, und klatsche in die Hände; denn er bringt mir immer etwas mit.

„Du hast deinen Vater wohl recht lieb, mein Kind?" fragte sie mit bebendem Tone weiter.

Das Kind legte beide Hände auf die Brust, drückte sie mit sprechender Geberde fest an, und sagte: so, so hab' ich ihn lieb!

„So, so!" sagte Gretchen, und legte

ebenfalls beide Hände auf die Brust, wobei sich in ihrem Gesicht ein Zug von einem großen aber stillen Schmerze zeigte: „so liebe ich ihn auch, ach, noch mehr als du! Sieh, Kind, so sterb' ich, so! so! O, theures Kind," fuhr sie fort, und ihre Thränen flossen mild über des Kindes Gesicht: „liebe ihn, denn du lebst. Liebe ihn! und Gott, Gott segne dich und ihn!" Hier stand sie auf, und wollte mir ihre Hand geben; sie hatte aber nicht Kraft genug, es zu thun. Zitternd wendete sie das ganz bleiche Gesicht zu mir, und sagte mit matter Stimme: „ich bin fertig, Lotte. Wollen wir gehen? Ist er nicht ein sehr glücklicher Vater? Wo ist der Wagen?"

Ich faßte ihre Hand, sie zu unterstützen. Sie wendete sich noch einmal zu dem Kinde, nahm es vom Boden auf, drückte es schmerzlich in ihre Arme, und sagte: „o, Gott segne dich, Gott segne dich! . . . Kommen Sie nun," sagte sie zu mir, mit entschlossener Stimme: „jetzt habe ich Muth zu Allem." Ich trieb sie, zu eilen: sie

konnte sich aber noch immer nicht von dem Kinde losreißen; ihr böser Genius hielt sie, bis es zu spät war. Wir wollten eben gehen, da rief das Kind: die Mutter kommt! Wir sahen Beide auf, und ich erschrak vor dem Anblick der Frau, die den Gang vom Hause her auf uns zu kam. Es war eine schöne Frau, höchstens von fünf und zwanzig Jahren, in einem leichten Morgenanzuge, wohl ein klein wenig zu frei, aber doch sehr schön gekleidet. Um den stolzen Nacken, um den runden weißen Hals, und auf dem schönen Busen schwammen reiche Locken von schwarzem Haar. Ihr Gesicht hatte einen ganz eigenen Reitz: es war nicht schön, aber höchst interessant; und alles, was sie sprach, lag schon in sprechenden Zügen auf dem sehr beweglichen Gesichte, noch ehe sie die Worte sagte.

Gretchen ging ihr mit Grazie entgegen, als sie den Gang herabkam. Ich folgte ihr schnell, um das Wort zu nehmen; sie redete aber sehr artig, und mit ganz leidlicher Fassung. Die Armand erschrak, als sie uns

in der Nähe sah. War sie wirklich über Gretchens blasses Gesicht erschrocken, wie sie sagte?

Wir haben einen kleinen Unfall gehabt, hob ich an. — Ich bedaure Sie herzlich. Kommen Sie herein; Sie bedürfen Erholung. — Gretchen ließ sich in das Haus führen. Die Frau behandelte uns mit einer höchst einnehmenden Anmuth, und machte uns unsre Rolle leicht, da sie nicht fragte, wer wir wären, und wohin wir wollten. Sie ließ einige Erfrischungen bringen. „Welch ein liebreitzendes Kind!" sagte Gretchen; „und welch eine schöne Mutter!" setzte sie sogleich hinzu. „Wenn nun dein Vater Eduard kommt, so grüße ihn von uns: hörst du, liebes Kind?" Das brachte sie wirklich hervor; wer aber ihre Stimme kannte, der wußte, welche Gewalt es ihr kostete.

Was hast du doch geplaudert, mein Kind! sagte die Armand, aber gar nicht sehr eifrig.

Ich will es nicht wieder sagen, antwortete das Kind naiv.

„Was soll sie nicht wiedersagen?" fragte

Gretchen, um die Gelegenheit nicht fahren zu lassen. „Wenn das Kind etwas gesagt hat, was es nicht sagen sollte, so schreiben Sie es meiner Indiskretion zu. Ich fragte das Kind." — In dem Gesichte der Armand war ein Zug des Nachdenkens, der Unentschlossenheit. Sie öffnete die Lippen, schwieg aber.

„Das Kind," fuhr Gretchen fort, „sprach mit so viel kindlicher, schöner Liebe von seinem Vater, daß es mich rührte."

Der Vater ist ohne Zweifel nicht hier? sagte ich, um sie zu einer bestimmten Antwort zu bringen. Doch sie wich mir aus; sie antwortete Gretchen, nicht mir, und etwas nichts Sagendes. Endlich faßte ich Muth; denn wir waren nun einmal mit Absicht hier. Sie heißen Madame Eduard? oder ist das der Vornahme Ihres Herrn Gemahls?

Es ist der Vornahme, sagte sie, sehr verlegen, und, wie es schien, mit sich selbst kämpfend. Daß sie nicht hinzusetzte: meines Mannes; war bedeutend.

So lange hatte Gretchen mit großer Kraft gegen den Schmerz in ihrer Seele gekämpft; doch jetzt, als die Armand sagte: es ist der Vornahme! wurde sie davon überwältigt. Sie erblaßte, und auf einmal rollten langsame Thränen über ihre Wangen. Ich bitte Sie, liebe Schwester, sagte ich: fassen Sie Sich! Die Unglückliche — so wendete ich mich zu der Armand, die Gretchen mit starren Blicken betrachtete — hat ein.n großen Verlust erlitten. Sie stand auf dem Punkte, glücklich verheirathet zu werden mit einem Manne, den sie innig liebte; — (die Armand wurde unruhig: sie erröthete, und sah mir starr, aber doch ein wenig scheu, in die Augen) —; und kurz vor der Hochzeit — starb der Bräutigam. Ich erreichte meine Absicht, den Schmerz, den Gretchen mit Anstrengung aller ihrer Kräfte unterdrückte, in Thränen aufzulösen. Die Armand warf ihre Blicke bald auf mich, bald auf Gretchen. Auf einmal waren auch ihre Augen voll Thränen, und sie sagte vor sich hin: auch ich bin gar nicht glücklich!

Mein Schicksal ist noch härter! Sie sprang auf. Das Auge funkelte in Thränen. Er starb nicht, rief sie auf einmal heftig: er starb nicht, der Mann, den ich liebte, der Vater dieses Kindes; und dennoch habe ich ihn verloren!

Der Vater? sagte ich erwartend: das Kind sagte ja vorhin, er würde bald kommen.

Sie legte die Hand auf die Brust, und sagte mit hoher Rührung: ich kann Ihnen weiter nichts sagen; aber ich bin sehr, sehr unglücklich! Die Natur, die Liebe, alles, was in der Natur edel und heilig ist, hatte seine Bande um uns geschlungen; und die Convenienz zerriß sie. — Ihre Brust schlug hoch, ihr Gesicht war ein Bild der Verzweiflung. Sie hob das Kind auf, und hielt es hoch empor, als wollte sie es dem Himmel zeigen. Geh, sagte sie dann; geh! Das Kind ging in ein Nebenzimmer. Was klagen Sie? fragte sie auf einmal mit einem Gemisch von Mitleiden und Zorn: was klagen Sie, Fräulein von Mörs? Sie sind

glücklich; nur ich bin die Unglückliche, die immer geopfert wird, immer! Sie lief heftig in ihr Cabinet, und verschloß sich. Es war, als träfe uns ein Blitzstrahl, so wie sie Gretchen beim Nahmen nannte. Gretchen stand auf, und hielt die Hände vor sich hin, als ob sie in der dickſten Mitternacht den Weg suchte. Ich trug sie mehr, als daß sie ging, zum Hause hinaus, und hob sie in den Wagen. Sie legte das Gesicht sogleich in die Ecke, und ich hörte sie nur von Zeit zu Zeit seufzen.

„Was war das, liebe Lotte?" fragte sie endlich. „Wie ist mir denn? Kannte die Unglückliche mich wirklich?" Ich schwieg bekümmert. „So ist es wahr?" sagte sie noch trauriger. „Aber wie kam es denn? Ich habe den Zusammenhang vergessen. Wie war es?"

Ich wiederholte ihr die ganze Scene. „Nun, Lotte? was sagen Sie jetzt? Was muß ich thun? War nicht alles so, wie ich sagte?"

So viel wenigstens scheint gewiß zu seyn,

daß Eduard entschlossen ist, Sie, Gretchen, zu heirathen.

„Das schien die unglückliche Frau auch sagen zu wollen. Aber nein! O, ich bitte Sie, Lotte, ich bitte Sie, sagen Sie das nicht. Nein, er kann die Unglückliche nicht verlassen, an die ihn alle — wie sagte sie? — die heiligsten Bande der Natur und der Liebe knüpfen. Lotte, könnte denn Eduard, dieser edle Mensch, zugeben, daß die Convenienz sie zerrisse? Haben Sie das Wort bemerkt? Convenienz! Der Convenienz wegen bot er mir seine Hand; sein Herz gehörte dieser reitzenden Frau und seinem Kinde. O, welche viel festere Bande, als die lockeren der Convenienz, müßte dieses Kind nicht zerreißen! Der Anblick dieses Kindes müßte ihn ja von dem Herzen auch des alleredelsten Mädchens entfernen. Ach, wie arm, wie sehr arm bin ich gegen diese Frau!"

So sprach sie auf dem ganzen Wege nach der Hofräthin Saxe. Ich fand an dieser, was der Zollschreiber gesagt hatte, eine Frau, die sehr bald mein ganzes Herz ge-

wann. Sie bemerkte sogleich den Schmerz, der das arme Gretchen, ihren Liebling, folterte, und fragte nach der Ursache. Doch schien sie sich mit Gretchens Antwort, so unbefriedigend die auch war, begnügen zu lassen. Nicht lange, so fragte sie nach Eduard. Gretchens Schmerz zeigte sich aufs neue, und die Hofräthin brach das Gespräch ab.

Unsre Begebenheit hatte dadurch, daß die Armand uns kannte, eine so seltsame Wendung bekommen, daß ich doch ein wenig ängstlich wurde. Ich schlug Gretchen vor, die Hofräthin um Rath zu fragen. Sie wollte nicht; „denn," sagte sie, „jemanden um Rath fragen, heißt ungewiß seyn über das, was man thun soll. Ich bin nicht ungewiß, Lotte, gar nicht, sondern weiß, daß ich Eduarden als einen Fremden betrachten muß. Das ist alles, alles, was ich zu thun habe."

Nach einer kurzen Ueberlegung kam sie zu mir, und sagte: „ja, ich will mit der Hofräthin reden, nicht um mich Raths zu erholen (das bedarf ich nicht), sondern sie

zu bitten, daß sie mich eine Zeitlang hier behalten soll. Vielleicht lösen sich dann alle Schwierigkeiten ganz sanft und von selbst. Eduard hat dann die Freiheit, die unglückliche Frau so oft zu besuchen, als er will; sein Mitleiden mit mir wird schwächer werden, wenn er mich nicht sieht."

Sie erzählte der Hofräthin alles mit einer Aufrichtigkeit, die ich bewunderte. Als sie auf den Besuch kam, den wir heute gemacht hatten, hob die Hofräthin drohend den Finger auf. Konnten Sie denn — so wendete sie sich zu mir — konnten Sie denn nicht voraus wissen, Mamsell, daß die Französin unser Gretchen längst kennen würde? Die Frau wohnt so nahe bei Ihnen, und sollte nicht so neugierig gewesen seyn, das Mädchen kennen zu lernen, dem sie aufgeopfert wird? Kinderchen, wenn Ihr es mir nicht übel nehmen wollt, — die Fahrt zu ihr war ein wenig unbesonnen. Sagen Sie, Gretchen, was mußte die Frau von dem Besuche denken! Wie unweiblich mußte er ihr scheinen! Denn von Ihren

Absichten wußte sie ja nichts. Eduard hat Ihrenthalben Weib und Kind verlassen; Ihr Besuch war also in den Augen der Französin eine sehr ungroßmüthige Neugierde, ein höhnender Triumph, ein bittrer Spott. Ich begreife nicht, wie sie noch so höflich gewesen ist; und das sagt wirklich für den Charakter der Frau recht viel. Gretchen, in der That, die Frau war großmüthiger, als Sie!

Wir glüheten Beide vor Scham. Und dann, Mamsell, fuhr die Hofräthin fort: daß Sie so hart in die Frau drangen, entweder, der Wahrheit zum Trotz, „mein Mann,“ zu sagen, oder zu gestehen, daß sie nicht verheirathet sey — Sie haben wirklich alles gethan, die Frau aufzubringen.

Wir schämten uns immer mehr. Aber meinen Sie nicht, fragte ich, daß Eduard entschlossen ist, die Verbindung mit dieser Frau aufzugeben, und Gretchen . . .

Daran ist kein Zweifel, fiel die Hofräthin ein; es scheint nicht bloß so, sondern geht aus Allem sichtlich hervor.

Ich glaubte, sie sollte weiter reden; sie schwieg aber. Ich fuhr fort: was meinen Sie nun, daß Gretchen thun müßte?

Sie lächelte. Das läßt sich schwer sagen, Mamsell, wenn Ihre Frage heißt: soll Gretchen ihn heirathen, oder nicht? Wie sie in einem oder dem andern Falle handeln müßte, das ließe sich eher überlegen. Beides könnte Recht scheinen, sogar Recht seyn. Eine Ehe kann getrennt werden; und für heiliger, als eine Ehe, werden Sie doch die Verbindung zwischen Eduard und der Frau nicht halten, Gretchen?

In den Morgenländern — sagte ich, um das Gespräch dem Punkte näher zu bringen, auf dem ich es gern haben wollte — ist sogar Vielweiberei gewöhnlich.

Ganz recht, Mamsell; denn die Sitte heiligt viel. Und, glauben Sie, daß man das beleidigen dürfte, was einem auch nur heilig schiene?

Ich wußte nicht, was sie meinte, und sagte daher, ein wenig lächelnd: fahren Sie fort.

Eine Morgenländerin würde gar nichts darin finden; Tausende von unsern Landsmänninnen, entweder fast gar nichts, oder sehr viel, je nachdem ihnen Liebe und Treue für ein Mährchen, oder für ein Heiligthum gölten. Unrecht wäre es nur, wenn ein Mädchen mit sich selbst in Widerspruch träte; aus Leidenschaft, oder Eigennutz einen Mann nähme, den sie verachten müßte.

Ich hatte Gretchen oft darauf angesehen, ob sie sich denn gar nicht in dieses Gespräch mischen wollte. Und Sie, Gretchen? fragte ich jetzt.

„Ich?" erwiederte sie: „ich wollte Sie bitten, liebe Frau Hofräthin, daß Sie mir erlauben möchten, einige Zeit bei Ihnen zu bleiben. Meine Verbindung mit Eduard ist auf ewig zerrissen. Sie martern mich, Lotte, wenn Sie etwas von mir erwarten, was Sie selbst in meinem Falle nicht thun würden."

Die Hofräthin sagte mit Freuden Ja, und bat mich, Gretchen zur Gesellschaft zu bleiben. Ich schrieb an Gretchens Vater;

doch

doch den sechsten Tag kam der Wagen und ein Briefchen von dem Zollschreiber an mich, der so lautete:

„Ich sehe aus Ihrem Briefe, und an dem Triumphator-Gesichte der Base, die wie Text und Commentar zusammen passen, daß Ihr wieder mit einem Operngewitter experimentirt. Thut meinetwegen, was Ihr wollt. Aber um, im Falle, daß Ihr es zu bunt macht, dazwischen treten zu können, muß ich Euch beisammen, Mund gegen Mund, haben. Mein Bruder Ludwig fährt im Hause umher, wie ein Schiff, das Steuer und Segel verloren hat und ohne Kompaß im unermeßlichen Weltmeere schwebt. Das geht mir nahe. Er schiebt seine Unruhe auf das Wetter, auf Gewitterluft. Ich bin der Einzige, den er aufsucht; denn ich sage von Viertelstunde zu Viertelstunde wenigstens Einmal: Lotte that dieses, Lotte that jenes! Er weiß nicht, wie ihm geschieht. Also — müssen Sie und Gretchen morgen Abend hier seyn. Ludwig vergäbe es mir nie, wenn ich nicht Wort hiel-

te; und eben so wenig Eduard, der seinen Unmuth nicht auf das Wetter schiebt, wie sein guter Oheim, sondern ihn an uns Allen ausläßt, besonders an der Base. Leben Sie wohl."

Nun mußten wir nach Hause. Eduard und Oheim Ludwig kamen uns vor dem Dorfe entgegen. Es war ein seltsamer Empfang! Wie es werden soll, mag der Himmel wissen. Gretchen ist fest entschlossen, die Verbindung abgerissen seyn zu lassen, und dennoch sagt sie Eduarden nichts, sondern vermeidet ihn nur, so viel sie kann. Natürlicher Weise sucht er sie desto mehr auf. Wenn die Sache nicht so ernsthaft wäre, so würde sie höchst komisch seyn, da aus diesem Suchen und Vermeiden seltsame Scenen entstehen.

Gestern, als Gretchen aus der Seitenthür ging, so wie Eduard in die vordere hereintrat, sagte der Zollschreiber sehr ernsthaft zu mir: „ich glaube, Eduard und Grete spielen Haschen mit einander. Sind sie doch beinahe, wie ein Barometer-Häus-

chen: kommt der Mann heraus, so geht die Frau hinein." Eduard ist heiter, aber doch zuweilen sehr unruhig. Oft wirft er bedenkliche Blicke auf mich, als hätte er mich in Verdacht; doch fragt er nicht. Gegen die Base äußert er seinen Unwillen bestimmt. Sie leben in offenem Kriege, und oft wird es so arg, daß der Zollschreiber sich mit seinem ganzen Ansehen dazwischen legen muß.

Die Base rächt sich, wie sie nur immer kann. Sie redet jetzt, so oft es die Gelegenheit giebt, von den Ausschweifungen der jungen Männer mit so bedeutenden Seitenwinken auf Eduard, daß es sogar dem Oheim Ludwig auffällt. Sie gehen zu weit, liebe Base, sagte er: alle junge Leute? Sie gehen in der That zu weit! — „Nicht zu weit," rief der Zollschreiber: „die Base könnte noch weiter gehen, ohne daß sie uns Unrecht thäte. Denn, guter Bruder, was sollen wir armen Teufel, die wir von der Natur aus recht fleischlichem Fleisch und Blute zusammengesetzt sind, thun, wenn

sogar Heilige nicht frei von Versuchungen blieben? Mußte nicht der heilige Adhemar zur Winterszeit bis an den Hals in's Wasser springen, um den Teufel zu bannen? Wälzte sich nicht Franciskus im Schnee umher? Und, da das nicht helfen wollte, machte er sich nicht eine Frau von Schnee, um doch etwas zu haben? Und in unsrer Kirche, Bruder! Steckten nicht die Rigoristen in Holland jedes Hemde, ehe sie es anzogen, in kaltes Wasser? Wenn Heilige zu solchen Kuren auf Leben und Tod greifen, so ist das ein Zeichen, daß sie noch nicht Heilige sind, aber Lust haben, es zu werden. Zwar könnte mir die Base den Pater Gil einwerfen, der nie in seinem Leben ein Frauenzimmergesicht gesehen hat. Das würde viel sagen, Bruder, wenn er nicht selbst gestanden hätte, er habe ein so kurzes Gesicht, daß er nichts unterscheiden könne. Oder sie könnte den Rabbi Arodon anführen, der Regeln für den Ehestand giebt, vor denen auch der listigste Teufel fliehen muß; aber so oft ich seine Regeln las — du kannst das Buch von

mir bekommen, wenn du einmal heirathest —: so fiel mir ein, man müßte doch erst Madame Arodon fragen, was die zu ihres Mannes Heiligkeit sagte."

Sieh, wenn er so anfängt, so ist die Base auf drei Tage lang still, und Eduard hat Frieden. Aber was soll endlich daraus werden? so frage ich mich jeden Morgen. Und was soll aus mir werden? das frage ich mich jede Stunde. Oheim Ludwig wird nicht dringender; er hängt aber an mir mit unaussprechlicher Innigkeit. Seine Liebe ist so zart, so geistig, daß sie meinem Herzen wohlthut. O gewiß, sein Bruder hat Recht: er weiß nicht, daß er mich liebt. Aber wenn er es nun weiß — und wie lange kann es dauern, so wird es der Zollschreiber ihm sagen —; wenn er mir dann seine Hand anträgt . . . Ich liebe ihn nicht; aber ich achte ihn unendlich hoch, weil er der beste aller Menschen ist. — Und was ist denn die Liebe, auf die wir jungen Mädchen einen so hohen Werth legen? dieser Sturm im Innern, diese Sehnsucht? Wiegt sie jene Freund-

schaft auf, jene volle Achtung, jenes hingebende Vertrauen, das ich zu dem edlen Ludwig empfinde? Sind nicht diese Gefühle weniger zweideutig, als die erste heftige Liebe, die uns wie ein mächtiger Geist ergreift, dessen Natur wir aber nicht kennen?

Das wiederhole ich mir täglich; aber dennoch blicke ich mit Sehnsucht in die Vergangenheit, und denke nur mit Zittern an die Zukunft.

22.

Eduard an Runden.

Hat der alte Prophet dennoch Recht, wenn er behauptet, daß alle Weiber und Mädchen nur dem Antriebe ihres Instinktes folgen, und daß es vergeblich sey, von ihnen Nachdenken und Verstand zu fodern? Ist auch Margarethe so? „Die Weiber sind herrschsüchtig,“ sagt der alte Prophet sehr oft: „nicht aus Ehrgeitz, nicht aus Herrschsucht, wie der Mann, sondern aus Eitelkeit. Sie wollen nur sehen, wie weit sie es mit ihrer

Schönheit bringen können. Schönheit ist der Mittelpunkt ihres Kreises: dahin führt, dahin geht alles."

Nein, Nunden, ich zweifle noch immer. Doch — ich will dir offen erzählen. Die boshafte Alte hatte ein Geträtsch aus meinem Umgange mit der Armand gemacht; und daß Gretchen dabei nicht ganz ruhig bleiben konnte, war natürlich. Ich erklärte mich gegen den Vater; und alles rückte wieder in die vorige Stelle: der Gram verschwand aus Margarethens Gesichte; sie war wieder ganz Liebe, ganz das fröhliche, heitre Geschöpf, das die Liebe beseligt.

Aber auf einmal — da war kein Uebergang, kein Fortschreiten von Stufe zu Stufe — auf einmal bemerkte ich an ihr, nicht etwa Thränen, nicht etwa den alten Gram; nein! ein neues — wie nenn' ich es? — eine kalte Gelassenheit, eine halblaue Wärme, die im Abnehmen immer lauer wird. Seltsam! Man ist nicht eifersüchtig, mürrisch, aufgebracht; nein, mich empfängt, wenn ich komme, eben der freundliche Blick wie sonst in

den besten Stunden: dann aber ist alles anders. Sie ist emsig an ihrem Stickrahmen beschäftigt, oder hat eine dringende Hausarbeit zu thun, oder sie schneidet ein Gespräch in der Mitte so rein ab, daß mir die Lust vergeht, ein neues anzufangen. Meistens thut sie das durch eine Frage an Lotten, (die ich doch anfangen werde, etwas näher zu beobachten.)

Sonst war sie immer allein, und wir verstanden uns. Jetzt? Verstehen wir uns wirklich nicht mehr, oder will sie mich nicht verstehen? Nicht eine Minute kann ich mehr finden, sie allein zu sprechen.

Ich dachte erst, die Armand könnte vielleicht eine ihrer Grillen ausgeführt haben; aber sie ist seit meinem letzten Besuche nicht aus dem Hause gekommen. Gretchen hat vor Kurzem eine Reise gemacht; doch auch die ist nicht Schuld: denn sie war schon mehrere Tage vorher eben so.

Und die Base, die Base! Sonst stichelte sie nur auf die Untreue der Männer; jetzt — sie hat dies Kapitel noch nicht vollendet;

es ist aber ein neues hinzugekommen: daß Margarethe große Lust gehabt hat, bei der Hofräthin Saxe zu bleiben, und daß der Vater ihr hat bestimmt befehlen müssen, zurück zu kehren. Wenn das nicht Eifersucht ist — und ich fürchte, sie ist es nicht —: was ist es denn?

Ich bin wieder bei der Armand gewesen. Anfangs kam ich auf den Verdacht, daß sie Schuld seyn könne; denn sie betrug sich seltsam genug: still, zärtlich; wobei es doch aber war, als ob sie mich aushorchen wollte. Zuletzt indeß fand sie sich wieder in den alten Ton; und so muß der erste Empfang wohl eine Folge meines vorletzten Besuches gewesen seyn. Als ich wieder zu Hause kam, fand ich Gretchen und Lotten bei der Base, mit Arbeit beschäftigt. Gretchen empfing mich freundlich — freundlicher sogar, wärmer, möchte ich sagen. Das befremdete mich, da sie doch vermuthen konnte, daß ich die Armand besucht hätte. Ich glaubte, es wäre Verstellung, und beobachtete sie; doch sie blieb sich vollkommen gleich.

Ich wollte wissen, wie es wäre, und gab deshalb der Base Gelegenheit zu einer neugierigen Frage. Richtig! Sie heftete die grauen Augen fest auf mich, und fragte: „wo sind Sie denn gewesen, Vetter?" — In Leisdorf, bei der Armand, antwortete ich sehr ruhig. Die Base schlug — offenbar erschreckend — die Augen nieder. Lotte blickte verstohlen auf, als wollte sie sehen, welche Wirkung diese Antwort in Gretchens Gesichte hervorbringen würde. Gretchen sah mich ruhig an, und fragte Lotten etwas, mit einer Stimme, worin auch nicht das mindeste Beben zu bemerken war. „Bei der Armand?" fragte die Base nach einer Pause, in der sie sich erholt hatte. „Es soll eine schöne Frau seyn!"

Nun galt es, Runden. Ich antwortete: ein sehr liebliches Gesicht, mehr reitzend als schön.

Gretchen hielt mit der Arbeit inne, sah mich wieder an, und lächelte Lotten zu. Diese erröthete, und schien unwillig zu seyn: worüber? Gretchen zeigte Lotten ihre

Arbeit, und sagte ruhig: ist es so recht? kann ich so fortfahren?

Ich ging mit tiefem Unwillen im Herzen. Wohl hundertmal habe ich es zu einer Erklärung zwischen mir und ihr bringen wollen. Vergebens, ganz vergebens. Nie kann ich sie einen Augenblick allein sprechen. Nunden, was soll das seyn, wenn es nicht Eifersucht ist?

Ich fürchte diese Lotte; denn — so lange ich hier bin, hat sie mir sehr oft unverkennbare Beweise von Abneigung gegeben: nicht durch Worte oder Handlungen; nein, durch Blicke, durch ein gewisses Auflauern, durch Mienen, durch die sie zuweilen sich doch verräth, so sehr sie auch ihr Gesicht beherrscht. Sie hat Gretchens volles, unbegränztes Vertrauen, so wie die Liebe aller meiner hiesigen Verwandten, nur etwa die Base ausgenommen, die keinen Menschen liebt.

Und wer ist denn diese Lotte? Sie lebt schon ziemlich lange hier im Hause; und Niemand weiß, wem sie angehört, und welche Schicksale sie gehabt hat. Auch thut Nie-

mand so, als dürfte man das wissen. — Fürchtet diese feine Lotte etwa, ich könnte ihre Verbindung mit meinem Oheim Ludwig, der sie liebt, verhindern wollen, um sein Vermögen nicht zu verlieren? Fast sollte ich es glauben; wenigstens hat mir Oheim Heinrich anvertrauet, daß sie den Verdacht wegen der Armand bei ihm rege gemacht hat. Hm! sagte ich, als ich das hörte: das thut mir leid um Lottens Charakter, lieber Oheim. Es scheint ja fast, als wollte sie uns gern entzweien.

„Was Charakter!" antwortete er; „haben denn die Mädchen einen? Sie sind tugendhaft, wie sie blond oder brünett sind. Charakter? Merke dir das! die Mädchen müssen ihre Hände oder ihr Näschen immer in einem Liebeshandel haben: das ist ihr Element, worin sie sich wohl befinden. Haben sie keinen eigenen, so stecken sie Näschen und Hände in den ersten besten fremden. Das ist alles, und nichts weiter."

Ich bin von Natur nicht argwöhnisch; doch wird es, denk' ich, rathsam seyn, das

Mädchen ein wenig in den Augen zu behalten. Denn sie ist wenigstens eben so neugierig, wie die Base, und auf Dinge, die sie gar nichts angehen. So weiß ich von der Base selbst, daß sie Margarethen angereitzt hat, sich bei mir nach Alexandern zu erkundigen, der mich heimlich sprechen wollte. War das auch ein Liebeshandel, in den sie ihr Näschen stecken wollte? Was ging sie dieser ihr völlig Unbekannte an? Aber sie muß alle Geheimnisse unseres Hauses wissen. Wie gesagt, ich fürchte diese Lotte mit ihrer Sucht zu intriguiren.

Ja, diese Lotte ist sehr stark mit im Spiele; aber, ich will nichts mit ihr zu thun haben. Wer weiß, warum sie sich mir so gern nothwendig machen möchte! Mag sie wünschen, treiben und thun, was sie will; ich werde sie nicht hindern. Aber sie soll nicht zwischen mein und Gretchens Herz treten, weder um uns zu entzweien, noch um zu vermitteln. Elende Liebe, die eines Vermittlers bedarf!

Und nun laß dir erzählen. Ich sitze

hinten in meinem Kabinette, und zeichne. Auf einmal knarrt der Sand. Ich sehe in den Spiegel vor mir, und diese Lotte schaut mit einem langen Halse in das Kabinet, sieht dann rings umher, ob Niemand in der Nähe ist, besinnt sich, und nickt mit dem Kopfe, als sagte sie zu sich selbst: so will ich ihn fangen. Nun trat sie stark auf, als käme sie erst. Ich zeichnete fort, als hörte und sähe ich nicht.

„Sie sind so allein?" fragte sie.

Meine Gewohnheit.

„Und zeichnen?"

Meine liebste Beschäftigung, antwortete ich kalt. — Sie setzte sich so, daß sie mich im Auge hatte; ich zeichnete fort.

„Es ist zwischen Ihnen und Gretchen etwas," hob sie nach einem langen Bedenken an; „und . . ."

Was nicht viel zu bedeuten hat. Wann wäre das nicht einmal zwischen Liebenden!

„Ich bedaure Gretchen, — und bedaure Sie."

Ich blickte sie an, und sah sogleich wie-

der auf meine Arbeit. Warum bedauern? Sie geben einer Kleinigkeit einen Werth, den sie nicht haben sollte, selbst bei mir, bei Gretchen nicht.

„Einer Kleinigkeit?" — Sie legte Erstaunen in ihren Ton, weil ich sie nicht ansehen wollte. „Sie mögen Recht haben, es eine Kleinigkeit zu nennen; aber Gretchen sieht es nicht so an, Herr Winter. Zuweilen können bloße Mißverständnisse sehr üble Folgen haben."

Man kann an einem Nadelstiche sterben, wenn Gift in die Wunde gegossen wird. Das meinen Sie ohne Zweifel?

„Ja, das meine ich; und oft kann nur gänzliches Vertrauen die Folgen eines Mißverständnisses hindern."

Das eben ist es, worauf ich rechne, worauf ich bei Gretchen gewiß rechnen darf: heute oder morgen; und bis dahin Geduld!

„Und wenn Sie Sich dennoch irrten, Herr Winter?" sagte sie mit einem Tone, der mir andeuten sollte, sie wisse zuverlässig, daß ich mich irrte.

Gewiß nicht, sagte ich so kalt als möglich. Oder ich hätte mich in Gretchens Herzen geirrt; und das werden Sie doch nicht sagen wollen?

„Es ist noch ein dritter Fall möglich.“

O, sagte ich, ungeduldig: ein vierter, ein zehnter, ein hundertster. Was ist nicht möglich! Ich liebe es aber nicht, wenn man von seinen Freunden alles Mögliche für möglich hält.

„Eben aus diesem Grunde, Herr Winter, habe ich eine Gelegenheit gesucht, mit Ihnen zu reden.“ (Sie rückte mir näher.) „Eben, weil ich nicht gern alles Mögliche, nicht einmal das Wahrscheinliche, von Ihnen glauben möchte.“

Ich legte meinen Bleistift nieder, schob die Zeichnung weg, und sagte: Sie machen mich neugierig, was Sie mir bei einem kleinen Mißverständnisse zwischen mir und Gretchen können zu sagen haben. Gewiß hat Ihnen Gretchen Aufträge gegeben.

„Nicht im mindesten. Vielmehr, Herr Winter,

ter, wünschte ich, Sie faßten Vertrauen zu mir, und zwar recht großes Vertrauen."

Ah, das ist etwas anders! erwiederte ich lächelnd. Ich hoffte, von Ihnen Wahrheit zu hören, und ich soll sie sagen. Nun? von welcher Art denn?

„Ich habe, wie ich sehe, keine gute Stunde getroffen, und ich hätte es doch so sehr gewünscht."

Ich bin eben nicht bei guter Laune, da haben Sie Recht. Aber für eine solche Stunde hat die Laune nicht mitzureden. Ich bin bereit zu hören.

„Wissen Sie wirklich nicht, Herr Winter, weshalb Gretchen sich so beträgt? wissen Sie die Ursache des Mißverständnisses nicht?"

Ich muß lächeln. Das ist immer die erste Frage, welche die heilige Inquisition dem armen Teufel von Gefangenen vorlegt. Aber in Ernst, ich weiß es nicht. Freilich dachte ich an eine gewisse Madame Armand. Das kann es aber doch nicht seyn; denn es ist, denk' ich, abgemacht.

„Man nennt zuweilen abgemacht, was noch kaum angefangen ist. Ich wünschte recht herzlich, daß Sie mir über diesen Punkt Ihr Vertrauen schenkten." Sie legte ihre Hand auf meinen Aermel.

Diesen Punkt? Ueber welchen denn eigentlich?

„Sie erzählten neulich so ruhig, daß Sie bei der Armand gewesen wären; und die Unbefangenheit, mit der Sie das sagten, hat mir Lust gemacht, aus Ihrem Munde mehr von dieser Frau zu erfahren."

Das sollte Scherz seyn; es machte mich ein wenig bitter. Ich antwortete kalt, doch auch im scherzenden Tone: wenn ich nur erst unterrichtet wäre, wie viel Sie schon von dieser Frau wissen; denn daß Sie viel von ihr wissen, kann ich leicht denken.

„Wollen Sie mir vorsetzlich ausweichen, Herr Winter? Das würde eine Schuld erweisen, an die ich nicht gern glauben möchte."

Ein Inkognito, meinen Sie, erwiese eine Schuld? Mamsell Taube, ich darf das um Ihrentwillen nicht zugeben; denn wir Alle

im Hause halten Sie für ein sehr achtungswerthes Frauenzimmer.

Sie stand auf, und sagte, ohne alle bemerkbare Empfindlichkeit (denn sie beherrscht sich erstaunlich): „Sie haben Recht, mir meine Geschäftigkeit zu verweisen, die leicht wie Neugierde und Aufdringlichkeit aussehen kann. Glauben Sie mir aber, es war nichts als Theilnahme an Ihrem und Gretchens Glücke."

Ich danke Ihnen dafür, Mamsell; indeß — ein Frauenzimmer von Ihrem Verstande weiß, daß in so zarten Punkten, wie ein Mißverständniß zweier Liebenden ist, jede fremde Vermittelung, und wäre sie auch noch so guter Natur, verschmähet werden muß. — Ich verbeugte mich, und sie fing sogleich ein andres Gespräch an.

Nachher that es mir leid, daß ich sie nicht angehört hatte. Aber warum doch? warum? Kann ich denn nicht Abends, wenn Gretchen auf ihrem Zimmer ist, zu ihr gehen, und fragen: Gretchen, warum bist du so gegen mich? — Weiß ich doch nun, daß

es die Armand betrifft. Was aber auch geschehen mag: dein Geheimniß ist gesichert, guter Runden! Darauf gebe ich dir mein Wort, als Mann.

25.

Eduard an Runden.

Weimerssen.

Es gehen hier böse Dinge vor, lieber Runden. Das alte Mährchen von dem Gemsenjäger ist an mir wahr geworden. Er steigt von Felsen zu Felsen immer höher. Da steht er auf der Spitze: vor ihm ein unermeßlicher Abgrund; und hinter ihm ist der Felsen, auf den er zuletzt trat, in die Tiefe gerollt. Nun kann er nicht zurück, nicht vorwärts. Er steht da, erstarrt, die Beute des ersten Windstoßes, des ersten Schlafes, des Hungers. Nichts als der Sturz in die unermeßliche Tiefe kann ihn retten.

Ich habe alles verloren, was mir theuer war, Margarethen, die Liebe meiner theuern Verwandten, und sogar die Hoffnung;

doch meine Ehre ist gerettet, und so bleibt mir noch immer etwas, das mich tröstet, das mir Muth giebt. Dein Geheimniß, guter Runden, liegt in einem Grabe, und keine Macht wird es an's Licht hervorbringen. Weißt du noch, wie wir den Rhein hinunter fuhren, und ich mich rücklings über den Nachen legte, um so, verkehrt, die romantischen Ufer zu betrachten? Der Nachen schwankte, und ich stürzte in den Strom. Du, Runden, du, ohne schwimmen zu können, sprangest nach, ergriffst mich, hobest den Leichnam deines Freundes über die Wellen, faßtest ein Seil, das man dir zuwarf, ließest mich nicht los, und brachtest mich glücklich an den Nachen. Daß ich noch athme, Runden, ist dein Werk. Jetzt erst kann ich es dir verdanken, Bruder. Dein Geheimniß ist gesichert, was auch geschehen mag.

Du erinnerst dich meiner Unterredung mit Lotten. Um den Knoten zu zerhauen, ritt ich gegen Abend weg, kündigte an, daß ich erst den folgenden Morgen wieder kom-

men würde, kehrte aber schon gegen Mitternacht zurück. Mein Bedienter wartete auf mich, und so erfuhr niemand, daß ich da war. Ich kann aus meinem Fenster in Gretchens Zimmer sehen. Sie stand, wie gewöhnlich, von Allen im Hause am früheſten auf, und öffnete, schon angekleidet, das Fenster. Ich ging sogleich hinüber, pochte leise an, und öffnete die Thür, ohne ihr „Herein!“ zu erwarten. Sie erschrak sehr heftig.

Margarethe — hob ich ernsthaft an; denn, in der That, es kränkte mich, daß ich zu meinem Schritte gebracht war — vergebe es Ihnen Gott, daß ich habe zu einer List meine Zuflucht nehmen müssen, Sie allein zu sprechen.

„Ach Eduard!“ erwiederte sie, mit Thränen in den Augen: „ich habe diese Stunde vermieden, weil ich vor ihr zitterte. O, ich bitte Sie!“

Wie, Margarethe? Sie haben gezittert vor dieser heiligen Stunde der Versöhnung? Ist das möglich, meine so innig, so treu geliebte Margarethe?

„O Eduard, nennen Sie mich so nicht wieder! Lassen Sie mir den süßen Traum, daß ich nur unglücklich bin, daß Sie nur schwach waren, und nicht . . . O nein, Eduard! Sie hat mir viel gekostet, diese Ruhe, diese letzte Zuflucht meines armen gebrochenen Herzens!"

Ich verstehe Sie nicht, Margarethe. Aber, wie dem auch sey, die Liebe soll mir geben, was mir das Mißtrauen verweigert. — Ich nahm sie mit Leidenschaft in meine Arme. Sie wand sich sanft los, und sagte mit ernstem Tone: „Eduard!" — Du bist mein, Margarethe! rief ich: du bist mein! — „Eduard!" sagte sie noch ernster. Aber ich riß sie, in glühender Liebe, an meine Brust, drückte Küsse auf ihre Lippen, und betheuerte ihr meine Treue mit heiligen Schwüren.

„Eduard, hören Sie mich!" rief sie jetzt mit einem Tone, den ich nie von ihr gehört hatte, mit dem Tone des tiefsten Unwillens. Ich ließ sie los. Nun trat sie ein Paar Schritte zurück, und sagte mit einem ernsten Gesichte: „Sie haben mich zum letz-

ten Male gesehen, wenn Sie mich noch einmal anrühren!"

Ich setzte mich. Nun, so reden Sie! Margarethe, ich fodere, was ich fodern könnte, selbst wenn ich Sie beleidigt hätte, Gerechtigkeit. Sie liebten mich. Es scheint, als wäre es jetzt anders. Reden Sie denn: warum hassen Sie mich?

„Ich hasse Sie nicht, Eduard; doch unsre Verbindung ist auf immer zerrissen; sie war es schon, ehe wir uns kennen lernten. Diese Armand, Eduard, Ihre Tochter ... O, muß ich Ihnen erst noch sagen, daß Sie keine Verbindung mit mir schließen konnten?"

Hat denn, erwiederte ich, tief beleidigt — hat denn mein Wort bei Ihnen allen Glauben verloren? Was habe ich gethan, daß Sie von mir denken können, ich sey ein elender, verächtlicher Bösewicht? Ist Ihnen mein Wort nicht so viel werth, als das giftige Geschwätz eines intriguanten Mädchens, und die Verläumdungen einer alten boshaften Betschwester: ja dann, dann habe ich Ihre Liebe nie gehabt. Dann freilich!

„Sie zwingen mich, Eduard,“ sagte sie jetzt, erblassend. „Ich bin in Leisdorf bei der unglücklichen Frau gewesen; ich habe Ihre Tochter gesehen, habe sie an dieses betrogene Herz gedrückt, ihre Wangen mit Thränen benetzt, auf das Haupt des unschuldigen Kindes den Segen der Liebe von Eduard herabgefleht, die er mir versprach, und die ich von ihm nicht annehmen darf.“

Sie sind in Leisdorf gewesen? fragte ich mit Erstaunen. Sie haben die Armand gesprochen? Nun denn! so wissen Sie ja, wie unschuldig ich bin.

„Eduard, ist es möglich! So weit können Sie gehen? O, lassen Sie mich ja nicht ahnen, wie, auf welche Weise ich Sie dort unschuldig finden sollte. Ja, die unglückliche Frau wollte das Geheimniß bewahren; nur der Schmerz entriß es ihr, und das Plaudern Ihres unschuldigen Kindes. O, ich bitte Sie, haben Sie mich je geliebt, so sagen Sie nicht noch einmal Nein!“

Ich war außer mir. Nein! nein! das werde ich rufen, so lange ich noch athmen

kann. Wie! dieser Teufel, diese Furie hat gesagt, ich hätte mit ihr in einer andern Verbindung gestanden, als der unschuldigsten von der Welt, und ihre Tochter wäre mein Kind?

„Das sagte sie allerdings. Aber, Eduard, lassen Sie es gut seyn!"

Nein, unmöglich! Die Armand sagte Ihnen, das Kind sey meine Tochter? und sie selbst sey . . .? O, die Abscheuliche!

„Das sagte sie. Aber zürnen Sie nicht, Eduard."

Sehen Sie denn nicht, Margarethe, daß es ein teuflischer Plan ist, mich unglücklich zu machen? sehen Sie denn nicht, betrogenes Mädchen, . . .?

„Ja wohl, betrogenes Mädchen! Die Frau, deren Beschützer Sie sind, diese Frau will Sie unglücklich machen? Warum denn, Eduard?" — Hier mußte ich schweigen, Runden; denn ich hatte keine Antwort. — Sie fuhr fort. „Aber gesetzt, sie wollte das: will es auch das unschuldige Kind, das wir zuerst antrafen, und das uns sagte: mein Vater heißt Eduard?"

Ja, das Kind nennt mich Vater, aber nur aus Spielerei. Ist das ein Beweis gegen mich?

„Eduard!“ sagte sie ernst, und hob dann die Hände auf. „Guter Gott! soll ich den Mann noch verachten . . .? Ich beschwöre Sie, Eduard . . .“

Ich war völlig außer mir. Wie! rief ich: ein Kind, das nicht weiß, was es sagt, nennt mich Vater; und darauf gründen Sie eine Anklage?

„Nicht auf die Aussage des Kindes. Hoffen Sie wirklich, daß Sie mich irre machen werden? daß ich vergessen soll, was ich hörte? . . . Eben die Frau, deren Beschützer Sie sind, der Sie Wohlthaten erzeigen, eben die Frau, die alle mögliche Ursache hat, Ihr Geheimniß zu bewahren, und die sich deshalb für die Witwe eines Französischen Officiers ausgiebt: — eben diese Frau nannte Sie in dem Uebermaaße ihres Schmerzes den Vater ihres Kindes.“

O, der Teufel! Margarethe, Sie könnten diesem verächtlichen Weibe, dieser Schlan-

ze, mehr glauben als mir? Ich möchte verzweifeln vor Verdruß. Welche unerhörte Frechheit! so gegen alles bessere Wissen, aus reiner Bosheit, mich zu beschuldigen!

„Wie es zugeht, daß Sie mit einem so boshaften Teufel in so genauer Verbindung stehen, das mögen Sie vor sich selbst verantworten."

Das Kind ist ein Pfand der heiligsten Freundschaft; der Vater hat es mir anvertrauet.

„Also kennen Sie den Vater?" fragte sie langsam.

Allerdings kenne ich ihn, antwortete ich rasch. Es kann gar keinem Zweifel unterworfen seyn, wer der Vater ist.

„Nun, so begreife ich nicht, warum Sie Ihre Unschuld nicht auf die einfachste Art erweisen, und eben so wenig, wie die Armand so unverschämt seyn kann, Sie anzuklagen. — Eduard! antworten Sie mir geradezu: wer ist der Vater des Kindes?"

Margarethe! sagte ich, fast wie vernichtet: ich bin so unglücklich, daß ich . . .

„Den Nahmen des Vaters, den bloßen Nahmen! Wie heißt er?"

Er muß unbekannt bleiben, Margarethe.

„Ich habe nichts dagegen. Doch, so muß auch jede Art von Verbindung zwischen uns aufhören." —

Gott Lob, ich habe noch andre Mittel, meine Unschuld zu erweisen. Diese Frau selbst soll Ihnen gestehen! — Und so stürzte ich aus dem Zimmer, warf mich auf mein Pferd, und war in einigen Stunden, noch immer wüthend, bei der Armand. Unglückliche! sagte ich; was haben Sie mit Ihrem Leichtsinn angerichtet? Wie boshaft! wie abscheulich! Sie haben dem Fräulein Mörs, meiner Braut, gesagt: ich sey der Vater Ihres Kindes!

Sie lachte ganz laut, zeigte auf ihre Tochter, und sagte: „nicht ich; die Kleine ist Schuld daran. Und was hat sie denn Unrechtes gethan, Winter? Sie verweigern Adelen ihren Vater; können Sie es dem Kinde übel nehmen, daß es Sie dafür ausgiebt, bis es seinen Vater weiß?"

Aber Sie haben die Bosheit gehabt, es zu bestätigen! Es ist Ihre Freude, Unglückliche zu machen.

„Bosheit? Bosheit? Sie sind heute sehr glücklich in der Wahl Ihrer Ausdrücke! Ich habe das nicht gethan, was Sie mir Schuld geben. Doch, hätte ich es auch gethan, das Fräulein Mörs könnte sich nicht darüber beschweren. Artig war es doch gewiß nicht von ihr, daß sie vor meinem Hause ein Rad ablaufen ließ, um einen Vorwand zu haben, daß sie in mein Haus kommen könnte; daß sie sogar noch einen Zeugen mitbrachte; daß beide Damen mich abhören wollten, ob das Kind da einen Vater habe, oder nicht; daß man mich gegen den Kutscher, und wer weiß, gegen wen sonst noch, aussetzte. Oder finden Sie das artig, weil Fräulein von Mörs es gethan hat? . . . Sie ist noch sehr gut weggekommen, das können Sie mir glauben. Ich erkannte sie auf den ersten Blick, schon hier am Fenster, und errieth sogleich ihre Absicht. Sie werden es sehr natürlich finden,

daß ich mir auf der Stelle vornahm, List über List mit ihr zu spielen; und sie hat es meiner Gutherzigkeit zu danken, daß ich es nicht gethan habe. Sie fing an zu weinen, und war so bleich: das entwaffnete mich, und am Ende war ich gerührter, als sie selbst. Ja! und erst jetzt fällt es mir wieder ein. Was will sie denn? und was wollen Sie denn? Ich sagte ihr ja zuletzt bestimmt (denn sie rührte mich in der That recht sehr) — ich sagte ihr ja: Sie sind glücklich; nur ich bin die Unglückliche!

Ich ließ mir die ganze Unterredung wiederholen, und sah nun wohl, daß Gretchen gerade durch eben die Worte, wodurch die Armand sie aus ihrem Irrthume hatte bringen wollen, noch mehr darin bestärkt worden war, und daß ich also der Armand eigentlich nichts vorwerfen konnte. Sie beschrieb mir, auf mein Verlangen, Gretchens Begleiterin; und es war wieder die Lotte, die ich überall auf meinen Wegen treffe. Siehst du nun wohl, Runden, daß ich mich in diesem Mädchen nicht irre?

Auch das Kind mußte mir erzählen, was es wußte, und es rührte mich tief. Margarethe hatte es an ihren Busen genommen, es gesegnet, es mit Thränen benetzt, und gesagt: ich habe deinen Vater noch lieber, als du.

Die Armand — sie ist ja im Grunde gutartig — erbot sich, als ich ihr Gretchens Kummer geschildert hatte, alles wieder gut zu machen. „Das arme Mädchen!" sagte sie einmal über das andere, mit Thränen in den Augen. „Aber Sie" — dabei warf sie mir einen halb unwilligen Blick zu — „Sie sind es nicht werth, was ich für Sie thun will. Denn daß ich Sie liebe, kümmert Sie gar nicht. Nun, ich will dem Fräulein ganz offen schreiben: daß Sie ein Bösewicht sind, den ich hasse, und der mich dennoch in seiner Gewalt hat; mit Einem Worte, meine ganze Geschichte will ich ihr schreiben."

Nur ja über gewisse Punkte recht umständlich, liebe Armand, besonders über den Vater des Kindes!

„Ja, ja!" Sie ging an den Sekretair,

und

und schrieb ein Paar Worte. „Der Brief,“ sagte sie seufzend,“ wird eine ewige Litanei werden! . . . Aber“ — sie drehete sich auf dem Stuhle um — „nennen Sie ihr doch den Vater des Kindes: das ist ja der kürzeste Weg.“

Sie wissen, liebe Armand, daß ich das unmöglich kann. Kommen Sie doch nicht immer wieder auf diesen Punkt zurück.

„Ja, ich komme darauf zurück,“ rief sie, und warf die Feder hin; „denn es ist eine Barbarei, dieses Kind vaterlos zu machen, ehe die Natur es gethan hat.“ Sie stand auf. „Kurz und gut, ich will den Vater meiner Tochter wissen!“

Ich wollte sie beruhigen; doch vergebens: sie erhitzte sich immer mehr. Endlich suchte ich sie unvermerkt wieder auf unser erstes Geschäft zu leiten. Sie sann nach; auf einmal sprang sie lachend auf, tanzte im Zimmer umher, und klatschte in die Hände. Ich freute mich, daß sie wieder bei guter Laune war, und dachte noch immer nichts Arges, als sie, in die Hände klatschend, ausrief:

„gefangen! gefangen, mein verschwiegener Herr!"

Schreiben Sie nur, sagte ich dazwischen.

Sie setzte sich auf den Sofa, legte sich recht bequem, und hob mit lachenden Augen an: „nicht wahr, lieber Winter? es kostet mir ein Wort, so haben Sie Ihre geliebte Braut wieder. Dies Wort aber — es ist doch wirklich zum Todtlachen — dies einzige Wort weiß ich nicht, bis Sie mir es nennen: den Nahmen des Grausamen, der mich verlassen, der mich betrogen hat."

Armand, sind Sie unsinnig?

„Es soll mir gar keine Mühe kosten, Ihnen zu beweisen, daß ich bei sehr gutem Verstande bin. Sie entziehen mir meinen Geliebten, ich Ihnen Ihre Geliebte. Sie rauben meinem Kinde den Vater; es ist billig, daß Sie ihm den Verlust ersetzen. So werde ich denn zu Jedermann sagen, daß Sie der Vater des Kindes sind, bis Sie den rechten nennen. Ich raube Ihnen die Geliebte; und es ist billig, daß Sie eine

andre wieder bekommen. Geben Sie mich dafür aus, bis ich meinen Geliebten kenne. Ich selbst werde bis dahin ehrlich sagen: ja, ich bin seine Geliebte!" Und nun wollte sie sich ausschütten vor Lachen.

Sie sind ein Ungeheuer, das ich hasse! sagte ich im heftigsten Zorne.

„Und Sie ein Ungeheuer, das ich liebe. Was thue ich denn? Gerade eben das, was Sie thun. Wäre etwa Ihnen alles erlaubt, und mir nichts?"

Ein Glück, sagte ich, mich zwingend, daß ich Ihrer nicht bedarf. Ich brauche ja den Vater Ihres Kindes nur dem Fräulein Mörs zu nennen; und daß sie schweigen kann, dafür steh' ich Ihnen.

„O, das thun Sie, das thun Sie!" sagte sie, noch lauter lachend: „dann habe ich Sie gewiß! Ich darf ja dann nur in irgend einer Gesellschaft sagen: Herr Winter ist ein Böswicht. Das ist seine Tochter. Er verleugnet sie, der Treulose. Wie hat Fräulein von Mörs sich entschließen können, dem Manne ihre Hand zu geben!"

Das Fräulein wird antworten: weil ich den Vater des Kindes weiß; mein Mann ist es nicht.

„O, über den Menschenkenner! Das eben erwarte ich, und sage dann: so nennen Sie doch den Vater des Kindes, wenn Sie ihn wissen. Ihre Braut müßte kein Weib seyn, wenn ich dann den Nahmen nicht erführe. Glauben Sie denn wirklich, sie würde den größten weiblichen Triumph, eine Nebenbuhlerin zu demüthigen, verschmähen? O, wie er nun auf einmal da sitzt, und die Stirn runzelt! Guter Freund, so habe auch ich gesessen."

Ich stand auf, und sagte trocken: wohl, Madame! Sie sollen mich kennen lernen!

„Wie denn?" fragte sie muthwillig. „Ich habe Sie gefürchtet; doch jetzt nicht mehr: denn, was ich fodre, ist gerecht."

Sie überlegen nicht, wie grausam es ist, eine Unschuldige, wie das Fräulein Mörs, zu martern? Wie können Sie so boshaft seyn!

„Sind denn meine Thränen nicht auch

Thränen? Sind denn die sechs Jahre, die ich Mutter bin, nicht auch Jahre des Kummers gewesen? Was verbrach ich denn? War ich nicht auch unschuldig? Oder ist Schmerz nicht Schmerz, weil ihn die Armand fühlt? und Folter nicht Folter, weil ein Weib gefoltert wird, das Ihr nicht liebt, das Ihr nur fürchtet?" Sie wurde immer heftiger. „Glauben Sie etwa, Sie werden mich durch ein Paar freundliche Worte, durch einen bittenden Blick wieder zu einer Thörin machen, weil Ihnen das so oft gelang? Nein, die Stunde der Rache oder der Entdeckung ist gekommen!"

Wie Sie wollen, Armand, sagte ich kalt. Ich finde es sogar natürlich, daß Sie diese Gelegenheit nützen, und müßten auch darüber zehn Herzen brechen. Aber erfahren werden Sie oen Nahmen dennoch nicht: darauf gebe ich Ihnen mein Wort.

„Und brächen auch darüber zehn Herzen! Was Sie an den Eigensinn wagen, wage ich an mein Verlangen, und mit größerem Rechte. Ich darf fragen: wer ist der Vater

meines Kindes? ich darf sogar die Gesetze zu Hülfe rufen. Dürfen Sie mir antworten: du sollst ihn nicht erfahren? . . . Bricht das Herz Ihrer Braut: wer hat es dann gebrochen? ich oder Sie? Nennen Sie den Nahmen, (was ohnehin Ihre Pflicht wäre); und wir Alle sind glücklich. Verschweigen Sie ihn, und zerbrechen Sie das Herz Ihrer Braut, das meinige, das Ihrige, wie Sie wollen."

Das Geheimniß bleibt verschwiegen, sagte ich lächelnd und gleichgültig; und die Herzen bleiben ungebrochen. — Ich wollte ihr zeigen, daß ich mich nicht fürchtete.

Sie sah mich an, und wurde heftiger: „o, ich weiß wohl, welche Künste Ihnen zu Gebote stehen, wie reich Ihre Phantasie an Erfindungen ist. Aber so sey es denn, mein Herr! Von jetzt an sind wir getrennt. Sie wagen alles, und ich befolge Ihr Beispiel. Heute schreibe ich an das Fräulein von Mörs, daß Sie bei mir gewesen sind, und Bitten und Drohungen angewendet haben, von mir die Lüge zu erpressen, daß

meine Tochter nicht Ihre Tochter sey. Am Ende hätten Sie gedrohet, meine Aussage durch erdichtete Briefe, durch ein Mährchen zu entkräften, worin die Unwahrscheinlichkeit, daß ich selbst den Vater meines Kindes nicht kenne, die Hauptsache seyn solle. Das werde ich schreiben, und ich will doch sehen, ob Sie verschmitzt genug sind, meinen Brief unwirksam zu machen, ohne daß Sie Ihr Geheimniß verrathen."

Sieh nur, Runden, wie das boshafte Weib das erdrückende Netz über mich zuzieht! Bestehe ich darauf, deinen Nahmen zu verschweigen, (und das muß, das werde ich): so bin ich verloren. Ich fühlte sogleich, daß der Brief, den sie schreiben wollte, mich ganz verderben mußte; daher sprang ich auf, ergriff ihre Hand, und sagte laut: wagen Sie es, auch nur die kleinste Unwahrheit zu schreiben, so — sind Sie unglücklich!

„Wer drohet," antwortete sie fest, „der zittert. Das Sprüchelchen habe ich von Ihnen gelernt. Aber warum erhitzen Sie Sich denn? List gegen List! Waffen gegen Waf-

fen! Muth gegen Muth! Sie haben mich lange als ein Kind behandelt; ein Zufall giebt mir Waffen gegen Sie: soll ich sie nicht gebrauchen?"

Ich habe nie unredlich gegen Sie gehandelt. Zeihen Sie mich einer Lüge, wenn Sie können.

„Das ist seltsam. Sie bedurften keiner Lüge, mich zu fesseln; ich bedarf einer, wenn ich Sie zwingen will, gerecht zu seyn. Meinen Sie, ich soll den einzigen Zeitpunkt, da ich Sie in meiner Gewalt habe, ungenützt vorübergehen lassen? Meinen Sie, ich soll sagen, wie eure Schäfchen in den väterlichen Häusern, wie eure ehrlichen Weiber und Töchter: „ach, dürft' ich doch! ach, hätt' ich doch den Muth!" Ich kenne euch, ihr Unmenschen, die ihr nichts im Munde führt, als die lieblichen Wörter: „Weiblichkeit! Bescheidenheit! Demuth!" mit denen ihr uns an die Kette legt, mit denen ihr unsern Geist lähmt! Glaubt ihr, allein frei zu seyn? Ich bin es so gut wie ihr. Und Sie, mein Herr, sollen lernen, daß Sie nicht

ungestraft meiner spotten dürfen." Ich wollte sie austoben lassen; doch dieses Mal hoffte ich vergebens. Sie verschloß sich in ihr Schlafzimmer, und kam nicht wieder. Ich ging mit ihrer Tochter in's Feld, um irgend etwas zu ersinnen, das sie wieder in gute Laune brächte; und das war mir, wie ich glaubte, gelungen. Anfangs nahm sie keinen Theil an der Posse, die ich mit dem Kinde verabredet hatte: sie war stumm, und maulte; dann warf sie von Zeit zu Zeit einen lachenden Blick auf mich und ihre Tochter. Endlich sprang sie auf, mit dem lieblichen Gesichte, das sie bei guter Laune immer hat. Nun glaubte ich, sie zu haben, und fing das vorige Gespräch wieder an. Sie sagte lachend: „wenigstens werden Sie doch zugeben, daß ich Recht habe?"

Das leugne ich nicht ganz, liebe Armand. Doch an meiner Stelle würden Sie eben so handeln, wie ich.

„Und Sie an meiner Stelle, wie ich: nicht wahr?"

Ich glaube, ja!

„Nun denn," sagte sie lachend, „so ist es gut; denn mein Brief ist fort."

Welcher Brief? fragte ich erschreckend.

„An das Fräulein Mörs. Ich weiß, welch ein Kind ich bin, und daß Sie mich mit einer Posse zuweilen von Schwarz zu Weiß bringen. Darum schrieb ich in solcher Eil, und schickte den Brief weg. Und nun geschwind den Nahmen von Adelens Vater! dann mache ich alles wieder gut."

Ich erblaßte. Armand, Sie scherzen, aber auf eine höchst grausame Weise!

Sie wurde verlegen. Auf einmal nahm sie ihre Tochter, führte sie in ihr Schlafzimmer, schloß ab, und ließ mich allein. Als ich mich im Hause erkundigte, sagte man mir, daß ein Bote mit einem Briefe an Fräulein von Mörs seit zwei Stunden fort wäre. Ich warf mich auf mein Pferd, und jagte nach; doch vergebens: Gretchen hatte den Brief schon.

Sey ohne Sorgen, Runden. Wie lange kann es denn dauern? Es ist eine finstre Wolke, die über mein Paradies herein hängt,

schon halb erleuchtet von der wieder hervorbrechenden Sonne. Die Liebe meiner Braut wird geprüft: das ist es alles. Sieh, die Armand giebt mir den entzückenden Triumph, das stolze Schauspiel eines Herzens, das jetzt verzagt, mich zu hassen glaubt, und mich dennoch liebt.

Ich bin versunken in diesem Strome des Unglücks; doch ich lasse dich nicht, wie du mich nicht ließest. Freundschaft, Liebe und Tugend halten die schützenden Hände über uns. Das Schicksal wird uns retten, und dann wollen wir einander an die Brust sinken, und rufen: so liebte ich dich! und nun sind wir glücklich.

Du bist in Moskau. Nunden, du fürchtetest dich vor dieser Reise, und ich freue mich darüber; denn wenn du nun dies alles liesest, so ist wahrscheinlich der Sturm schon vorüber, und du lächelst über die Gefahr und über das Glück deines Freundes. Ich behalte diesen Brief, bis du zurückgekommen bist. Nach einem Paar Zeilen von deiner Frau, rechne ich darauf, daß du drei volle

Monathe ausbleiben wirst. Wie viele Sekunden, die alle der Liebe, der Freundschaft gehören! Und wird nicht Eine von allen meine Unschuld an's Licht bringen? —

Noch einmal: dein Geheimniß ist sicher. Dank der Armand! sie hat mir gezeigt, wie leicht es entdeckt werden könnte, wenn nur noch Ein Mensch darum wüßte.

Ich nehme die Feder wieder, um dir die schwersten Tage meines Lebens zu beschreiben: die schwersten, die kummervollsten, und doch die edelsten, die tugendhaftesten.

Als ich zu Weimerssen in das Haus trat, sah ich Lotten, und fragte sie: ist ein Bote hier gewesen? „Ja, aus Leisdorf, mit einem Briefe der Madame Armand an Gretchen." Ich konnte den Inhalt des Briefes auf dem kalten Gesichte des Mädchens lesen und in ihrem verächtlichen Tone hören. Sie schien jetzt alle Verstellung aufgeben zu wollen, um mich die ganze Verachtung fühlen zu lassen, die ich in ihren Augen verdiente.

Darf ich Sie wohl bitten, fuhr ich fort,

mir zu sagen, wie Gretchen den Brief aufgenommen hat?

„Sie las ihn, Herr Winter, ohne ein Wort zu reden, und trug ihn zu ihrem Vater. Wenn Sie den Inhalt des Briefes wissen, so werden Sie Sich leicht denken können, welche Empfindung Gretchen dabei haben konnte."

Der übermüthige Ton des Mädchens verdroß mich. Ja, sagte ich, ich kann mir denken, was Gretchen empfand. Doch schwerlich war es, was Sie meinen, daß ich errathen soll. Sie empfand sonst nichts, als den Schmerz, mich verloren zu haben

Mit einem spöttischen Lächeln erwiederte sie: „es ist nun einmal unser Schicksal, daß die Männer sich einbilden, wir hätten für nichts Gefühl, als für den Verlust eines Liebhabers. Glauben Sie mir, Herr Winter, Gretchens Schmerz war nicht so eigennützig, als Sie ihn sich denken; sie betrauerte ganz etwas anderes."

Du siehst, Runden, ich war heute dazu verdammt, nichts als einfältige Dinge zu

sagen und zu thun. Was wird diese Lotte nicht wieder aus meiner Empfindlichkeit und den Paar Worten machen! Das fühlte ich auf der Stelle; aber dennoch warf ich einen stolzen Blick auf das Mädchen, und ging in mein Zimmer. Hier überdachte ich meine Lage, und in der That, ich kam mir so verlassen vor, als wäre ich mitten in der großen Afrikanischen Wüste. Glaubst du wohl, daß ich ein Paarmal laut auflachte, und vor diesem Gelächter zitterte? Ich war unschuldig, und doch wurde es in dem verwirrten Strome meiner Gedanken von Zeit zu Zeit mir selber zweifelhaft, ob ich es sey.

Wie hülflos meine Lage war, kannst du dir erst dann denken, wenn ich dir gesagt habe, daß ich deine Geschichte mit der Armand nicht einmal ohne Nahmen erzählen darf. Dein Schwager hat viel verdorben, während er hier gewesen ist. Er sprach gern von dir, und gerieth der Base in die Hände. Sie erkundigte sich, wie sie es immer macht, nach den allerkleinsten Umständen: wie lange und in welchen Ländern du gereiset seyst,

welchen Weg du genommen habest, und so weiter. Ich ging bei dem Gespräche ab und zu, hörte nur halb danach hin, und hatte nichts Arges daraus. Aber wie erschrak ich, als er auch erzählte, deine Frau wäre dir als Braut bis Braunschweig entgegen gegangen, wohin du von Kassel gekommen seyst! Ich unterbrach das Gespräch. Aber, daß die Base noch jedes Wort davon weiß, darauf wollte ich schwören. Die Armand dürfte nur Einmal mit ihr zusammen kommen, und ihre Geschichte mit dir in Kassel erzählen, so würde die Base sogleich auf dich fallen.

Daß auf diese Weise eine Entdeckung sehr möglich wäre, sah ich schon lange. Aber zum Glück geht die Base nicht aus; und — wie sollte die Armand je hieher kommen? dachte ich, doch immer mit einiger Aengstlichkeit: denn daß sie auf den Einfall gerathen könnte, sich bei meinen Verwandten nach dir zu erkundigen, war nicht unwahrscheinlich. Jetzt aber? Durch ihren Brief an Gretchen ist sie zu einem ewigen

Stillschweigen über ihre Begebenheit gezwungen. Sie hat mich gefangen, das ist wahr; aber auch ich habe sie gefangen. Sie darf nie sagen, daß ein Andrer der Vater ihres Kindes ist, so lange ich Lust habe, dafür zu gelten. Ach! hätte nur Gretchen Vertrauen genug zu mir, zu meinem Worte, zu meiner Liebe, zu meinem Herzen: bei Gott! Runden, so würde ich dir wirklich vergelten, und dich gerettet haben, wie du mich. — Meine Lage ist einzig, und ich sehe keinen Ausweg aus dieser Finsterniß.

In solchen Gedanken saß ich auf meinem Zimmer, ohne schon jemand gesehen zu haben, und ohne jemand sehen zu wollen. Was konnte ich denn sagen? Nur: ich bin unschuldig, Trotz allem Anschein vom Gegentheil. Ich legte mich nieder, und — wer erklärt die Widersprüche im Menschen! — schlief ruhig ein. Am folgenden Morgen stand ich spät auf; und so eben stiegen alle meine Verwandten, nur die Base nicht, in zwei Wagen. Mein Bedienter sagte mir,

sie würden drei Tage ausbleiben. Zur Armand, dachte ich; aber warum alle? Sie fuhren in die Nachbarschaft, einen schon lange verabredeten Besuch zu machen; und ich setzte mich sogleich nieder, dir zu schreiben.

Mein Brief war bis zu dem Absatz oben vollendet, da kam die Base. „Ach, ich störe Sie wohl, Herr Vetter.“ Ich nahm sie freundlicher auf, als jemals; denn in der That, ihr Besuch war mir eine Art von Trost, von Aufmunterung. „Ei, ei, Herr Vetter,“ hob sie an, „ich höre mit Schrekken, daß Sie zu Hause geblieben sind.“ (Ich schwieg.) „Wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen, so ist das nicht artig von einem Bräutigam. Auch hat Gretchen ihr Näschen darüber aufgeworfen.“

Darüber wohl nicht.

„Worüber denn sonst?“ sagte sie in einem unschuldigen Tone. „Freilich, die üble Laune war schon gestern da, ehe Sie wiederkamen. Sehen Sie, es wurde ein Brief gebracht. Gretchen las, und sah auf einmal so weiß aus, wie mein Halstuch. Kind,

sagte ich, (denn ich habe Gretchen lieb, wie meinen Augapfel) was giebt es denn? Und da sah sie mich an, mit Augen — wahrhaftig, als wenn sie eben brechen wollten. Wie Gretchen nun ist — und ich muß das an ihr loben, weil man es bei Frauenzimmern so selten findet —: erschrocken war sie; aber sie sagte nicht eine Sylbe, auch nicht zu Mamsell Lotten, die doch ihr ganzes Herz hat. Sie legte den Brief zusammen, blickte, wie jammernd, gen Himmel, und dann ging sie in den Garten. Lotte folgte ihr; ich blieb am Balkon-Fenster sitzen. Da gab es nun eine Unterredung, bei der es recht lebhaft zuging. Daß es Sie betraf, Herr Vetter, ließ sich wohl vermuthen; was es aber war, konnte ich nicht errathen." Ich stellte mich, als wüßte ich von nichts. Das brachte sie auf, und nun bohrte sie mir langsam einen Dolch nach dem andern durch die Seele. Was ich am liebsten hätte wissen mögen, schien sie nicht zu wissen, nehmlich, wie mein Oheim sich geäußert hatte.

Die Alte besuchte mich nun alle Tage.

Es gab mir zuletzt eine Art von Unterhaltung, zu beobachten, wie oft, und wie künstlich sie die Sache drehete, um mir mein Geheimniß abzulocken. Ich bekam wirklich eine Art von Ruhe, und hörte vor einer Stunde ohne Schrecken die Wagen wieder auf den Hof fahren. Jetzt bin ich entschlossen — zu nichts und zu allem. Was auch noch folgen mag, es kann die Sache nur verbessern; jede Veränderung muß mir doch einen festen Standpunkt geben.

Ich habe meinen Oheim bitten lassen, zu mir zu kommen, und er hat es versprochen. Adieu. Ich warte auf ihn.

24.

Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

In unsrem Hause werden schmerzliche Thränen geweint, liebe Friederike. Es ist schlimmer, als jeder von uns es sich dachte. Winter ist ein elender, verächtlicher Mensch, ein so seltsamer, so unverschämter Heuchler,

daß er nicht einmal erröthet, wenn er auf dem Verbrechen selbst ertappt wird; ein so heilloser Bösewicht, daß er noch jetzt, da er alles entdeckt sieht, seinen Verwandten trotzt, und dieses Haus, worin er auf jedem Gesichte seine Schande lesen muß, wieder betritt, ohne nur ein Wort von Reue, oder so etwas, zu sagen.

Nach unsrem Besuche bei der Armand entschuldigte ihn Gretchen noch immer. Sie hatte mir das Versprechen abgelockt, weder ihrem Vater, noch sonst jemanden, etwas zu sagen. Mit heißen Thränen sagte sie zu mir: „Sie werden sehen, er thut von selbst, was seine Pflicht ist. Der Vater wird seine Tochter nicht verleugnen! Und was für eine Tochter!" Wirklich, Friederike, das unbefangene Betragen des Menschen, besonders eines Tages, als er von der Armand kam, und so frei und offen von dem Besuche bei ihr redete, nahm mich für ihn ein. Wer weiß, dachte ich, ob er nicht dennoch unschuldig ist. Das Betragen der Armand war doch in der That sehr seltsam

Und das Kind? was kann ein Kind nicht alles plaudern! — Ich ging zu ihm, als er allein war, und bat ihn, nur etwas für seine Unschuld zu thun. Er behandelte mich spöttisch, zuletzt sogar ein wenig hart. Kurz, er sprach wie ein Mensch, der kein gutes Gewissen hat, und sich dafür mit übler Laune rächen will.

Nun vermied ich es sogar, mit Gretchen über die Sache zu reden. Er hatte indeß auf alle nur mögliche Art Gelegenheit gesucht, sie allein zu sehen, und endlich war ihm das gelungen. Sie sagt ihm ganz kalt, daß sie bei der Armand gewesen ist. Er wird blaß, und geräth in den heftigsten Zorn über die Frau. Als Gretchen ihm sagt, er dürfe ja nur den Vater nennen, bricht er die Unterredung ab, und reitet weg.

Gegen Abend bekam Gretchen einen Brief. Sie erblaßte, als sie ihn las, und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Der Brief war von der Armand. Denke nur, Friederike! der elende Mensch hatte diese

Frau durch Drohungen zwingen wollen, ein Mährchen zu bestätigen, das er erfunden hat, um zu beweisen, er sey nicht der Vater des Kindes. Die Armand bat Gretchen um den Schutz ihres Vaters gegen seinen Neffen. Um hinter die Wahrheit zu kommen, schrieb sie, gebe es kein andres Mittel, als Herrn Winter anzuhalten, daß er den wahren Vater des Kindes nenne, den er zu wissen vorgebe. Gretchen gab mir den Brief, sobald wir Beide allein waren. Ich las ihn mit allen Zeichen des Abscheues. O, du solltest gehört haben, wie das gute Mädchen sich auch noch jetzt die vergebliche Mühe gab, das Niederträchtige seines Betragens zu entschuldigen!

Nein, Gretchen, sagte ich: nun nicht ein Wort mehr von diesem Menschen! Er verdient nicht, daß Sie nur seinen Nahmen nennen.

„Ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn noch, und werde ihn ewig lieben!" sagte sie, schmerzlich seufzend.

Was wollen Sie aber nun thun, Gretchen?

Sie schwieg eine Weile; endlich sagte sie: „was ich thun muß, das Schwerste von allem. Ach! ich hoffte, es sollte Niemand etwas davon erfahren; unsre Verbindung würde sich allmählich auflösen, und er würde sich dann freiwillig entfernen. Doch nun? Darf ich der gekränkten Frau, der verlassenen, der verstoßenen Tochter den Schutz meines Vaters abschlagen? Kommen Sie, Lotte." Sie ging mit mir in ihres Vaters Zimmer, und reichte ihm mit zitternder Hand den Brief der Armand. Er sah ihr in's Gesicht, schlug den Brief aus einander, las, las wieder, und schob ein Paarmal seine Mütze rund um den Kopf. „Die Frau schreibt da etwas von einem Besuche," sagte er endlich mit gerunzelter Stirn.

Wir sind bei ihr gewesen, antwortete ich, als wir zu der Hofräthin Saxe fuhren.

„So?" fragte er noch finsterer.

O, Sie sollten das Kind sehen, Herr Zollschreiber! Und die Mutter ist eine wunderschöne Frau!

„Was hatte sie an? wie stand ihr die

Kleidung? . . . Wißt Ihr denn, und wenn Ihr auch sonst ganz verständig seyd, nie etwas anderes von einer Frau zu sagen, als ob sie schön ist, oder nicht?" —

Ich erzählte nun, wie es uns gegangen war, und auch die heutige Unterredung zwischen Eduard und Gretchen.

„Ja, ja!" sagte er: „das Ding hat so eine Art von Zusammenhang. Wie kamt Ihr aber auf den Einfall, die Frau zu besuchen?"

Weil wir von der Eigenthümerin des Hauses, worin die Armand wohnt, allerlei erfahren hatten. — Ich erzählte ihm unsre Unterredung mit der Frau.

„Nun, das hängt ja an einander, wie ein Schnürchen! Erst die Base, die den Funken schlägt, dann Lottchen, dann die Frau aus dem Herrenhause, die den Scheiterhaufen errichtet, dann Gretchen, die ihn besteigt, dann Madame Armand, die ihn anzündet. Armer Eduard! fünf Weiber zu deinem Verderben verschworen! Nur kein Gesichtchen, Lotte! Ich gestehe Ihnen ja, das Ding sieht

aus wie Wahrheit, bis auf den einzigen Umstand, daß ein Heiliger auf einmal zu einem Teufel gemacht wird. Da sitzt es! . . . Was sagt denn Eduard?"

Er ist wieder bei der Armand.

„Hm! da ist er? Wie gesagt, Lottchen, das Ding sieht aus wie Wahrheit."

Sie zweifeln doch nicht, Herr von Mörs? Was wäre denn einem Zweifel unterworfen?

„Alles im menschlichen Leben ist das, liebes Kind, Alles unter dem Monde. Es gab ehemals ganze Wissenschaften, z. B. Astrologie, Magie, und so weiter, die rein verschwunden sind, wie Mährchen; es giebt noch jetzt Wissenschaften, die eben so verschwinden werden. Auch gab es Hexen, und sie sind fort. Ferner Gespenster; auch die sind weg. Patagonen von zwölf Fuß: nun, sie sind am Ende so groß wie wir. Es gab Kraken, auf denen man geankert, gegessen und getrunken hatte: ich kann Ihnen ein Zeugenverhör darüber vorlegen; und doch ist der Kraken eine Fabel. . . . Sehen Sie,

Lotte, wenn es so eine ganz kleine Spitzbüberei wäre, dann würde ich sagen: ja, das läßt sich denken. Aber aus dem Eduard so einen Cartouche, einen Lips Tullian zu machen, das ist zu arg!"

So eben traten der Kapitain und Ludwig in das Zimmer. Lips Tullian? fragte jener. Wer soll denn hier ein Lips Tullian seyn? Eduard?

„Die beiden Jüngferchen da machen ihn dazu."

Gott behüte! rief der Kapitain, und sein rothes Gesicht wurde braun: geht es schon wieder los? Wird denn nie Ruhe?

„Nein, Bruder; dafür sind wir im menschlichen Leben. Bis an die Windstille des Todes geht es so fort. Da lies einmal diesen Steckbrief, Kapitain, zwar nicht von Obrigkeitswegen gedruckt und besiegelt, und in alle Welt gesendet, nur von einer Frauenzimmerhand gekritzelt; aber der Inhalt ist so steckbriefartig, wie nur immer möglich. Da lies!"

Erich las den Brief laut vor; dann warf

er ihn mit einem derben Seemannsfluche auf den Tisch, und rief: das ist nicht wahr!

„Und nun laß dir von den Beiden den Zusammenhang geben. Du wirst dein blaues Wunder hören! Erzählt ihm doch die Geschichte von den fünf klugen Jungfrauen!"

Ich erzählte ganz kurz. — Es ist nicht wahr, rief der Kapitain; ich will mich an die Raa hängen lassen, wenn es wahr ist! Und gesetzt auch — was wäre es denn mehr! Ein Jugendstreich, der sich mit Gelde zudecken läßt.

Nicht mit allem Gelde der Welt, sagte Ludwig; aber ich behaupte, wie du: es ist nicht wahr. Ein Weibergeträtsch, wie Heinrich immer sagt.

Nun denn! sagte ich, ein wenig empfindlich: so sind wir, Gretchen und ich, Lügnerinnen.

Nein, gutes Kind, erwiederte er mit vieler Güte: das sage ich nicht. Ich weiß, daß aus Ihrem Munde die reine Wahrheit geht. Aber die Französin! die!

Wo ist denn Eduard? fragte der Kapitain.

Bei der Armand! antwortete ich. So hol' ihn der Teufel! rief er, und stampfte ungeduldig auf den Boden. Aber sieh, Gretchen, ich verspreche dir, das Weib soll dir nicht im Wege stehen. Darauf gebe ich dir mein Ehrenwort.

Sie steht mir gar nicht im Wege, lieber Oheim; denn Sie selbst werden doch fühlen, daß nun eine Verbindung zwischen mir und Eduard unmöglich ist.

Und ich sage dir, Jüngferchen, daß ich meinen Kopf auf diese Verbindung gesetzt habe. Wenn du den alten Erich ein wenig lieb hast, Gretchen, goldenes Gretchen, . . .

Nein, nein, theurer Oheim! Ich hoffe nicht, daß Sie Ihre Nichte werden so wegwerfen, so verächtlich wegwerfen wollen!

Wegwerfen? Zum Teufel! wegwerfen? Bruder Heinrich, nimm das Wort! Du bist Vater. Wegwerfen! Was ist es denn mehr? Rede doch, Heinrich!

„Sie hat ihren freien Willen, Kapitain; und wenn nur die Hälfte von der Geschichte wahr wäre (ich stehe aber dafür, nicht ein-

mal die Hälfte ist es): so hätte sie Recht. Denn, Kapitain, möchtest du deine Nichte einem Menschen geben, der sein Kind verleugnet?" —

Gretchen küßte ihrem Vater die Hand mit gerührter Dankbarkeit. Der Kapitain sah finster auf den Boden. Verleugnet? sein Kind? thut er das?

„Hier steht es!" Er zeigte auf den Brief.

Ich wollte, rief der Kapitain, daß ich noch im Südmeere segelte, und von der hiesigen Wirthschaft nicht eine Sylbe wüßte! Dorchen, Alexander, Eduard, und die Braufelds sammt und sonders! Wenn es in allen Familien so geht, so gebe ich für die ganze Erde mit Allen, die darauf sind, nicht eine leere Tonne; und so, Bruder Ludwig, halte mir nur keine Lobreden mehr auf die Menschen!

Warum nicht? antwortete Ludwig sanft. Sind wir fünf hier, zum Exempel — deinen Zorn abgerechnet — nicht Menschen, die wohl . . . Guter Gott, ich will nicht stolz seyn.

. . . „die sich können sehen lassen,“ fiel Heinrich ein, „vor Gott und Menschen. Und warum könnte es nicht mehr solche Menschen geben?“

Lumpengesindel, Bruder Heinrich, wie du tausendmal gesagt hast. Besteht denn nicht die ganze Weltgeschichte nur aus Kriegen und Blutvergießen? War nicht gleich unter den ersten Vieren ein Brudermörder? Nun, darf man sich denn also wundern, wenn Eduard einmal unbesonnen gewesen ist?

Ludwig seufzte tief. Ach, er hat nicht Unrecht! Gleichsam vor der Thüre des Paradieses ein Brudermörder! Und warum denn, Heinrich? Um nichts, um gar nichts!

„Um gar nichts? da irrst du dich, Ludwig. Die Rabbinen sagen, beide Brüder hätten eine Religionsstreitigkeit mit einander gehabt. Eutychius aber behauptet, sie hätten sich über eine Frau gestritten. Indeß steht es dir frei, deine eigene Meinung zu haben, oder auch gar keine.“

Es gelang dem Zollschreiber, beide Brüder auf diese Art von dem eigentlichen

Punkte abzubringen. Als der Kapitain kalt genug war, schlug Heinrich vor, fürs erste eine kleine Reise zu machen, Theils, damit Eduard Zeit hätte, die Sache abzuthun, wenn sie abzuthun wäre, Theils, damit man ruhig überlegen könne, was geschehen müsse. Die Reise wurde auf den folgenden Morgen ganz früh angesetzt, und die drei Brüder gingen nun sogleich in das Feld. Gretchen war krank, und legte sich nieder. Ich entfloh der Base, die mich ausfragen wollte. Unten auf der Hausflur begegnete mir Eduard, und redete mich an. O, hätten doch seine Oheime gehört, was dieser übermüthige Bösewicht mir sagte! wie hätten sie noch zweifeln können an seiner Verächtlichkeit? Er sagte mir geradezu, und mit einem so hämischen, spottenden Triumphe, daß es mir kalt durch die Seele ging: Gretchen liebe ihn, und m ü s s e ihn lieben, troß allem, was er gethan habe. Ich hatte etwas recht Bitteres auf der Zunge; er ging aber so stolz, als wäre er der edelste aller Menschen.

Am folgenden Morgen fuhren wir ab. Es wurde endlich ausgemacht, daß die ganze Sache dem Oheim Heinrich überlassen werden sollte. Ludwig sagte nur: ich bitte dich, Bruder, wenn er schuldig ist, so sey nicht zu strenge gegen ihn. Bedenk, daß wir selbst jung waren; oder bedenk vielmehr, lieber Bruder, daß wir Alle Menschen sind, und fehlen können.

„Ich hoffe, es soll nicht nöthig seyn; und ist er schuldig, so — Bruder, glaube mir, ich bin nie hart gegen einen Unglücklichen gewesen; aber das würde ich ihm nie verzeihen, daß er dich betriegen konnte, wie uns Alle.“ —

So eben hat Eduard den Oheim Heinrich bitten lassen, zu ihm zu kommen. Dieser hat es versprochen, und dann gesagt: es soll angespannt werden.

Der Wagen ist vorgefahren. Beide steigen ein. Wohin wollen sie?

Ich darf den Brief nicht länger zurückhalten. Er muß heute fort. Adieu.

25.

Eduard an Runden.

Weimerssen.

Lieber Runden, treibe du in Moskau deine Geschäfte mit Glück, und laß mich hier treiben, was ich kann. Ich bin resignirt; denn eine Art von Geduld, oder Muth, oder Verachtung mußte nothwendig aus meiner Lage entstehen. Was es eigentlich ist, weiß ich dir nicht zu sagen; ich kann aber zuweilen laut auflachen, wenn mir das höchst Seltsame meiner ganzen Lage vor die Augen gerückt wird: Und es ist nicht mehr jenes hohle, langsame Lachen der Erbitterung, sondern schon das helle, schallende des Vergnügens.

Ich betrachte mich als einen Märtyrer der Freundschaft. Und warum soll nicht auch die Freundschaft einmal bewirken, was der Glaube jeder Sekte so oft bewirkt hat: Freudigkeit, alles zu tragen, was zu tragen ist? Meine Rolle fängt sogar an mir zu gefallen. Doch ich muß dir in der Ordnung erzählen.

Als Oheim Heinrich in mein Zimmer trat, hob er an: du bist hart verklagt, Eduard. Ich bitte dich nun, antworte ganz einfach, so recht unumwunden; und wenn ich etwas zu fragen habe, bloß mit Ja oder Nein. Also — bist du unschuldig?"

Ja! sagte ich lächelnd.

„Ganz und gar? oder trägst du einen Theil der Schuld?"

Ich bin vollkommen unschuldig, sagte ich noch heiterer.

„Kannst du deine Unschuld beweisen? denn sonst . . . Du hast uns drei üble Tage gemacht mit deiner Unschuld, die wie ein Spitzbubenstreich aussieht. He? kannst du?"

Nein, lieber Oheim, meine Unschuld ist gar nicht zu erweisen, wenn die Armand nicht will. Ich fodre Glauben an meinen Charakter.

Mein Oheim sah mich groß an. „Das heißt viel fodern! Und wenn auch ich, der Seltsamkeit wegen, dir glaubte, und meine beiden Brüder aus Liebe auch: so werden dir doch die Mädchen nicht glauben, am we-

nigsten Gretchen. Sie ließen dir die Hälfte der Schuld hingehen, denk' ich, wenn du nur wahrscheinlich machen könntest, du seyst ganz unschuldig. Werde blaß, hager, verliere den Appetit; dann werden sie sagen: der arme Mensch! wir haben ihm zu viel gethan. Kannst du es bis zu einem Fieber mit Phantasieren bringen, so ist deine Schuld rein weggewaschen. Das Einzige, was sie dir nicht vergeben, ist das Urtheil anderer Menschen. Doch so sind nicht die Weiber allein! Nun, da du denn unschuldig bist, so kann es dir gleich gelten, was ich mit dir vorhabe. Nimm Hut und Stock, und komm!"

Ich that das, und folgte ihm, ohne ein Wort zu erwiedern, in den Wagen, der schon vor dem Hause stand.

„Weißt du, was man dir Schuld giebt?"

Ja: die Armand sey meine Geliebte, meine Mätresse, und sie habe ein Kind von mir. Man glaubt, ich habe die Frau mit Drohungen zwingen wollen, das Gegentheil zu sagen und ein Gewebe von Lügen zu bestätigen, das ich erfunden habe, Gretchen zu täuschen.

„Nun, zum Henker, Eduard, wenn du weißt, wer der Vater ist, so . . .“

Das führt zu nichts, kann zu nichts führen. Sie werden noch seltsamere Dinge hören, lieber Oheim.

Er zog die Stirn kraus. „Wohl! ich werde sie hören; doch jetzt nicht. Ich will es, wo etwas abzumachen seyn wird.“ Er sah unmuthig zum Wagen hinaus.

Lieber Oheim, das ist es eben, was ich fürchte. Sie verurtheilen mich schon jetzt. (Er schüttelte den Kopf.) Ich fürchte, Ihre Achtung zu verlieren; aber — meine Lage ist so seltsam, daß ich Alles wagen muß, Alles!

„Ich kann mir keinen Fall denken,“ sagte er trocken, und im Tone eines Vorwurfes, „worin man Alles, Alles! wagen müßte, wie du sagst.“

Es giebt im menschlichen Leben seltene Lagen, die nicht nach den gewöhnlichen Regeln zu beurtheilen sind; und in unserer Familie mögen dergleichen bisweilen vorkommen. Ihr Zollschreiberpatent, lieber Oheim, scheint dahin zu gehören.

„Dahin schwerlich," sagte er noch trokkener; „denn, Gott Lob! ich kann darüber reden, und will es. — In meiner Jugend kam ich nach Stralsund, und trat, während meine Koffer ausgeschifft und visitirt wurden, in das Zollhaus. Es gab mit meinen Sachen Schwierigkeiten, die Zeit erforderten. Die Frau des Zollschreibers bat mich, unterdessen bei ihr zu bleiben. Ihr Sohn, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, blühend wie die Gesundheit, saß am Schreibtische; ihre Tochter, ein Mädchen von siebzehn Jahren, war ein lebendiges Bild der Schönheit, der Unschuld und des Fleißes. Bald kam auch der Vater, ein ehrwürdiger alter Mann. Nie hatte ich eine Familie gesehen, die das schöne Bild der Einigkeit, des Friedens und des Glückes so rührend dargestellt hätte. Der Vater war Soldat gewesen. Seine Erzählungen, durch die er mir nur die lange Weile vertreiben wollte, fingen an, mich zu interessiren; und die vier Menschen behandelten einander mit so vieler Liebe, mit einer so einfachen Freund-

schaft, daß ich mich an sie gezogen fühlte. Ich war in Verlegenheit, wo ich die Nacht bleiben sollte, da der Abend herangekommen war, ehe man mir meine Sachen verabfolgen ließ. Der Greis bot mir nun mit unbeschreiblicher Freundlichkeit ein Nachtlager an; und kaum hatte ich Ja gesagt, so war es, als gehörte ich mit in den Kreis ihrer Liebe. Man erkundigte sich nach meinen Geschäften, und besorgte mir eine bequeme, wohlfeile Wohnung in der Stadt, bei einer sehr redlichen Familie; kurz, man erzeigte mir alle mögliche Gefälligkeiten, und mit einer Güte, deren Andenken mir noch immer wohlthut. Ich habe diesem Hause die schönsten Stunden meines Lebens zu danken: die beiden Alten liebten mich, wie ihren Sohn; die beiden Kinder, wie ihren Bruder."

„Ich blieb einige Monathe in Stralsund, und machte Bekanntschaften unter den Menschen meines Standes, besonders in dem Hause des General-Zolldirektors, eines rauhen, aber sehr rechtschaffenen Mannes,

der mich in Kurzem herzlich lieb gewann. Wechselsweise besuchte ich, bald seine Assembleen, bald das kleine Stübchen seines Unterbeamten, des Zollschreibers; und an beiden Orten war ich zufrieden. Endlich reiste ich nach Schweden ab, um meinen Bruder, den Kapitain, der als damaliger See-Cadett eben von einer großen Reise zurückgekommen war, zu sehen. Ich nahm von meinen beiden Freunden, dem Zolldirektor und dem Zollschreiber, mit gleicher Herzlichkeit Abschied, und schwärmte nun mit Erich umher. Nach einem Jahre komme ich wieder nach Stralsund, gehe sogleich in das Zollhaus, und finde die Mutter in Thränen; denn vier Wochen vorher war ihr Mann gestorben. Ihr Schmerz galt, wie ich bald merkte, weniger dem Verlust ihres Mannes, als ihrem Sohne, der, mit tiefem Gram in den Augen, schweigend da saß. Ich frage; und sie antwortet; wir sind sehr unglücklich, lieber Herr von Mörs. Sie wissen, gespart wurde bei meines Mannes Lebzeiten nichts: es ging aus der Hand in den Mund. Wir

hofften, unser Sohn sollte einmal die Stelle seines Vaters bekommen, wie es schon öfters so gegangen ist. Mein Alter wurde schwach, kränklich, und wir sahen seinen Tod voraus. Dazu kommt nun, daß der arme Junge da . . . Sie kennen ja wohl noch Grossens Marie? Wie das mit jungen Leuten geht! das liebt sich zum Sterben. Wir waren auch wohl damit zufrieden; denn Marie ist ein Engel, und wir hatten die besten Hoffnungen. Nun kommt aber, vier Wochen vor meines Mannes Tode, von Stockholm der Befehl, daß schlechterdings keine Stelle im Lande von dem Vater auf den Sohn fallen soll. Lieber Gott! Der Herr General-Zolldirektor will uns wohl, noch von Ihrer Zeit her; aber er darf durchaus nicht, sagt man uns. Da ist denn nun wohl mit Recht großer Jammer. Wir müssen aus dem Zollhause, sobald der Dienst vergeben ist. Mariens Eltern (was man ihnen auch nicht verdenken kann) wollen sie verheirathen. Sehen Sie nur, so sitzt mein armer Sohn, und so sitzt

Marie! Thränen und Elend überall! Und was soll aus der Zukunft werden! was aus meiner Tochter, die auch nicht zu sorgen brauchte, wenn ihr Bruder Zollschreiber würde!"

„Ich zerfloß in Mitleiden mit den Unglücklichen. Die Stelle ist doch nicht schon vergeben? fragte ich; und kaum hatte mir die Mutter Nein geantwortet, so eilte ich zu dem Zolldirektor. Was ich ihm sagte, und wie ich es sagte, weiß ich nicht mehr. Er drückte mich an seine Brust; dann aber sagte er rauh: Sie sind ein junger Mensch, der nicht weiß, was er will. Soll ich, den Landesgesetzen zum Trotz, den jungen Menschen zum Zollschreiber machen? Wären Sie bei kaltem Blute, Herr von Mörs... Mir ein Falsum zuzumuthen! Haben Sie das überlegt? — Aber könnte man nicht am Hofe eine Vorstellung einreichen, und, in Betracht der Umstände, um eine Ausnahme von dem Gesetze bitten? — Junger Mensch, Sie mußten wohl erst nach Stralsund kommen, um einem ehrlichen Manne

das unter den Fuß zu geben! Das ist geschehen, und mehr als das. Hier ist die Antwort. — Die Bitte wurde geradezu abgeschlagen, und die Verordnung noch einmal eingeschärft, mit dem Zusatze: wenigstens müßte ein Anderer die Stelle ein Jahr und einen Tag bekleidet haben, ehe der Sohn sie bekommen könnte. Aber, sagte ich, wie bald vergeht ein Jahr! Wäre es denn nicht möglich . . .? — O ja, wenn Sie jemanden schaffen, der Lust hat, nach einem Jahre zu sterben, so soll er die Bedienung haben. — Man könnte ja einen finden, der sie nach einem Jahre dem jungen Menschen abträte. — Nun, das müßten Sie selbst seyn, sagte er lachend. Die Stelle ist gut. Finden Sie nur einen, der sie abtritt; denn zwingen können wir ihn nicht dazu. — Und wenn ich nun einen fände? fragte ich, in dem Aufwallen eines frohen Gefühles. Er antwortete: es muß ein ehrlicher Mann seyn; kein Taugenichts. Finden Sie so einen, so soll er die Stelle haben, und ich verspreche Ihnen für den jungen Menschen die

Anwartschaft. Aber noch Eins! Das muß in zweimal vier und zwanzig Stunden gänzlich abgethan seyn; denn es ist die höchste Zeit, daß ich nach Stockholm berichte. Morgen Nachmittag um drei Uhr erwarte ich Sie mit dem Kandidaten, daß ich mich noch erkundigen kann, ob er auch ein ehrlicher Mann ist."

„Es schien mir ganz leicht, einen Mann auf diese Bedingung zu bekommen. Ich lief nach dem Zollhause. Der junge Mann sprang mit froher Hoffnung auf, als ich ihm erzählte. Mutter, Sohn und Tochter, Alle nannten ein Paar Männer, denen man die Bedingung vorlegen könnte; doch nach näherer Ueberlegung war nicht Einer brauchbar. Man ließ Mariens Eltern bitten, zu kommen, und überlegte nun mit ihnen gemeinschaftlich; doch auch sie wußten nur ein Paar ausgemachte Taugenichte, welche arm genug waren, sich auf jede Bedingung einzulassen. Aber wer konnte sie zwingen, die sehr einträgliche Stelle nach einem Jahre wieder abzutreten?"

„Ich fragte den Zolldirektor schriftlich: ob man die Bedingung nicht in das Patent bringen könnte. Er antwortete: der König vergiebt die Stelle, und zwar auf Lebenszeit. Ich verspreche Ihrem jungen Freunde die Anwartschaft darauf: das ist alles, was ich kann. Einen Mann, wie Sie ihn brauchen, werden Sie schwerlich finden."

„Dies Billet nahm uns alle Hoffnung. Mariens Vater stand auf, und sagte: ich bedaure; aber Sie sehen, es ist nicht anders. Marie hat Sie von Herzen lieb; doch . . . — Marie und der junge Mensch erblaßten. Sie reichte ihm die zitternde Hand, und sagte, mit Tönen, die ein Herz von Marmor hätten sprengen müssen: leben Sie wohl! Der junge Mensch ergriff ihre Hand, blickte jammernd gen Himmel, und rief: o, ist denn nirgends Hülfe! Ich kann ja ohne Marien nicht leben!"

„Wir Alle schluchzten. Endlich rief ich: halt! Bleiben Sie noch eine Stunde! — Ich lief zu dem Zolldirektor. Mörs, sagte ich unterweges zu mir selbst: was hast du

vor? Du willst Zollschreiber werden? Nun, was ist es denn mehr! Ich soll auf ein Jahr nach England gehen. Werde ich Zollschreiber, so lebe ich ein Jahr unter Engeln und dankbaren Herzen. Das ist mehr werth, als Reisen. Kurz, ich bat den Zolldirektor förmlich um die Stelle. Der edle Mann trocknete sich die Augen, als ich ihm erzählte. Dann sagte er mir alles, was sich in einem solchen Falle sagen läßt. Wahr! wahr! erwiederte ich; aber ich mache dadurch ein halbes Dutzend Menschen glücklich, und Menschen, die ich liebe. — Aber Ihr Vater, Herr von Mörs! — Schwerlich kann ich je in meinem Leben etwas thun, das ihn mehr ehrte. — Kurz, ich hielt den Zolldirektor beim Worte, und bei lautem Lachen, Vorwürfen und Händedrücken, ließ er mir mein Patent, und auch die Anwartschaft für den jungen Menschen, ausfertigen. Herr Zollschreiber, sagte er dann, Sie sind toll, und ich bin es nicht weniger. Aber ich hoffe, Sie werden im Zollhause wohnen, und wenigstens zuweilen am Fenster sitzen; denn ein bloßer

Scherz darf es nicht seyn. — Und müßte ich das ganze Jahr vom Morgen bis zum Abend am Fenster aushalten, Herr Direktor. Sie sollen Ehre von mir haben."

„Du magst dir denken, Eduard, was es im Zollhause für Gesichter gab, und was man sagte, als ich mein Patent vorzeigte und die Anwartschaft aushändigte. Das junge Paar wurde nach einigen Tagen in meiner Amtswohnung verlobt; und als ich die Leute so selig sah, hätte ich beinahe darauf schwören mögen, ein Zollschreiber sey der glücklichste Mensch auf Erden."

„Ganz Stralsund wollte den neuen Zollschreiber und seinen Nachfolger sehen. Nun, ich sah mit dem stolzesten Gesichte zu dem Fensterchen hinaus, und meinte, die andren Menschen müßten gar nicht, oder mit dem albernsten Gesicht heraussehen. Ich figurirte auch nicht bloß am Fenster; denn mein Adjunctus war Bräutigam, und hatte etwas Besseres zu thun, als auf Defraudationen Acht zu geben. Die Mutter und die Tochter halfen mir treulich, und Beide ver-

sicherten, es wäre Schade, daß ich nur ein Jahr lang Zollschreiber bleiben wollte; denn ich hätte vortreffliche Gaben dazu. Glaub mir, Eduard, es hat Augenblicke gegeben, wo ich mich wieder an das kleine Fenster und unter die Menschen zurückgewünscht habe, die mich so herzlich liebten."

„Da hast du meine Zollschreibergeschichte. Du bist der Zweite, dem ich sie erzähle. Ich weiß, was man dagegen sagen kann; auch sah ich es nicht ungern, als nach drei Monaten von Stockholm der Befehl kam, mit meinem Nachfolger eine Ausnahme zu machen. Ich übergab ihm mein Amt an seinem Hochzeittage, und am folgenden Abend war ich schon auf der Ostsee, mit meinem Patente, nebst dem rühmlichen Abschied, im Koffer, und mit dem Gefühl einer guten Handlung im Herzen. – Nun erzähle mir deine Geschichte, Eduard. Gott gebe, daß du dabei so wenig stocken mögest, als ich."

Ich drückte ihm die Hand, und sagte: zwar habe ich über die Geschichte, die ich erzählen soll, und nicht erzählen kann, kein

Patent; aber doch, was Sie hatten, das Gefühl einer guten Handlung im Herzen. Erlauben Sie mir eine Frage. Wenn Sie nun eine Braut in Stralsund gehabt hätten, und die hätte Sie gebeten, nicht an dem Zollfensterchen der ganzen Stadt ein Schauspiel zu geben: wie dann?

„Hm! eine alberne Frage! Aber ich glaube, wie ich damals fühlte, hätte ich dennoch als Zollschreiber am Fenster gesessen."

Nun denn, lieber, edler Oheim, sagte ich mit fröhlichem Stolze: da haben Sie ungefähr meine Geschichte, sie ende nun, wie sie wolle. Glauben Sie mir, Ihr Neffe macht Ihnen keine Schande.

„Halt, Kutscher!" rief er hier; und schien einige Sekunden zu überlegen. „Nein," sagte er dann; es geht nicht. Hättest du es nur mit mir zu thun, ich ließe umwenden, und fragte nicht weiter. Aber jetzt? ich muß. Vorwärts, Kutscher! Ich fahre mit dir zur Armand: das wenigstens will ich dir sagen."

Zur Armand? sagte ich jetzt, sehr ruhig. Wahrscheinlich werden Sie dort seltsame

Dinge

Dinge hören. Ein höchst sonderbares Schicksal zwingt mich, zu allem zu schweigen; und wenn es die Armand versteht, lieber Oheim, so fürchte ich beinahe, Sie werden Lust haben, den Glauben an mich wieder aufzugeben.

„Das denke ich nicht, Eduard; oder es müßte sehr seltsam zugehen." —

Wir fanden die Armand eben beschäftigt, ihre Tochter zu unterrichten. Als wir herein traten, sprang das Kind mit einem lauten Freudengeschrei: Vater Eduard! auf mich zu. Mutter, da ist er ja! Siehst du? er ist doch wiedergekommen. O, sey nicht wieder böse mit der Mutter! Hier hängte sich die Kleine schmeichelnd und liebkosend an meinen Arm. Ich nahm sie auf, küßte sie, und drückte sie an meine Brust.

„Der Teufel, Eduard!" raunte mir mein Oheim in's Ohr; „deine Geschichte fängt übel an!"

Mein Oheim, sagte ich zu der Armand, die jetzt aufstand; der Vater des Fräuleins von Mörs. — Sie verbeugte sich gegen ihn

mit der einnehmenden Freundlichkeit, die ihr alle Herzen gewinnt. Besonders gelang ihr das heute, da sie, obgleich sehr reitzend, doch sehr einfach und bescheiden, bescheidener als jemals, gekleidet war. Sie erröthete, als sie mich anblickte, und ihr Auge füllte sich mit Thränen. Erlauben Sie, sagte sie dann seufzend, daß ich meine Tochter in ein andres Zimmer bringe.

„Eduard," wiederholte mein Oheim jetzt laut, „deine Geschichte fängt, wie gesagt, sehr übel an. Die Frau sieht nicht aus, als ob sie eine Büberei auf ihrem Gewissen hätte. Und das Kind? Beinahe möchte ich sagen, es hätte deine Augen. Ich war auf ein andres Gesicht und auf einen andern Empfang gefaßt."

Lassen Sie mich reden, lieber Oheim, sagte ich empfindlich; denn der Anblick der Armand hatte mich doch erhitzt, so sehr ich auch, kalt zu bleiben, entschlossen gewesen war. Ich hoffe, Sie sollen sehen, wie sie sich widerspricht. Lassen Sie mich nur zehn Fragen thun.

„Nein, nein," sagte er; „erst ich, dann du. Ich hoffe, du wirst ja wissen, was du zu sagen hast."

Die Armand kam wieder, und mein Oheim hob an: „Madame, Sie haben meiner Tochter einen Brief geschrieben, über den ich einige Erläuterungen bedarf. Ich . . ."

Die Armand unterbrach ihn mit bebender Stimme, als ob die verfolgte Unschuld selbst redete: ich weiß, Herr von Mörs, was man von mir will; aber Sie werden leicht einsehen, wie sehr ich bei einer Unterredung dieser Art zu leiden habe. Erlauben Sie mir nur einige Worte, die, wie ich glaube, ganz leicht zum Ziele führen werden.

Mein Oheim verbeugte sich. Ich wollte das Wort nehmen; er sagte aber: „still! laß Madame reden."

Erstlich, Herr von Mörs, bemerken Sie, daß ich an Herrn Winter gar keine Ansprüche mache, weder an seine Hand, noch an sein Vermögen, weder ich, noch meine Tochter. Er selbst wird mir bezeugen, daß ich das nie gethan habe."

Ja, das ist wahr; aber, Madame . . .

Ich bin noch nicht fertig, fiel sie schnell ein. Seiner Heirath mit ihrem Fräulein Tochter stehe ich also auf keine Weise im Wege. Ich will sogar schriftlich erklären, daß ich niemals Foderungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, an ihn machen will. Sie sehen, Herr von Mörs, es ist nicht meine Absicht, daß er unglücklich werden soll; ich will sogar die Verbindung, worin ich mit ihm gestanden habe, recht gern verschweigen.

Das brauchen Sie nicht, Madame, fing ich wieder an.

Mein Oheim winkte mir, und sie fuhr fort: ich bin noch nicht fertig. — Dieser Eine Punkt ist also abgemacht; und ich bitte Sie, nicht wieder darauf zurückzukommen. Jetzt weiter. Herr Winter sagt: er kennt den Vater meines Kindes. Nun, so nenne er ihn doch. Er wird sich aber wohl hüten, das zu thun.

Mein Oheim sah mich an, und schüttelte den Kopf. Ich gerieth in Wallung, und sagte heftig: Sie sind eine Elende, eine...

Strafen Sie mich doch Lügen! Nennen Sie doch den Nahmen! — Sie wendete sich sogleich wieder an meinen Oheim, und faßte seine Hand. Ich schwöre Ihnen, bei dem Wohl meines Kindes, bei meinem Unglück, bei allem, was in der Natur heilig ist, daß ich den Nahmen nicht weiß, den er verschweigen zu müssen vorgiebt. Nun, Herr Winter, versichern Sie einmal auf Ihre Ehre das Gegentheil. Versichern Sie das, wenn Sie können! — Diese boshafte List kam mir so unerwartet, daß ich wirklich alle Besinnung verlor und in offenbare Verlegenheit gerieth. — „Nun," fragte mein Oheim: „sagt sie die Wahrheit, oder nicht?"

Sie sagt die Wahrheit, lieber Oheim; denn sie kennt den Vater ihres Kindes wirklich nicht.

Muß ich auf diese Armseligkeit, auf diese lächerliche Ausflucht erst noch antworten? Wollen Sie mich in Ernst überreden, ich kennte den Vater meines Kindes nicht? Nun auch das! so nennen Sie ihn denn! Oder darf ich ihn etwa nicht wissen?

Kunden, in meinem Leben habe ich den Kopf nicht so ganz verloren, wie bei dieser Scene. Die Frau log nicht, und brauchte ihre Waffen gegen mich so listig, so glücklich, daß sie mich sagen lassen konnte, was sie wollte. Mein Oheim runzelte die Stirn, stampfte mit dem Fuße, und sagte: „nun, so rede doch, Neffe!"

Nein, rief ich höchst zornig: sie soll ihn nicht wissen, sie darf ihn nicht wissen!

Die Armand lächelte. — Hätte ich vorher mit meinem Oheim über die Sache reden und ihn vorbereiten können, so würde es nicht so große Wirkung auf ihn gethan haben. „Neffe," sagte er, „ist das wirklich dein Ernst, was du sagst?"

Etwas Einfältigeres konnte ich nicht antworten, als was ich jetzt im heftigsten Zorne herausstieß: Armand, bei Gott! Sie bringen mich dahin, daß ich den Nahmen nenne, und Sie als eine freche Lügnerin darstelle.

Ganz kalt, aber mit schneidendem Spotte, sagte sie: so nennen Sie ihn doch! Ich fodre Sie ja auf, es zu thun!

Was mich aufbringen sollte, machte mich besonnener; doch kostete es mir Mühe, meinen Zorn nicht in Verwünschungen ausbrechen zu lassen. Mein Oheim sagte, noch kälter als zuvor, sogar spöttisch: „ist das alles, was du zu sagen hast, Neffe?" — Ja! antwortete ich in dumpfer Verzweiflung. Aber, so wendete ich mich zu der Armand, reden Sie! Bin ich der Vater Ihres Kindes, oder nicht? Und wo und wann habe ich Sie denn kennen lernen?

Hm! sagte sie, mit einer Art von Stolz, daß ich doch mit Ihnen darüber stritte! Sie haben ja selbst gesagt, ich kennte den Vater meines Kindes nicht. So nennen Sie ihn doch, wenn Sie es nicht sind. Herr von Mörs — fuhr sie fort — ich muß Sie bitten, diesem Besuch ein Ende zu machen.

„Hast du noch etwas zu sagen, Neffe?" fragte mein Oheim sehr finster.

Madame, sagte ich, Sie machen mich unglücklich; aber daß Ihnen Ihre schändliche List mißlang, das sey Ihre Strafe! . . .

Ich bin fertig, mein Oheim; ich habe mit dieser Frau nichts mehr zu reden.

Mein Oheim empfahl sich, und wir stiegen in den Wagen. Er hatte so wenig Lust zu sprechen, als ich: wir sahen jeder auf seiner Seite aus dem Fenster. Endlich wendete er sich zu mir, und sagte kalt: „wenn du unschuldig bist — und wärest du es nicht, so müßtest du der ärgste Bösewicht seyn — wenn du also unschuldig bist, so resignire dich auf dich selbst; denn schlechter als du, hat nie ein Mensch seine Unschuld vertheidigt. Sie sieht der überzeugten Schuld so ähnlich, wie ein Wassertropfen dem andern."

Ich habe Ihnen das voraus gesagt. Noch jetzt gestehe ich: die Armand hat nicht gelogen; denn in der ganzen Unterredung sagte sie nicht ein einziges Mal: ich sey der Vater ihres Kindes.

„Mich dünkt, sie sagte das sehr bestimmt, und mehr als Einmal."

Das scheint Ihnen so, weil Sie nicht wissen, was sie sagen konnte, und was nicht.

Ich bin unschuldig, lieber Oheim. Noch einmal wiederhole ich es Ihnen: bei allem, was mir heilig und ehrwürdig ist, ich bin nicht der Vater des Kindes.

„Wem soll ich glauben? Die Armand schwor bei dem Wohl ihres Kindes das Gegentheil."

Das schwor sie nicht, lieber Oheim, sondern nur, daß sie den Nahmen nicht wisse, den ich nicht nennen wolle. Und so ist es.

„Eduard, nimm es mir nicht übel, das ist mir zu künstlich. Bist du unschuldig, — wie gesagt, so bist du es dir selbst, gewiß keinem andern Menschen." Nun ließ er vorn das Verdeck des Wagens aufrollen, so daß der Kutscher Wort für Wort hören konnte, was wir sprachen. Gegen Abend kamen wir in Weimerssen an, und ich ging, weil mein Oheim mich darum bat, sogleich auf mein Zimmer.

Erst jetzt dachte ich daran, welch eine schimpfliche Rolle ich hier spielte. Ich ließ meinen Bedienten kommen, und einpacken.

Vom frühen Morgen an bis jetzt habe ich geschrieben. Es ist mir daran gelegen, genau zu behalten, was gesprochen worden ist. Wer weiß, wozu es mir noch nützen kann!

Ich habe Gretchen in einem Billet um eine Unterredung ersucht; sie soll entscheiden.

Sie will mich sprechen, in dem Spiegelzimmer. Es ist abgelegen; ich hoffe, wir werden ungestört bleiben.

Dresden.

Hier, in Dresden, vollende ich meinen Brief, lieber Runden. Wenn du diese Zeilen, die eine zitternde Hand schreibt, einmal liesest (jetzt sollst du sie nicht sehen, und wer weiß, ob du sie jemals sehen wirst); so sage: ja, er war mein Freund!

Ich ging in der Stunde, die Gretchen mir bestimmt hatte (eben der, worin die Base gewöhnlich mit ihrer Andacht beschäftigt ist) auf das Spiegelzimmer. Gretchen stand am Fenster, und hatte die Stirn gegen eine Scheibe gelehnt. Sie wendete sich

langsam zu mir um, und ich sah, welche Mühe es ihr kostete, gefaßt zu bleiben. Meine theure Margarethe, hob ich mit bebender Stimme an (ich wollte ruhig seyn; doch Herr meiner Stimme konnte ich nicht werden): ich danke Ihnen, daß Sie meine Bitte erfüllt haben, und wäre es auch die letzte Güte, die Sie mir erzeigten. Sonst war es nicht so; doch ein Unglücklicher darf nicht an die besseren Zeiten denken.

Sie wollte antworten; ihre Lippen bebten: doch sie mußte sich erst erholen. Endlich sagte sie: „O, glauben Sie mir, daß es gewiß mein größtes Vergnügen ist, Ihnen gefällig zu seyn. Dagegen aber, lieber Vetter, bitte ich Sie recht herzlich, erwähnen Sie der Vergangenheit nicht."

Ich muß Sie bitten, Margarethe, mich gütig anzuhören, und noch mehr, mir mit Vertrauen zu antworten.

„Mit Offenherzigkeit, wenn auch nicht mit Vertrauen. Ich weiß, Sie haben es immer gern gesehen, wenn ich Ihnen sagte, was ich dachte."

Ja! und wenn Sie mir auch das Härteste zu sagen hätten: ich bitte Sie dennoch, mir nichts zu verschweigen. Lieben Sie mich, Margarethe?

„Diese Frage sollten Sie nicht thun, oder ich sollte sie nicht beantworten. Aber, es ist die letzte Unterredung dieser Art; so will ich Ihnen denn antworten: ja, ich liebe Sie noch." — Sie zerdrückte mit dem kleinen Finger unmerklich eine Thräne in ihrem Auge.

Margarethe, wenn nur noch ein Funken von Liebe für mich in Ihrer Brust ist, so habe ich Sie noch nicht verloren. Was ist denn Liebe? ist sie nicht Vertrauen, kindlicher Glaube? (Ich faßte ihre zitternden Hände.) O, wie konnten Sie nur einen Augenblick an meiner Liebe, an meiner Treue zweifeln! Wie konnten Sie glauben, daß ich ein Bösewicht wäre!

„Eduard, es thut mir schmerzlich weh; aber ich muß Ihnen sagen ..." (Sie brach ab, und machte sanft ihre Hände aus den meinigen los) „Doch was hülfe es, wenn

ich Ihnen sagte . . . Ich bitte, lassen Sie uns das Gespräch enden."

Enden? Margarethe, in dieser mir so feierlichen Stunde schwöre ich Ihnen: ich habe Sie nicht betrogen. Ich bin unschuldig, ganz unschuldig, so unschuldig, wie Sie selbst!

Sie blickte während dieser Betheurung ängstlich umher; dann sagte sie: „o, das ist zu viel!... Wir sehen uns jetzt zum letzten Mal allein. Verwandeln Sie doch mein Bedauern der menschlichen Schwäche nicht in Abscheu, meine Liebe nicht in Widerwillen. Lassen Sie uns enden, lieber Vetter!"

Welch ein Bösewicht muß ich in Ihren Augen seyn, sagte ich bitter, daß Sie meine heiligsten Schwüre für eine Lüge halten können! Nun denn, Base Margarethe, was sagt Ihr Vater? Hat er mich für schuldig erklärt?

„Er erzählte Ihre Unterredung mit der Armand, und wir Alle zerflossen in Thränen des Mitleidens."

Und was sagte er?

„Sie wissen ja, wie selten mein Vater das Wort schuldig ausspricht, und wie sehr er Sie liebt! . . . O, warum wollen Sie wissen . . .? Er sagte: Eduard ist so lange schuldig, bis er seine Unschuld erweist."

Nun denn, guter Oheim! rief ich, mehr konntest du freilich nicht sagen. „Bis er seine Unschuld erweist!" Aber Margarethe, die mich zu lieben vorgab, der ich meine ganze Seele so offen zeigte, — die spricht das harte Wort: schuldig! aus, ohne nur einen Zweifel zu haben. „Bis er seine Unschuld erweist!" Beweist denn mein Herz nichts? mein Leben, mein Charakter, meine Versichrungen, meine Schwüre, nichts, gar nichts? Daß ich es wage, mit Ihnen zu reden; daß ich Sie bitte, der Zeit die Rettung meiner Unschuld zu überlassen: auch das nichts? . . . „Bis er seine Unschuld erweist!" Guter Oheim, und wenn auch mein Leben verflösse, ohne daß ich meine Unschuld erwiesen hätte, du — denn du liebst mich — du würdest der Versicherung eines Sterbenden trauen, und sagen: er war unschuldig!

Margarethe blickte schweigend zu Boden. Auf einmal sagte sie: „warum erweisen Sie nicht, daß Sie unschuldig sind?"

Wenn ich das thäte, dann würde ich schuldig! — Sie warf einen unwilligen Blick auf mich. Das brachte mich auf; ich sagte kalt und bitter: Margarethe, beantworten Sie mir eine Frage. Halten Sie mich für einen Bösewicht?

„Ich halte Sie für schuldig," sagte sie nach einer Pause. „Aber ich bitte Sie, lassen Sie uns die Unterredung endigen, damit ich nicht gezwungen werde, etwas noch viel Härteres von Ihnen zu glauben."

Eine solche Bitterkeit hatte ich nicht erwartet. Sie ist geendigt! sagte ich mit einer Verbeugung, und verließ sie. Ich ging zu meinem Oheim Ludwig, der mit seinem Bedienten allein war, und sagte: darf der verstoßene Eduard noch vor Ihre Augen treten? Er breitete die Arme aus, mich zu umfassen. „O Eduard," sagte er mit sanfter Rührung: „ich verstoße dich nicht. Und wenn du auch wärest, was sie Alle sagen:

wer bin ich denn, daß ich dich verstoßen sollte? Sieh, lieber Sohn, wenn sie von dir erzählen, Gretchen, ihr Vater, und Erich, wie alles gekommen ist, so schweige ich lieber; denn was kann ich zu deiner Vertheidigung sagen, als was ich schon so oft gesagt habe: es will mir nicht einmal in den Kopf, und noch viel weniger in's Herz, daß Eduard . . . Und bin ich wieder hier, bei Jakob, der deine Parthei hält; dann . . ."

Gott belohne es dir, Jakob! sagte ich gerührt. Du nimmst dich eines Unschuldigen an.

Hören Sie wohl, lieber gnädiger Herr, daß er unschuldig ist? Unser gutes Eduardchen sagt es ja selbst. Wir Beide, ich und Sie, halten uns an unsre Liebe. Gott prüfet Herz und Nieren, nicht wir. Wie er unschuldig ist, das wollen wir seinem Gewissen und Gott überlassen. Aber solche Thränen, wie ihm da in den Augen stehen, kann kein Bösewicht weinen.

„Lieber Eduard, sagte Ludwig: wir wollen zu Gretchen gehen; sie . . ."

Ich muß fort, und komme, Ihnen Lebewohl zu sagen, lieber Oheim. Gretchen habe ich gesprochen. — Es kostete viele Mühe, meinen Oheim zu überzeugen, daß ich bei den jetzigen Umständen nicht in dem Hause bleiben könnte, worin Gretchen wohnte. Jakob aber sagte: recht, recht! reisen Sie mit Gott. Lassen Sie ihn reisen, lieber gnädiger Herr. Ist er erst fort, so haben wir gewonnen Spiel mit Fräulein Gretchen: das werden Sie sehen. Die ersten Tage muß sie Ehrenhalber wohl so ein Viktoriagesicht machen; dann aber wird es ihr in keinem Winkel recht seyn. Sie wird suchen, und nicht finden. Mit der Liebe ist es ein kurioses Ding: da giebt es eine Unruhe, ein Sehnen, man weiß nicht wonach.

„Ja, von der Liebe," fing mein Oheim ein wenig beschämt an, „sagte Lottchen einmal . . ."

Nein, unterbrach ihn Jakob; ich meine Gretchen. Und dann schüren wir zu. Sie soll ihn schon unschuldig finden, so schwarz er ihr jetzt auch noch vorkommen mag. Rei-

sen Sie, Eduardchen. Wir wollen hier schon auf Feuer und Licht merken.

„Und das Kind der Frau, Eduard," sagte Ludwig ein wenig ängstlich . . . „Laß du mich nur sorgen, und reise mit Gott!"

Frau und Kind bedürfen keiner Unterstützung, sagte ich, und nahm mit der größten Rührung Abschied. Der Kapitain und Oheim Heinrich waren ausgeritten; ich ließ sie durch Ludwig grüßen. Lotten sprach ich nicht mehr. Ich setzte mich in den Wagen, und verließ das Haus mit ganz andern Empfindungen, als ich bei meiner Ankunft gehabt hatte. In Leisdorf hielt ich einen Augenblick an, und ließ bei der Armand eine Karte abgeben; denn sprechen konnte ich sie unmöglich. Am folgenden Mittag kam ich hier in Dresden an.

Die Vergangenheit ist mir nun wie ein Traum, von welchem nichts mehr übrig geblieben ist, als eine schmerzliche Sehnsucht. Freilich sehe ich wohl, daß Margarethe nicht gut anders handeln konnte, als sie gehandelt hat; aber dennoch giebt mir das Bewußt-

seyn meiner Unschuld eine gewisse Bitterkeit gegen sie.

Ich habe deine Frau gebeten, mir deine Briefe hieher zu schicken. Was nun werden soll? Es hängt ein dichter Schleier über meiner Zukunft; doch hoffe ich mit Zuversicht auf den morgenden Tag: ich glaube, er müsse mir das Glück der vergangenen Tage mitbringen.

Du bekommst meine Briefe nicht; denn ich weiß, was du thun würdest, wenn du wüßtest, was ich leide. Ich bin abergläubig für die Rechte meiner Unschuld eingenommen. Man denkt ja im Unglück oft, die Vorsehung müsse der Unschuld den Triumph geben, der ihr gebührt. Ich hoffe sogar, die Armand wird meine Unschuld bezeugen, ob ich gleich sehr wohl weiß, wie aufgebracht sie über mich seyn muß, da sie die List, auf die sie so triumphirend rechnete, vereitelt sieht. Ich habe ihr verziehen; denn wenn ich mich erinnere, wie sie ist, wie sie denkt und fühlt; kann ich es ihr dann verargen, daß sie die Waffen gegen mich gebraucht, die ihr der Zufall gegeben hat?

Ich thue, was mir Oheim Heinrich sagte: ich resignire mich auf mich selbst, und traue auf keinen Andern, als den alten Jakob. Nur auf die Liebe kann ich noch rechnen. Doch ich will schließen!

26.

Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

Ich gebe dir das Tagebuch unseres Hauses weiter. Der Zollschreiber fuhr mit Eduard weg, und wir Alle fragten: wohin mögen sie fahren? — Der Kapitain zankte, erst mit der Base, dann mit Gretchen, dann mit mir, und zuletzt sogar mit Ludwig, über das Aufheben, das wir von einer Kleinigkeit machten. Ich wollte, sagte Ludwig, daß ich mit dem armen Eduard im Wagen säße, ob ich mich gleich davor scheue, ihn zu sehen; denn der Anblick eines Betrübten und eines Schuldigen ist für mich gleich=schmerzhaft. Wäre der Bruder Heinrich zu streng oder zu lustig, so wollte ich ihn freundlich bitten.

Die Base, die nun vor dem Oheim Heinrich sicher war, den sie in der That mehr fürchtet, als ich glaubte, griff erst Eduarden, dann einen von uns nach dem andern an, und machte den Kapitain noch zorniger, als er ohnedies schon war.

Gretchen sagte zu dem allen nicht ein Wort; sie zitterte aber, so oft der Kapitain darüber fluchte, daß der arme Junge einer verdammten Kleinigkeit wegen so viel erdulden müsse. „Ich will," sagte er, „lieber oben im Mastkorbe sitzen, wenn Wind und Wetter tobt, als bei Heinrich in einer solchen Lage; lieber bei Sturm auf einem Schiffe ohne Steuer das Fluchen der Matrosen, das Schlagen der Wellen, das Pfeifen des Steuermanns und das Beten der Passagiere hören, als die Stachelreden, womit er den armen Jungen quälen wird." — Gretchen würde dem Treulosen gern alles vergeben haben, wenn sie ihn nur von dem Oheim hätte erlösen können.

Der Kapitain ging pfeifend im ganzen Hause umher, von einem Fenster zum an-

dern, sich nach ihnen umzusehen, und entdeckte uns endlich, mit einem kräftigen Faustschlage auf den Tisch: „ich begreife nicht, wohin sie seyn können. Heinrich bringt ihn wohl gar von hier weg." (Gretchen wurde bleich, als sie das hörte.) „Ich weiß aber nicht, warum wir uns von dem Heinrich so despotisiren lassen, als wären wir Schiffjungen, und er der Kapitain."

Gegen Abend brachte der Jäger die Nachricht, daß Beide wiederkämen. Der Zollschreiber legte Hut und Stock weg; der Kapitain fragte ungeduldig: nun? — „Ich bin mit ihm bei der Armand gewesen!" — Nun? — und Eduard? — und wie ist es? so fragten wir Alle. — „Wie es ist? Auf der Hinreise gab es alles Gute. Ich wäre beinahe mit ihm umgekehrt, und hätte gesagt: nimm ihn auf Treu und Glauben, Gretchen. So hatte der Bursche mir das Herz weggesprochen! Aber bei der Armand selbst sah es anders aus. Er stockte: Eins; er wurde roth: zwei; er konnte kein Wort aufbringen: drei; er wurde böse: vier; er

schimpfte sogar: fünf. Die Frau ließ ihn sagen, was sie wollte: er könnte den Vater des Kindes nicht nennen; sie, die Armand, (und das verdroß mich am meisten) wüßte selbst nicht, wer der Vater wäre. Kurz, so lange er seine Unschuld nicht erweist, ist er schuldig. Alberner habe ich nie einen Menschen reden hören, als ihn heute. Die Frau aber war ganz unbefangen; und das Kind, lief ihm, mit dem lauten Geschrei: Vater! Vater! entgegen. Es ist unbegreiflich, daß er mir hinterher im Wagen seine Unschuld aufs neue recht feierlich versicherte. Ich habe mich schwer geärgert. Genug, er ist schuldig, wenn er seine Unschuld nicht erweisen kann, oder will. Die Frau macht übrigens keine Ansprüche an ihn, gar keine."

Schuldig oder nicht schuldig, sagte der Kapitain: macht die Französin keine Ansprüche an ihn, so kann er ja mit jedem Winde segeln, sobald nur Gretchen will. Ich sage dir aber, Bruder, er ist unschuldig. Das glauben wir Alle, die Base ausgenommen. Nicht wahr, Ludwig, er ist unschuldig?

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ueber ihn richten mag ich nicht. Will ihn Gretchen nicht nehmen: ich kann es dem guten Kinde gerade nicht verdenken, und — ergebe mich in Gottes Hand.

Ludwig, sagte der Kapitain hitzig und spöttisch; ich glaube, es hat nie einen Menschen gegeben, dessen Ergebung in Gottes Hand so groß gewesen ist, als die deinige.

„Da irrst du dich, sagte Heinrich, der nie auch nur den kleinsten Angriff auf Ludwig hingehen läßt. Wenn du deinem Bruder schon das halb und halb übel nimmst: was wirst du denn zu dem Domine Ruysbroek in Holland sagen, dessen Ergebung in die Hand Gottes so groß war, daß er in öffentlichen Schriften vor der ganzen Welt erklärte: er würde Gott als seinen Vater preisen, wenn er ihn auch in alle Ewigkeit verdammte. Gegen den ist doch Bruder Ludwig nur ein Anfänger."

Erich hatte richtig den Faden seines Zorns verloren. Du bist ein Narr, sagte er, und dein Domine dazu.

„Das kann wohl seyn," antwortete Heinrich sehr trocken; „und von dem Domine haben das schon mehr Menschen gesagt. — Gretchen willst du ihn, schuldig oder unschuldig?"

Nein, lieber Vater. Wenn Ihnen beides nicht gleichgültig ist, mir kann es das noch weniger seyn.

„Nun, so laßt das Essen bringen; mich hungert. — Die Frau ist schön, wie die Morgenröthe, und das Kind, Eduarden wie aus den Augen geschnitten. Der Teufel! da ist es heraus! Nun, so mag es heraus seyn. Was sagen Sie dazu, Lotte?"

Ich antwortete: wir haben fast dasselbe bemerkt. — Er sah mich an, schüttelte lächelnd den Kopf, und sagte: „dahinter steckt noch etwas, das weiß ich. Die Frau macht keine Ansprüche an seine Hand, das erklärt sie selbst. Wenn er nun da herträte, mit dem kleinen Mädchen, dem Engel, auf dem Arme, und sagte: Gretchen, ich war einmal schwach; das ist mein Kind: vergieb es mir — ich glaube, um des Kindes willen

vergäbe man ihm." — (Hier schüttelte Gretchen den Kopf recht merklich.) — „Und wer die Frau gesehen hat, könnte es ihm auch leicht vergeben. Aber da leugnet er nun alles auf eine höchst närrische Weise, betheuert seine Unschuld, und erklärt mir am Ende mit dem kältesten Blute von der Welt: die Frau habe eigentlich gar nicht gelogen; es sey fast alles, so wie sie gesagt, bis auf den Vaternahmen."

Die Sache, liebe Friederike, ist in der That sehr räthselhaft, und beinahe weiß ich nicht mehr, was ich denken soll. Ich sagte das Gretchen, sobald wir allein waren. „Und das Kind?" erwiederte sie, ein wenig schnippisch. „Wie geht es denn zu, daß wir Alle es Eduarden so ähnlich finden? Ich habe ihm verziehen, Lotte; aber möchten Sie die Frau eines solchen Mannes werden?" — Was war darauf zu antworten?

Am folgenden Morgen ließ Eduard Gretchen bitten, ihn eine Viertelstunde zu sprechen. Sie kämpfte mit sich selbst, ob sie es

ihm abschlagen sollte, oder nicht. Gretchen, sagte ich, dann denkt er, Sie fürchten, oder, Sie hassen ihn. Vermeiden Sie beides.

Sie sprach ihn. Als sie wieder zu mir herunter kam, war sie ganz erschöpft, und konnte mir vor Mattigkeit kaum die Unterredung erzählen. Er dürfte sie nur noch zweimal sprechen, so wäre sie mit ihm versöhnt. Ich sagte ihr das, und sie seufzte. „Ach, Lotte," sagte sie endlich nach einer langen Pause: „wenn ich ihn sehe, dann bin ich böse auf ihn, und möchte ihn hassen. Ist er aber nicht mehr bei mir, so fürchte ich, daß ich ihm zu viel gethan habe." Jetzt kam ihre Jungfer in das Zimmer, und trocknete sich die Augen. Was weint Sie? fragte ich. Ach, sagte das Mädchen: so eben habe ich von Herrn Winters Bedienten Abschied genommen; und der macht es so possierlich, daß man lachen und weinen muß. Sein Herr will eben fort.

Gretchen faßte mit Heftigkeit meine Hände, und ihr Busen flog. „Lotte!"

sagte sie ängstlich; und in diesem Augenblick rollte der Reisewagen vom Hofe hinunter, an unserm Fenster vorüber. Eduard verbeugte sich gegen uns, mit einem sehr ernsten Gesichte. „O,“ sagte Gretchen, „ich hasse ihn!“ und nach einer Pause: „ach, Lotte, nun habe ich ihn ganz verloren!“

Sie lief an das Fenster, ich glaube beinahe, ihm nachzurufen. — Ludwigs Bedienter ging so eben über den Hof, und zeigte, als er Gretchen bemerkte, mit einer sprechenden Bewegung auf den Wagen.

„Er reist wohl nur in die Nachbarschaft?“ sagte Gretchen zu dem Alten.

Fort, in die weite Welt, Fräulein Gretchen; denn wem es so geht, wie dem armen Eduard . . .

„Nun, wie ist es ihm denn gegangen?“ unterbrach Gretchen den alten Mann empfindlich.

Wie? wie? sagte Jakob mit Unwillen. Wer mir mein Geld nimmt: nun, ich werde arm, das ist alles. Wer mir mein Leben

nehmen will: nun, ich kann mich wehren. Wer aber meinem Worte nicht glaubt, wer mich einen Lügner schilt, der raubt mir meine Ehre; und die ist mehr als Geld und Leben. Gott Lob! ich und mein Herr, wir haben ihn nicht in die Welt gejagt; denn wir wissen und sagen: er ist unschuldig! —

Was ist doch das menschliche Herz! Jetzt, da Eduard weg war, hatte Gretchen große Lust, zu glauben, daß er unschuldig wäre. Sie wendete sich mit gefaltenen Händen zu mir: „habe ich ihn denn in die Welt gejagt? . . . Ach, Lotte! wenn er nun doch unschuldig wäre!" Und diese Worte wiederholt sie seitdem fast in jeder Stunde.

Der Zollschreiber wußte nichts davon, daß Eduard weggereist war; er schien unzufrieden darüber, als ich es ihm sagte, und schüttelte den Kopf. Der Kapitain rief: so mag er zum Teufel gehen, der Dummbart! — „Und Gretchen?" fragte Heinrich. „Nicht wahr, jetzt möchte sie ihm alles, was er gethan haben soll, und noch

mehr dazu, vergeben?" (Ich lächelte.) „Ja, so seyd Ihr Weiber! Ihr haßt nicht recht, und liebt nicht recht! Jede Versöhnung ist bei euch nur ein Waffenstillstand, und eure erbittertsten Kriege sind nichts als Friedens-Negotiationen. Ich hätte ihn gern hier behalten; denn wenn er nun am Ende doch unschuldig wäre!"

Das sagen Sie, Herr von Mörs?

„Ja, ich! Und in vier und zwanzig Stunden wird es das ganze Haus sagen, die Base sogar nicht ausgenommen: das werden Sie sehen." —

Er hatte Recht. Nun kamen nach einander Gretchen, Ludwig und die Base. Jeder sagte ein einzelnes Wörtchen, mehr nicht; denn niemand wollte den Anfang machen. Bruder, hob Ludwig endlich an; ich liebe die Leute eben nicht, auf die du so große Stücke hältst, die Leute, die an allem zweifelten, — wie heißen sie doch? dein Karneades, und der andre, der sogar das Wort wahrscheinlich haßte oder für unrecht hielt.

„Du meinst den Philosophen Arcesilas. Was hast du mit den beiden Ehrenmännern, Ludwig?"

Recht, Arcesilas! . . . Ich sage, man muß seiner Sache gewiß seyn, seines Glaubens, seiner guten Vorsätze, seiner Pflichten. Sieh, Bruder, auch bei mir steigt wohl zuweilen ein Zweifel auf; doch ich entlaufe ihm: denn ich will lieber gut seyn, als klug. Aber, wollte ich sagen, wenn es über einen andern Menschen hergeht, so könnte es wohl nicht schaden, wenn man zweifelte.

„Das soll eine Apologie für Eduard werden, wenn ich dich recht verstehe. Ich glaube, du brauchst ihm keine zu halten; er ist ja fort. Uebrigens taugt dein Eingang nichts: denn der große Zweifler Karneades traf einmal seinen liebsten Schüler in den Armen seiner treulosen Frau; und in diesem Augenblick dachte er an keinen seiner Sprüche, deren er sonst immer so viele zu sagen wußte. Du weißt ja, Bruder, in der Noth ist auch ein Atheist gläubig. . . . Sein Schüler hätte ihm sagen

können: es ist nicht, was du gesehen hast. Aber anstatt dessen, machte er sich davon."

Nun, ich wollte sagen, Bruder, daß wir, ich und mein Jakob, den armen Eduard für unschuldig halten, so wahrscheinlich auch das Gegentheil ist.

Das meine ich auch, rief der Kapitain. Aber wenn nun auch nicht — was wäre es denn mehr! habe ich schon hundertmal gesagt.

Hier blickte mich der Zollschreiber auffodernd an. Ich sagte: wenn ich alles vergleiche, was Eduard gesagt, gethan, und wie er sich immer benommen hat, so scheint in der Sache ein Geheimniß zu seyn, das uns Allen entgangen ist.

„Und dem Sie gern auf die Spur kommen möchten?" fragte Heinrich. „Auch Sie halten ihn also nicht für schuldig? Die Umstände sagen, er ist es; Eduard selbst aber versichert feierlich das Gegentheil. Also Wahrscheinlichkeit gegen Wahrscheinlichkeit; doch ist der Ausschlag auf Eduards Seite: denn daß die Umstände einem gar närrisch

mitspielen können, ist bekannt; daß aber ein Mensch wie Eduard, so auf einmal ein abgefeimter Bösewicht werden sollte, das ist mir noch nicht vorgekommen."

Und eine Person, wie die Französin, sagte die Base langsam, verdient doch eben nicht mehr Glauben, als Eduard.

Gretchen wurde blaß, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie Jeden von Eduards Unschuld reden hörte, an der zu zweifeln sie schon den Morgen nicht mehr Lust gehabt hatte. „Und die da," sagte Heinrich, auf Gretchen zeigend, „die Thränenquelle, ist auch unsrer Meinung."

Jetzt trat der Kapitain mitten in das Zimmer, und hob sehr zornig an: nun, wie ich immer sage, wir sind hier in einem Irrenhause. Wenn der arme Junge unschuldig ist, warum jagt ihr ihn denn in die weite Welt? Den müßte ich nicht kennen, wenn er nicht vor Aerger gar nach der Südsee ginge, nach Otaheiti, oder den Pelew-Inseln, von denen er immer redete!

Ludwig lächelte, und warf einen prüfen-

den Blick auf Gretchen, um zu sehen, ob er auch dem armen Mädchen nicht gar zu viel Angst machte. Dann sagte er, vermuthlich um sie dahin zu bringen, daß sie etwas zu Eduards Bestem sagen sollte: ja, ja, das sieht ihm ähnlich; er war diesen Morgen wild und böse.

Jetzt lächelte auch der Zollschreiber, der ohne Zweifel Ludwigs Absicht merkte. Er sagte trocken: „was ihr da vermuthet, weiß ich sogar halb und halb gewiß."

Ludwig wurde noch blasser, als Gretchen. Er sah seinem Bruder Heinrich bittend in's Gesicht, und sagte: nein, das wird er ja nicht. Er geht für's erste nach Dresden.

„Nun, wenn das ist," sagte der Zollschreiber, „so können wir ihn ja wieder haben, sobald wir etwas Näheres wissen. Die da (er zeigte auf Gretchen) liefe gern ihm nach; doch, wäre er hier, so ginge der Tanz aufs neue an. Ich will endlich einmal Ruhe im Hause haben, und so ist es besser, daß er nach Dresden geht."

Ich könnte ihn sonst holen, Bruder, sagte der Kapitain.

„Erst wollen wir doch wissen, wie wir mit ihm und mit ihr daran sind," erwiederte Heinrich; und die Sitzung war beendigt.

Gretchen zittert nun vor den Pelew-Inseln, und hat ihm alles vergeben. Sie zählt alle seine Tugenden auf, und fragt bei jeder: „wäre es möglich, daß er dabei so ein Bösewicht seyn könnte!" Die Base, der nur bei Unruhe im Hause wohl ist („wie die Nachtigall bei einem Gewitter am schönsten singt," sagt der Zollschreiber) findet es jetzt zu einfach, und zieht schon wieder Wolken zusammen, um donnern zu können, sobald Eduard zurückkommt.

Ludwig hat mir zwar noch keine Erklärung gemacht; ich fürchte aber, er ist nahe daran, es zu thun. Er beträgt sich gegen mich ganz anders, als sonst. Die väterliche Vertraulichkeit hat sich verloren, und an ihre Stelle ist eine furchtsame Achtung getreten. Sonst nannte er mich: meine Toch-

ter, mein Kind, liebes Lottchen; jetzt vermeidet er alle Anrede. Aber die Liebe, die eigentlich keinen Mann kleidet (ich meine die demüthigen Ehrfurchtsbezeigungen, die wir so gern haben mögen) kleidet den Oheim Ludwig: er bleibt auch bei dieser unruhigen Leidenschaft noch immer ehrwürdig. Ich möchte wissen, wer ihm die Augen geöffnet hat: entweder der Zollschreiber, oder die Base aus bösen Absichten. Er vermeidet mich jetzt, nähert sich mir selten, und sucht mich nur auf eine verstohlne Weise zu sehen. Glaubst du wohl, Friederike, daß er sich, mir zu Gefallen, sogar putzt? „Seine Schellenkappe,“ sagte heute der Zollschreiber zu mir, „sitzt ihm wie ein Lorberkranz, ehrwürdig wie ein Fürstenhut.“ Und er hat wirklich Recht.

Ich zittre jetzt vor jeder kommenden Minute; denn jede kann mir seine Erklärung bringen. Und was soll, was kann ich ihm antworten! — Leb wohl.

27.

Leiser an Brachmann.

Sandmühl.

Wo hast du dich umhergetrieben, mein Lieber? Alles, was ich von dir habe, sind etwa vier Zeilen: zwei aus der Schweiz, und zwei aus Mailand. Daß du wieder in Deutschland bist, weiß ich von deinem Oheim; und daß dir die flache, werthlose Wirklichkeit nicht gefällt, sagte er mir auch: denn er klagte, daß du dich nicht fixiren willst. Könnte man nicht eben so gut sagen: er will nicht sterben? Das ist das Schicksal aller Menschen; und doch schieben wir es so lange auf, als möglich.

Ich schicke dir hier einen Wechsel, Brachmann. Es wird ja wohl nicht gar zu schwer seyn, mir die Summe, auf die er gestellt ist, zu verschaffen. Geh nur zu dem Juden Moses. Meine Umstände sind jetzt gut; ich habe ein Jahr lang gespart an Leib und Seele. Indeß möchte ich meinen Oheim, den Präsidenten, nicht gern etwas davon

erfahren lassen, daß ich eine so große Summe auf einmal brauche.

Der Zufall hat mich in ein neues liebliches Abentheuer verwickelt, und ich gehe daran mit frischer Lebenskraft. In der That, mein Lieber, ich traue mir selbst nicht mehr recht. Den sanften erquickenden Schlummer, in den meine Natur nach dem raschen Genusse des Lebens fiel, hielt ich für das Leben selbst. Und warum nicht? Ist ein beglückender Traum nicht auch ein Leben, und oft ein schöneres, als das wirkliche? Auch hätte das noch eine Zeitlang so fortgehen können, wenn nicht fast alle Menschen in gewissen Punkten das Große, das Poetische durchaus verfehlten.

Ich liebte meine Base, des Predigers Tochter, wirklich, und fast möchte ich sagen, ich liebe sie noch. Wie weit kann nicht Schönheit und der Reitz einer gläubigen, kindlichen Frömmigkeit treiben! Es war eine neue Welt, in der ich lebte, eine Welt voll Wunder, eine einfache Idyllen-Welt. Und möchte ich mich, wie dein Oheim sich aus-

drückt, fixiren, möchte ich heirathen: so wüßte ich dazu auf der weiten Erde kein besseres Mädchen, als eben diese Christiane. Sie hätte mich auch in ihrer Gewalt gehabt, da ich sah, daß sie mich wirklich liebte. Nun brauchte sie mich nur an der Hand der Liebe zu leiten, so fanden wir das Ziel. Aber die Mädchen, selbst die besten, haben immer sonst nichts vor Augen, als den Traualtar. So war es denn gut, daß ein Zufall mich wieder in eine größere Welt zurückwarf. Gut? Ich begreife mich selbst nicht. Oft wünsche ich das Gegentheil von dem, was ich wünsche. O, du weißt nicht, wie schön das fromme Mädchen ist, und wie ich es noch immer liebe! Aber warum soll ich nicht das Schönere schöner finden? — Ich bin ein Thor, der nicht weiß, was er will.

Da ging ich neulich nach Weimerssen, einem nahen Orte, wo eine Freundin meiner Base lebt, deren Verlobter Winter heißt: ein artiger junger Mensch, dem ich indeß mehr zutraute, als ich nachher an ihm ge-

funden habe. Ein halbes Stündchen vor dem Dorfe begegnete ich einem jungen, etwas phantastisch gekleideten Burschen. Er wollte mir entgehen; ich redete ihn aber an, weil alles — Stimme, Gestalt und Gesicht — mich aufmerksam machte. Nur ein Paar Minuten, so war ich gewiß, es wäre ein verkleidetes Mädchen. Ich stellte mich, als ob ich das nicht merkte; und bald wurde das hübsche Mädchen dreister, freier, und, im Vertrauen auf die Verkleidung, so übermüthig, wie ein Page. Es war ein fröhliches, muthiges Leben in diesem Mädchen. Und ich? nun, ich kam einmal wieder in meine alte heitre, witzige Laune. Zuletzt wollte mir das muthige, fröhliche Ding entwischen; doch vergebens. Jetzt sagte ich ihr lachend: ich hätte sie vom ersten Augenblicke an erkannt. Nun war es freilich um ihre Freimüthigkeit geschehen; indeß, ich stellte mich aufs neue, als merkte ich das nicht. Ich veränderte den Ton; und nach einer halben Stunde wußte ich aus einzelnen Worten genug, um gewiß erfahren zu können, wer

sie wäre. Jetzt ließ ich sie allein ihres Weges gehen, wohin sie wollte.

Es war eine Französin, Nahmens Armand, mit der, sagt man hier, der junge Winter einen Liebeshandel gehabt haben soll. Am folgenden Tage ging ich nach Leisdorf, einem Dörfchen, wo sie wohnt; und sobald ich meiner Sache gewiß war (ich sah sie am Fenster) trat ich in das Haus. Sie sah mich ein wenig stolz und unmuthig an. Ich sagte ihr aber lachend: glauben Sie denn, es stände in meiner Gewalt, Sie nicht wieder sehen zu wollen? Ich trieb tausend Possen mit ihr, und auch mit ihrer Tochter, einem Engel von einem Kinde; und schon nach einer Stunde waren wir so bekannt, als hätten wir einander sehr oft gesehen. Sie fragte, wie ich ihren Wohnort ausfindig gemacht hätte. Ich hütete mich wohl, ihr die Wahrheit zu gestehen, und antwortete lachend: nun, Ihr Wagen hat eine Spur, die ich leicht unterscheiden konnte; ihr folgte ich nach, bis mir ein Mann sagte, der Wagen gehöre nach Leisdorf. Heute

sah ich Sie am Fenster; da haben Sie das ganze Wunder.

Sie lachte laut; und nach einigen Minuten war sie wieder der fröhliche, muthwillige Page von gestern, zugleich aber auch das reitzendste, liebenswürdigste Weib auf der Erde. Wir lachten um die Wette. Sie sagte mir tausend bittre Satiren auf mein Geschlecht, und ich ihr nicht weniger auf das Ihrige. Endlich erklärte ich ihr: daß sie die liebenswürdigste Frau von der Welt wäre, daß ich sie aber um keinen Preis lieben möchte.

Ein originelleres Geschöpf habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Ich möchte sagen, sie ist das reine Ideal des Weibes: voll Kokketterie, doch ohne Anmaßung; voll Witz und Geist, doch ohne Verstand; heiter und fröhlich, doch launenhaft, und ruckweise sogar empfindsam. Das reitzende Geschöpf hatte tausend Gestalten, kannte seine Reitze in allen tausend, und zeigte sie daher mit Lust, mit Uebermuth. Nirgends etwas Erlerntes, etwas Künstliches; nur ein inne-

res üppiges Leben in Uebermaß brach hervor. Kein Zurückhalten, kein Erwägen des Anstandes; sie war ganz, was sie seyn wollte: ein reitzendes Weib.

Ich trennte mich ungern von ihr, und sie bat mich ohne alle Ziererei, sie oft zu besuchen. Wie du leicht denken kannst, ließ ich mir das nicht umsonst gesagt seyn, und nun wurde ich der alte: ich bekam wieder das fröhliche, genialische Wesen, das unter der Einförmigkeit, worin ich seit einem Jahre gelebt hatte, beinahe erstickt war.

Alles, was die Armand thut, ist im höchsten Grade reitzend; selbst in der üblen Laune, die sie zuweilen hat, ist sie oft am liebenswürdigsten. Es muß irgend ein Mann sie tief beleidigt haben; Winter aber scheint es nicht zu seyn: denn sie spricht von ihm mit kalter Achtung. Schon bei dem zweiten Besuche sagte sie mir, auf eine sehr natürliche Veranlassung, daß sie Wintern kenne, und daß sie sich aus Neugierde, seine Braut zu sehen, verkleidet habe.

Oder aus einer kleinen Eifersucht? fragte ich lächelnd.

„Hm! ja!" antwortete sie; „denn wir Weiber sind auf jede Geliebte eifersüchtig, so wie ihr Männer in alle Weiber verliebt."

Da hätte ich denn endlich eine rein-weibliche Natur gefunden! Liebe? Nein, sage ich dir, nein! Und, Brachmann, was soll überhaupt dies Wort? Was die Sinne fodern, mögen die Sinne geben. Ich bin ein Mann, und sie ist ein reitzendes, sehr reitzendes Weib. Schönere Formen bei so vieler Ueppigkeit, habe ich vielleicht noch nie gesehen. Mag das Spiel der Sinne denn fortwirken, und gehen, so weit es kann. Schlimm, daß bei den meisten Weibern sonst nichts in Bewegung geräth, als die Sinne.

Ich habe das Schauspiel einer genialischen, rein-weiblichen Natur vor mir, eines weiblichen Geistes in allen seinen tausend lockenden Formen, rein ausgesprochen. Mein inneres Wohlgefallen daran — willst du das Liebe nennen; gut! ich habe nichts dagegen. Es ist aber sonst nichts als das fröhliche Leben, der Genuß des Geistes an der großen Natur, die, nicht von Regeln ein-

geengt, ein majestätischer Strom ist, sich jetzt über Felsen eine rauhe Bahn bricht, in Katarakten herabstürzt, schäumt, tobt und zerstört, dann spiegelhell durch eine sanfte Wiese fließt, und die Blumen am sichern Ufer nährt und schützt, dann auf der flachen Ebene stockt und sich zu einem See ausbreitet, bis er sich eine neue Bahn untergraben hat und wieder in der vorigen stillen Majestät dahin strömt. Willst du mein Wohlgefallen an diesem Schauspiele Liebe nennen; nun, dann wäre die Liebe nichts als Wohlgefallen an der freien Natur, mit dem die Sinnlichkeit nichts zu thun hat. Oder willst du den reinen Rausch der Sinne, in den ich gerathe, wenn ich, ermüdet von dem Genusse des Witzes, schweigend da sitze, und mein Auge an der edlen Gestalt hängt, an dem schönen Gesichte, dem kleinen Fuße, den weißen, runden Armen und der vollen Brust —: willst du diesen Rausch der Sinne Liebe nennen? — Nun, eben so würde ich vor dieser Frau sitzen, wenn sie auch nie die Lippen öffnete, wenn sie nichts als eine beseelte Gestalt wäre.

Wie gesagt, mögen die Sinne ihr Spiel forttreiben — ich kümmre mich nicht darum, und freue mich des höheren Genusses an dem tausendseitigen Geiste dieser reitzenden Frau. Entweder liebe ich sie gar nicht, oder ich liebe sie mehr als je ein weibliches Geschöpf. Verstehst du das, Brachmann? Du würdest es verstehen, wenn du dieses Weib kennen lerntest.

Anfangs konnte ich mich selbst nicht an den freien Sinn dieser Frau gewöhnen; ich hielt es für Lockungen gemeiner Buhlerei, und nicht für reine Ausbrüche ihrer Genialität, wenn sie sich vor meinen Augen in dem leichtesten, keine Form verbergenden Morgenanzuge auf den Sofa warf, und ein Paar Liebeslieder trillerte; oder wenn sie in meiner Gegenwart ihre Toilette machte, und bei fortwährendem Lachen und Scherzen sich Dienste von mir leisten ließ, die eigentlich ihr Mädchen zu leisten hatte. Auch war es mir unbegreiflich, daß sie von der Liebe eben so natürlich, eben so unbefangen redete, wie von ihrem Nähzeuge, und daß sie, wenn

wir bei Nacht von einem Vergnügen in der Nähe zurückkamen, den schönen Kopf an meine Brust lehnte, und so in meinen Armen einschlief. Sie fragt nicht nach meinen Verhältnissen; noch immer weiß sie nicht, ob ich arm oder reich, ob ich verheirathet bin, oder nicht. „Ich liebe ein fröhliches, heiteres, freies Leben," sagt sie; „und darum sehe ich es gern, wenn Sie zu mir kommen. Für mich sind Männer nicht, die immer von Sittensprüchen überfließen, und die uns gern zu einer nur von ihnen bewegbaren Garnwinde machen möchten. Lieber möchte ich die Sklavin eines Türken seyn, als die Frau eines Mannes, dem ich nur seine Haushaltung führen sollte, und weiter nichts."

Brachmann, hat sie nicht Recht? — Sieh, bei ihr lerne ich erst, was das Weib ist, was es seyn kann; denn auch ich hatte noch immer aus meiner Jugend her die alten despotischen Begriffe von der Bestimmung des Weibes. Nun, meine reitzende Armand, sagte ich ihr, bei diesen Grundsätzen werden Sie wohl nie heirathen?

„Ich will nicht," antwortete sie; „aber die Liebe hat mich schon einmal verleitet, und könnte mich noch einmal verleiten, ob ich gleich weiß, wie albern ich dann handle."

Die Liebe? Können Sie denn lieben, schöne Frau?

„So gut wie ein andres Weib. Freilich verdient nicht Einer von Euch geliebt zu werden. Aber Sie zum Beispiel könnte ich vielleicht mit großer Leidenschaft lieben, ob ich gleich weiß, daß Sie in der Liebe ein Freigeist aus Grundsatz sind. Das seyd ihr alle ein wenig. Ihr liebt uns, weil, und so lange wir jung sind; und wir — wir lieben euch, Anfangs, wie Gänschen, weil ihr uns liebt, und dann mit fester Treue, weil wir nicht glauben können, daß ihr aufgehört habt, uns zu lieben."

Ich küßte ihr die Hand. Wer könnte aufhören, Sie zu lieben!

„Sie zum Exempel, sobald Sie aufhörten zu wünschen."

So etwas sagt sie höchst unbefangen, so leicht und natürlich, als spräche sie von

ihren

ihren Handschuhen. Auch ich kann ihr sagen, was ich will, was ich denke; und das thue ich denn mit großer Freimüthigkeit. Würde sie von mir betrogen, sie könnte mir nicht vorwerfen, ich sey ein Heuchler gewesen.

Ich bitte dich, Brachmann, schicke mir das Geld. Wahrscheinlich gehe ich von hier weg; dann muß ich aber die Kosten vergüten, die ich meinen Verwandten verursacht habe. Sie rechneten auf eine andre Vergütung; und auch für diese Selbsttäuschung bin ich ihnen Ersatz schuldig. Mein Leben wird dann ein wenig bunter werden, und folglich auch mehr kosten. Ich will doch sehen, wie weit bei der Armand die Freiheit des Gemüthes gehen kann.

28.

Leiser an Brachmann.

Leisdorf.

Vielen Dank, lieber Brachmann, daß du meinen Wunsch so bald erfüllt hast. Du siehst aus der Ueberschrift dieses Briefes,

wo ich jetzt wohne: mit meiner reitzenden Französin in demselben Orte. Es hat mir Mühe gekostet, die Verbindung, in der ich mit der frommen Christiane stand, sanft aufzulösen, und es ist sogar nicht ohne einige Selbstvorwürfe abgegangen. Ich war kälter gegen sie geworden, wie natürlich; auch warf sie mir am Ende Leichtsinn vor. Sie konnte wohl Recht haben; denn wenn ich von der Französin kam, war der Abstand von ihrem witzigen Geistesübermuthe bis zu Christianens einfachem, wortlosem Ernste so groß, daß ich mich nicht sogleich hinein zu finden wußte, und daß wohl noch Töne aus der Unterredung mit der Armand fortklingen mochten. Die Eltern merkten nichts; denn Christiane, so einfach, so wahr sie auch seyn wollte, verstand sich dennoch meisterhaft darauf, sie über mich zu täuschen. Natürlicher Weise war ich jetzt oft abwesend, zuweilen sogar mehrere Tage. Christiane fragte, und ich antwortete, wie ich konnte, bald das, bald jenes, was, wie ich meinte, für sie hinreichte, da sie die Welt nicht im mindesten kennt.

Sie schwieg, und ich glaubte, meine Versicherungen hätten sie beruhigt. Aber — wer hätte das dieser stillen, einfachen, verdachtlosen Seele zutrauen sollen! — sie forscht meinen Gängen nach, und erfährt, daß ich, so oft ich abwesend bin, eine schöne Frau besuche. Eines Abends gehe ich bei hellem Mondschein, erst gegen Mitternacht, aus Leisdorf nach Hause. Auf dem Rückwege gaukelt das schöne üppige Bild der Armand vor meinen Sinnen umher; und so wie ich in den Pfarrgarten trete, kommt mir Christiane, in ihrem Nachtanzuge, und schöner als je, entgegen. So hatte ich sie noch nie gesehen; denn sie blieb sonst immer in ihrer gewöhnlichen Kleidung, bis wir einander ganz spät verließen. Mit leiser Stimme redete sie mich an: „ich habe Ihnen etwas zu sagen, lieber Vetter." Sie mußte mir in eine sehr dunkle Laube folgen; sie mußte: denn ich trug sie mehr, als sie ging. Ihre Seufzer, die so verstohlen aus den Lippen hervorbrachen, ihr Zittern und ein leichter Widerstand, den sie mir thun wollte, brachten

meine Si[illegible]e in Bewegung. Sobald ich mit ihr in der Laube war, umarmte und küßte ich sie. Sie war ängstlich, und wollte reden; doch immer verschloß ich ihr den Mund mit glühenden Küssen. Auf einmal riß sie sich gewaltsam aus meinen Armen, und entfloh; mitten im Laufe hielt sie aber an, und blieb stehen, als wünschte sie, daß ich sie aufhalten sollte.

Ich eilte ihr nach, und warf mich ihr zu Füßen. Sie holte einen tiefen Seufzer, und hob mich auf. Kommen Sie, meine Geliebte, sagte ich leise, und wollte sie wieder zu der Laube führen; sie blieb aber stehen, und hob wieder seufzend an: „ich habe Ihnen etwas zu sagen; doch hier! hier! . . . Sie sind kälter geworden, zerstreuter als sonst. Man hat uns im Anfange unsrer Bekanntschaft vor Ihnen gewarnt, Vetter. Sie haben mir oft versichert, daß Sie mich liebten. Geben Sie mir diese Versicherung noch einmal." Ich gab sie mit dem größten Entzücken. Sie faßte meine Hand, sagte leise, mit bebender Stimme und glühenden Wan-

gen: „ach, Vetter, und ich liebe Sie." Und nun lehnte sie ihr schönes Gesicht an meine Schulter.

Komm, Christiane, mein theures Mädchen, in jene Laube! sagte ich, sie fortziehend. „Nein," erwiederte sie leise; „ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sagen. Bitten Sie morgen meinen Vater um seine Einwilligung zu unserer Liebe. Sie sehen, welches Vertrauen ich in Sie setze, daß ich Ihnen dies sage." Mit diesen Worten riß sie sich los, und eilte längs den Kirschbäumen hin in das Haus. Ich stand, wie versteinert, vor Scham, Verdruß, und — was weiß ich!

Dem Vater konnte ich das unmöglich sagen. Ich sah auf einmal alles in einem ganz andern Lichte. Meine Verbindung mit Christianen mußte abgebrochen werden, und es ärgerte mich, daß ich ihr noch einmal die Versicherung meiner Liebe so feierlich gegeben hatte. Am Morgen suchte ich sie zu sprechen. Ich sagte ihr verlegen: meine Umstände erlaubten es mir nicht, ihren Vater schon jetzt

in unser Geheimniß zu ziehen. Sie erschrak, warf einen durchdringenden Blick auf mich, und sagte langsam, mit sanfter Stimme: „dann habe ich kein Geheimniß mit Ihnen."

Also lieben Sie mich nicht? fragte ich, um doch nicht gänzlich zu schweigen.

Sie zögerte eine Sekunde mit der Antwort. „Nein," sagte sie dann entschlossen; „wenn ich meinem Vater etwas, das in meinem Herzen vorgeht, es sey was es wolle, verschweigen soll, so liebe ich Sie nicht."

Ihre Liebe, Christiane, sagte ich mit erkünstelter Bitterkeit, hängt also . . .

„. . . sie hängt von dem Glauben ab, den ich in die Ihrige setze. Reden Sie mit meinem Vater; er wird die Hindernisse beurtheilen können, die Sie zu sehen versichern."

Sie zerreißen also die schöne Verbindung unsrer Herzen? Nun, es sey darum.

Sie sah mich erst mit Erstaunen an, äußerte dann ihren Abscheu mit den Worten: „o Ungeheuer!" und verließ mich.

Freilich bedauerte ich sie; indeß die Sache

war nun einmal so weit, und mußte vollendet werden. Ich ging zu ihrem Vater, und sagte: mein Oheim wünscht, daß ich schnell nach **r kommen soll. Der alte Mann erwiederte mir: „wahrscheinlich wegen einer Bedienung. Nun Gott Lob! Wir werden uns hoffentlich bald wieder sehen. Ich verbeugte mich schweigend, und packte in großer Geschwindigkeit ein. Als ich hinunter kam, um Abschied zu nehmen — der Gang wurde mir nicht leicht —, war der Alte allein. Er sagte mir kalt und ganz verändert: seine Frau und seine Tochter wären über Feld gegangen. Dann nahm er finster, argwöhnisch, von mir Abschied. Ich verließ ihn eilig, und fuhr nach Leisdorf, wo ich eine Wohnung in dem artigen Häuschen eines Pächters bezog. Von hier aus bestellte ich ein hübsches Silberservice für den Prediger. Es wurde mir zurückgeschickt, und Christiane schrieb mir dabei: ihr Vater sey nicht gewohnt, Gastfreundschaft für Belohnung auszuüben, und er bitte mich, es ja hierbei bewenden zu lassen.

Ich las den Brief mit einiger Beschämung; indeß es war am besten, daß ich es vorbei seyn ließ. Hätte ich dieses Mädchen mit ihrem allzu weichen Herzen glücklich machen können? Unmöglich!

Ich lebe jetzt mit meiner Französin ein beneidenswerthes Leben des geistigsten Genusses, durch gar keine Bande eingeschränkt, als die der Geist freiwillig tragen will. Nie habe ich den Stachel der Begierde weniger empfunden, als gerade bei diesem Weibe, das sich vielleicht mit der wenigsten Grimasse dem Genusse ergeben würde. Bei der frommen Christiane, in deren Brust gewiß nicht ein unreiner Gedanke war, fühlte ich den Sturm der Sinne weit stärker, als bei der Armand. Zu dieser gehe ich öfters, wenn ich mit ihr eine Partie für den Tag abzureden habe, schon früh Morgens, und lasse mich durch ihre Kammerjungfer bei ihr melden. Das Mädchen kommt zurück, und öffnet mir die Thür des Schlafzimmers. Ich setze mich an das Bett, das sie freilich in aller Geschwindigkeit für das Auge eines Mannes

drappirt hat; denn in allem, was sie thut, ist Koketterie, die sie auch gar nicht ableugnet. Sie liegt unter einer seidenen Decke, die sich dicht an den schlanken Körper anschmiegt, und ihre schwarzen langen Locken sind der einzige Schleier für ihre schöne Brust. Doch so, oder anders — immer ist sie gleich verführerisch; in ihren Augen ist das indeß um nichts mehr, als ein Band an ihrem Kleide, oder eine Blume in ihrem Haar: ein Putz, der sie nur verschönern, und nicht einen Mann verführen soll.

„Ihr Männer," sagte sie neulich, als unser Gespräch diesen Gegenstand betraf, „Ihr seyd ganz Sinne; und wir haben gar keine. Ihr haltet uns für unbescheiden, wenn die Mode es ist, und nicht wir." Du siehst, frei von aller Grimasse, will sie gefallen, aber nur gefallen, nicht verführen.

Und welche seltene Frau! wie frei in ihren Grundsätzen! wie kraftvoll in ihrem Verfahren! Dieser Tage spielte ich bei einer gewissen Gelegenheit auf ihren Umgang mit Winter an. Auf einmal sagte sie: „mit

dem und mir ist es aus; er hat seinen Abschied bekommen." Ich konnte ihr mein Vergnügen darüber nicht verbergen; denn bis dahin fürchtete ich immer, diesen kalten, in einer steifen Form so ganz verdorbenen Menschen einmal bei ihr zu treffen. Er hatte Umgang in Sandmühl, und ich höre nicht gern über Dinge moralisiren, die mir vergangen sind, weil sie unter einer — gleichviel ob physischen oder moralischen — Nothwendigkeit vergehen mußten. Solche empfindsame steife Herren fühlen zuweilen den Beruf, den Donquixotte weiblicher Thränen zu machen. Auch stand Winters aus steifer Glanzleinwand geschnittene Figur der genialischen Lust, dem freien muthigen Leben, das ich mit der Armand führen konnte, sehr im Wege; und ihr ging es wahrscheinlich eben so wie mir. „Ich hoffe," sagte sie, „wir werden recht glücklich seyn, bis Sie es Sich einfallen lassen, meinen Vormund zu spielen." —

Den dieser Herr Winter gespielt hat? fragte ich.

„Ja, bei mir und bei Ihnen; denn gestehen Sie nur, Sie haben den jungen Mann nicht weniger gefürchtet als ich."

Gefürchtet! sagte ich spöttisch.

„Ich weiß wohl, daß Ihr Männer so ungern furchtsam heißen wollt, als wir alt oder häßlich. Aber man ist denn doch zuweilen alt und häßlich, so wie man furchtsam ist." —

Du siehst, man hat Ursache, sich vor dieser Frau in Acht zu nehmen. Zwar flattert sie immer von einer Idee zu der andern; dabei hat sie aber einen so sichern Takt, daß ihr nichts, keine Aeußerung irgend eines Gefühls entgeht. Sie sagte mir geradezu: „wenn Sie nicht an Wintern dachten, wären Sie noch einmal so heiter, so unterhaltend; und eben darum habe ich ihn weggeschafft."

Und so, lieber Brachmann, lebe ich bei allen Bequemlichkeiten des kultivirten Zustandes, mit ihr das süßeste Leben der Natur. Wir kennen keine andre Sitte, als unsre Laune, kein anderes Gesetz, als unser

Vergnügen. Sie ist im Erfinden seltsamer Lustbarkeiten unerschöpflich. Oft schwärmen wir mehrere Tage umher, und am liebsten ist sie dann in ihren Pagenkleidern. Sie spielt die Rolle eines Zöglings, und ich ihren Hofmeister. — Diese Verkleidung giebt Anlaß zu tausend kleinen Intriguen und tollen Possen, die mein Leben zu einem ewigen Schauspiel machen, wobei ich zu gleicher Zeit Mitspieler und Zuschauer bin. Sobald wir Leisdorf im Rücken haben, beseelt sie ein schöner launenhafter Geist des seltsamsten Uebermuthes: sie ist eine Zauberin, eine wahre Armida, nur tausendmal gutmüthiger.

Und diese grillenhafte Fee nun als Mutter zu sehen! Gewöhnlich entfernt sie ihre Tochter, sobald ich komme; läßt sie aber das Kind bei uns bleiben, so sitzt sie — das ist ihr eigner Ausdruck — wie eine kleine Bürgerfrau, mit dem Strickzeug in der fleißigen Hand, und dem Ernst einer hübschen Matrone im Auge. Von ihren Verkleidungen, von allen ihren Possen darf

das Kind nichts erfahren, als ob es ihre Aufseherin wäre.

Ich habe meinem Oheim geschrieben, daß ich Lust hätte, nach Ungarn zu gehen, um mein Studium des Bergbaus zu vollenden, und daß du meine Geldgeschäfte durch deinen Bruder in Wien würdest besorgen lassen. Zur Antwort hat er mir einen frommen Brief voll Lobeserhebungen geschrieben. Ungarn, denkt er, das ist noch ein Land, wo es für den Wildfang keine großen Versuchungen geben wird! Er hat mir eine sehr ansehnliche Summe geschickt, und du wirst mir zukommen lassen, was etwa nachfolgt; denn in der That, meine jetzige Art zu leben ist — wohlfeil und kostbar.

Du kannst den rechten Gesichtspunkt, aus dem die reitzende Frau betrachtet werden muß, noch immer nicht finden. „Sie wird dich anziehen, dann dich ausziehen, und dann — abziehen." Ich bedaure den Witz, den du verschwendet hast, das veni, vidi zu parodiren. Anziehen? Ja, da hast du Recht. Sie hat mich so angezogen, daß ich

sagen möchte: ich bin auf immer gefesselt. Ausziehen? Guter Freund, ich hoffe, du zweifelst nicht daran, daß ich einen Aal von einer Schlange zu unterscheiden weiß. Nein, es kostet mir Mühe, nur die Kosten unsrer kleinen Reisen zu bezahlen. „Das verträgt sich," sagt sie sehr ernst, „nicht mit meiner Freiheit. Ich will Ihnen keine Verbindlichkeiten solcher Art schuldig seyn." Wohl eine Stunde lang muß ich das tollste Zeug plaudern, ehe ich sie nur berede, eine Haube, einen Shawl, oder sonst eine Kleinigkeit, von mir anzunehmen; und reitzte sie die Putzsucht nicht, sie nähme gar nichts. Ich besorge den Wein in ihre Haushaltung; sie hat aber durch mich mehr Ausgaben, als der Wein ersetzt.

Du wunderst dich, daß ich von ihrer Geschichte nichts weiß, auch nicht einmal, daß Winter ihr Gelder ausgezahlt hat. Was soll ich nicht alles wissen! Lieber Himmel, da treffe ich, der ich halb verhungert und verdurstet bin in der brennenden Wüste des Lebens, auf einen schattigen Baum am

Rande einer frischen, reinen Quelle. Der Baum hängt voll der schönsten, einladendsten Früchte. Ich möchte mich gern in den Schatten an der Quelle legen, Durst und Hunger stillen, und Quelle, Früchte und Schatten zu meinem Eigenthum machen. Behüte! ruft mein bedenklicher Freund: ehe du die Lippen benetzest, erkundige dich erst, wer den Baum gepflanzt, wer die Quelle gegraben hat. Es könnte ja seyn, daß vor dir ein schmutziger Araber in dem Schatten des schönen Baumes gelegen, und seine glühende Brust in der Quelle gekühlt hätte! — Nicht wahr? ich soll mir erst ihren Tauf- und Trauschein ausbitten, mir die Familienpapiere zeigen lassen, und dann ihre Rechnungen und Quittungen durcharbeiten, ob ich nicht irgendwo entdecken kann, daß ein Flecken an ihr haftet.

Flecken giebt es gewiß in ihrem Leben; denn, ohne zu fallen, guter Freund, steigt man nicht so hoch wie sie. Ob ihre Tochter ein eheliches, von Kirchenbuch und Zeugen beglaubigtes Kind ist, das neun Monathe

nach dem Hochzeittage das Licht der Welt erblickt hat, oder ein guter Schlag von Bankert, ein Kind der Liebe: das will ich nicht untersuchen. Sie hat mir gesagt, daß sie die Witwe eines Französischen Officiers ist; und daran glaube ich so fest, als hätte ich es besiegelt gelesen. Daß Winter sie nicht unterhalten hat, weiß ich sehr bestimmt aus einem Briefe, mit dem neulich das Kind spielte, als die Mutter nicht da war. So schreibt kein Mann an seine Mätresse. Ein kleines Geheimniß mag unter dem Kinde und dessen Vater stecken; das habe ich aus eben dem Briefe gesehen. Doch dieses Geheimniß kümmert mich nicht; wohl aber ein andres: nehmlich, wie ich wohl in dem Herzen dieser Frau stehe. Ich sage dir, sie verriethe mir das erstere tausendmal eher, als das letztere; denn die Weiber halten sonst nichts geheim, als ihre Liebe.

Sie hat Vermögen, und zwar von ihren Eltern. Ob viel oder wenig? was geht das mich an! Aber hätte sie auch gar keins, sie wäre dennoch die reichste Frau von der Welt.

Du fürchtest weiter, ich habe mit einer Frau zu thun, die vielleicht schon durch zwanzig Hände gegangen sey. Könnt ihr beschränkten Menschen denn bei einem Weibe Euch durchaus keinen leichten Sinn ohne Schamlosigkeit denken? Darf denn eine Frau nie anders, als auf Kosten ihrer Keuschheit, in ein zwangloses Verhältniß mit einem Manne treten? Diese Frau, mein lieber Brachmann, die mit mir in Mannskleidung ausreitet, und dann in den Wirthshäusern kein Mädchen ungeneckt läßt und tausend Possen treibt — diese Frau ist tugendhafter, als tausend belobte Mädchen und Weiber, die ein Kreuz schlagen würden, wenn sie von einer solchen Frau nur hörten. „Und das weißt du?" wirst du fragen. — Von ihr selbst, von keinem Andern. „Und das glaubst du?" Ja, das glaube ich. Höre nur. Wir reisten zum Carneval nach Dresden, und gingen auf eine Redoute. Ich machte einen Brachmanen, und sie eine Bajadere. In diesem Costume war sie so äußerst reitzend, auch tanzte sie so vortrefflich, daß sie die

Wünsche aller Männer erregte, und, wie du leicht glauben wirst, auch die meinigen. Sie fuhr, noch immer in ihrem reitzenden Costume, mit mir allein nach Hause. Ihr Blut wallte vom Tanzen, vom langen Wachen, von einigen Gläsern Champagner, und von der allgemeinen Huldigung. Ihr Herz hatte sich den schönsten Empfindungen des Lebens, der Liebe, ganz geöffnet; daher war sie nicht so lustig, wie sonst, nur heiter, gütig, freundlich. Sie drückte mir die Hand, und sagte mit lieblichen Tönen der innigsten Zärtlichkeit: „nie in meinem Leben habe ich die süße Empfindung des Vertrauens, der Freundschaft für einen Mann gehabt, wie für Sie, lieber Leiser." Ich umfaßte sie mit mehr wahrer Liebe, als ich je in den Armen irgend eines Weibes gefühlt habe, und mit weniger Verlangen. Nur Ein Herz und Eine Seele hätte ich mit diesem holden Geschöpfe werden mögen.

Sie lag lächelnd, heiter, zutraulich, an meiner Brust. Nun ergriff mich der Sturm der Begierde. Ich zweifelte nicht an mei-

nem Glücke; sie aber setzte meiner Heftigkeit nicht Vorwürfe entgegen, riß sich nicht von mir los, verhöhnte mich nicht darüber, daß sie stärker war als ich: nein, sie blieb bei ihrer Ruhe, ihrem Lächeln und Scherzen; und so entwaffnete sie nicht bloß meinen Vorsatz, sondern tödtete auch meine Begierde. Anstatt zu fliehen, blieb sie ruhig bei mir, und erst, als ich wieder ein wenig beschämt da saß, lachte sie laut, mehr über meine Ungeschicktheit, als über meine Wünsche.

„Ihr alle," sagte sie lachend, und hüllte sich in einen Mantel: „ihr seyd nicht anders, der beste wie der schlimmste. Nein, mein Herr, ich bin nur Einmal in meinem Leben schwach gewesen; und diese Schwäche kostete mir das Herz eines Mannes, an den ich noch immer mit Sehnsucht denke. Seitdem nahm ich mir vor, daß kein Mann mich wieder in den Wirbel seiner Begierden reißen sollte. Ich habe mir Wort gehalten, und stehe Ihnen dafür, daß ich auch künftig Wort halten werde."

Wir sprachen nun über den Charakter

beider Geschlechter. Sie redete darüber so natürlich, so ohne alle Grimasse, so ruhig, daß ich vor ihr saß, wie vor einem Bilde. „Ich bin," sagte sie, „mehrere Male auf dem Punkte gewesen, zu lieben, und ich habe geliebt; doch nie empfand ich, was man Begierde nennt. Oder" — sie erröthete — „wäre die Begierde vielleicht nur eine üble Gewohnheit, wie die Tanz- oder die Putzsucht, und dergleichen?" — Sie würde mir, glaube ich, eben so ruhig gesagt haben: ich fühle Begierden. Oder wenigstens hätte sie in einem solchen Falle geschwiegen.

Anfangs schien mir das freilich ein wenig übertrieben; doch bei ihrer wahrhaften Liebe zu mir, von der sie mir tausend Beweise giebt, und bei den bald kleinern, bald größern Reisen, die wir zusammen machen, und also bei tausend Gelegenheiten, die ich habe, mit ihr in so mancherlei Lagen allein zu seyn, müßte sich doch irgend eine Spur von Sinnlichkeit bei ihr zeigen.

Ich hoffe, Brachmann, dieser Brief soll dich von deinen Besorgnissen um mich be-

freien. Und wie leicht wäre es dir, dich selbst zu überzeugen, welch ein Weib dies ist! Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich ein Weib so lieben würde! Wäre der Traualtar die Bedingung ihrer Freundschaft: an ihrer Hand beträte ich ihn, und gewiß ginge ich nicht der Reue, sondern einem steten Glücke entgegen.

Ich schwärmte in der Welt umher, verschwendete Geld und Gesundheit, um das Glück des Lebens zu suchen, und fand es nirgends. Zuweilen zog mich ein edles Wesen an; doch — der Adel war nichts als ein Paar gelernte Formeln, ein gehaltener Ton, und ein Werk des Tanzmeisters. Hier, vor diesem lachenden Gesichte, vor diesem anspruchlosen heiteren Wesen, vor dieser Arlequinette habe ich gefunden, was ich suchte; und du willst, ich soll noch lange fragen: wer bist du? darf ich dich auch lieben? — Leb wohl.

29.

Kunden an Eduard.

**s.

O Eduard! daß wir Unglücklichen oft, anstatt das Schicksal in seinem Gange zu hemmen, es forttreiben; anstatt es fortzutreiben, es hemmen! — Ich durfte dich nicht erst in Dresden aufsuchen, um deine Lage zu erfahren. Schon der letzte Brief von dir, den ich noch in Deutschland erhielt, sagte mir alles. Das Uebrige war leicht zu errathen. Ich sah, wie das strenge Schicksal mir die Ruhe nicht gönnte, die mir deine Freundschaft gab, und wie es dir selbst den Dolch aufzwang, der meine Seele durchbohren sollte. Vergebens stießest du ihn großmüthig in deine eigene Brust. Ich versank in den Abgrund, aus dem ich dich retten wollte; und, anstatt dich zu retten, stieß ich dich noch tiefer hinab.

Als ich dich in Dresden sprach, und du mir so großmüthig mit erheuchelter Ruhe sagtest: eine Reihe von seltsamen Begebenheiten hat mich und Gretchen getrennt; —

da wußte ich alles. Ich durfte nicht erst fragen, ob der Verdacht wegen der Armand Schuld daran sey; die höhere Innigkeit, mit der du mich umarmtest, verrieth mir dein Geheimniß, auf das dein letzter Brief, ohne es zu sollen, mich schon vorbereitet hatte. Würde ich diese Umarmung verdient haben, wenn ich dir meinen Entschluß gesagt hätte? Es wäre freilich besser gewesen, dir meinen Plan mitzutheilen. Besser? nein! Das Schicksal entscheidet über unser Glück, wir selbst über unsre Tugend. Ich entschied; ich war dein Freund!

Von Dresden fuhr ich gerade nach Weimerssen, ließ mich als ein Fremder bei Gretchens Vater melden, und wurde angenommen.

Ich komme, sagte ich, in einer Sache, die Sie eben so nahe angeht, wie mich selbst. Nur muß ich Sie um die Güte bitten, nicht nach meinem Nahmen zu fragen. (Er sah mich scharf an, sagte Hm! verbeugte sich ein wenig, und schwieg.) Ihre Tochter, fuhr ich fort, war mit einem jun-

gen Manne, Nahmens Winter, verlobt. (Er nickte mit dem Kopfe.) Diese Verbindung, habe ich Ursache zu glauben, ist durch einen Verdacht, in den Herr Winter gefallen ist, getrennt. (Er bejahete wieder.) Hat diesen Verdacht eine gewisse Madame Armand erregt?

Er sah mich scharf an. „Müssen Sie mich in dieser Angelegenheit examiniren?" fragte er komisch.

Ich zuckte die Achseln. Ich muß Sie bitten, einen Unbekannten für einen sehr rechtschaffnen Mann zu halten, wenigstens so lange . . .

„Das muß ja der Jurist sogar bei einem Mörder thun; warum nicht ich bei Ihnen? Fahren Sie fort. Ja, die Armand ist es, welche die Verbindung getrennt hat."

Man hält Wintern für den ehemaligen Geliebten der Armand, und für den Vater ihres Kindes: nicht wahr? —

„Ja, das glaubt man, weil die Armand es selbst behauptet, und weil Winter sich nicht ganz so rechtfertigen kann, wie wir es fodern müssen."

Herr von Mörs, sagte ich jetzt sehr gerührt; ich bin der Vater des Kindes. Herr Winter ist unschuldig, vollkommen unschuldig.

Er sprang heftig auf, setzte sich aber sogleich wieder hin. „Fahren Sie fort," sagte er ruhig. „Es wird mir lieb seyn, wenn Sie die Sache in's Klare bringen."

Herr Winter weiß, daß ich der Vater bin; aber mein Nahme, und die Umstände, unter denen ich Vater des Kindes wurde, müssen das tiefste Geheimniß bleiben, und ich kann Ihnen nicht einmal sagen, warum sie das bleiben müssen. Ich fodre Ihr Zutrauen in einem übergroßen Maße, und muß Sie schmerzlich bitten, mir auf mein bloßes Wort zu glauben.

„Mein Herr," erwiederte er lächelnd: „Eduard, den wir so lange und so genau kannten, foderte dasselbe; und wir glaubten ihm doch nicht."

Wie viel weniger werden Sie mir glauben! wollen Sie sagen. Leider! . . . Edler Mann, fuhr ich nach einer Pause fort; ich

will mich Ihnen entdecken. Sie sollen meinen Nahmen erfahren, und die unglückliche Begebenheit, die uns Alle auf diesen Punkt geführt hat. Ich bin . . .

„Halt!" rief er: „halt, mein Herr! Wozu soll die Entdeckung Ihres Nahmens führen? Würde er, und würde die Erzählung Ihrer Begebenheit augenscheinlich, ohne alle Möglichkeit eines Zweifels, beweisen, daß Sie Vater des Kindes sind? würde die Armand widerrufen müssen?"

Das wohl nur dann, wenn ich auch ihr meinen Nahmen sagte. Dies, Herr von Mörs, würde freilich die Unschuld Ihres Neffen unwidersprechlich beweisen, doch zu gleicher Zeit mich zu dem unglücklichsten Manne auf der Erde machen. Aber aus meiner Geschichte könnten Sie wenigstens sehen, warum Ihr Neffe schweigen mußte, warum die Armand meinen Nahmen nicht wissen, warum ich selbst ihr nicht gegenüber gestellt werden darf.

Er antwortete lächelnd: „zur Noth könnte ich mir eine solche Begebenheit selbst

erfinden. Doch, wohin sollte das führen? Ich müßte Ihnen wieder auf Ihr Wort glauben, daß die Begebenheit nicht erdichtet wäre. Aber, wenn ich das nun nicht könnte? nicht dürfte? Und darf ich es, da die Frau mein Vertrauen in eben den Anspruch nimmt? Die Begebenheit ist bekannt geworden, und hat Aufsehen gemacht. Es liegt meiner Tochter — denn sie ist ein Mädchen — vielleicht eben so viel daran, daß die Unschuld ihres Bräutigams anerkannt wird, als daß er wirklich unschuldig ist. Die weibliche Eitelkeit würde den Beweis für seine Unschuld nicht erschweren; doch eben diese ihre Eitelkeit würde Vollständigkeit des Beweises für alle andren Menschen fodern. Ihnen die Wahrheit recht ehrlich zu gestehen, mein Herr, ich habe der Versicherung meines Neffen mehr getrauet, als ein gescheidter Mann eigentlich sollte. Erst, als ich die Frau selbst sprach, zweifelte ich an seinem Worte. Er gerieth in die größte Verwirrung, und setzte den Behauptungen der Frau höchst seltsame Dinge entgegen.

Hätten Sie die Frau nur gesehen, mein Herr! Sie sah gar nicht aus, wie eine Schuldige; wohl aber mein Neffe ein wenig. Doch, wir Alle werden gern an seine Unschuld glauben, wenn es nur irgend möglich ist."

Und was würde zu der Vollständigkeit des Beweises für die Unschuld Ihres Neffen gehören?

„Eine Kleinigkeit: das Geständniß der Armand selbst, daß Sie der Vater sind; und doch nur unter Umständen, die vor dem Verdachte einer Verabredung sicherten. Wäre ein solches Geständniß möglich?"

Ich besann mich einige Augenblicke. Ja, es ist möglich, sehr möglich, sogar leicht. Ich brauche die Armand nur mit meinem Anblick zu überraschen. Dann aber muß ich Ihnen unbekannt bleiben.

„Ueberraschen?" — fragte er aufmerksam und lauernd: „würde das die Frau zu einem Geständnisse bringen? Kennt die Armand Sie?"

Die Frage machte mich aufmerksam; denn

er that sie mit einer sonderbaren Art, als fände er Widersprüche in dem, was ich sagte. Ich antwortete lächelnd: sie muß mich wohl kennen, mein Herr, wenn ich der Vater ihres Kindes bin. Doch in diesem Augenblicke fiel mir ein, was er vielleicht meinte. Sie haben Recht, fuhr ich fort; die Frau weiß meinen Nahmen nicht.

Er schüttelte fast unbemerkbar den Kopf. „Aber," sagte er lächelnd, „wenn es Ihnen gefällig ist, jetzt gleich."

Sobald Sie wollen, unter welchen Umständen Sie wollen. — Jetzt mußte ich, Eduard, um jeden Verdacht zu entfernen.

Er befahl, den Wagen anzuspannen, und ging dann auf einige Minuten hinaus, um sich anzukleiden. Ich sah wohl, in welche Gefahr ich mein Geheimniß gebracht hatte; doch ich nahm mir vor, dann jedes Mittel zu gebrauchen, wodurch ich die Entdeckung desselben verhüten könnte.

Dein Oheim kam bald wieder. „Daß wir uns auch recht verstehen!" sagte er: „Sie wollen die Armand überraschen? jetzt

gleich? in meiner und meiner Tochter Gesellschaft? Was hoffen Sie davon? was soll das wirken?"

Die Armand erwartet mich nicht; sie wird mich auf den ersten Blick erkennen, und sich verrathen, besonders wenn Sie mich ihr mit einigen Worten als einen Bekannten vorstellen wollen. Nur muß ich Sie dann bitten, auch wenn der Zufall Ihnen meinen Nahmen einmal entdecken sollte, ihn der Armand zu verschweigen.

Margarethe kam. Eduard, welch ein Mädchen! Sie war bleich, und es lag ein sanfter Kummer in ihrem Gesichte; er machte aber ihr Gesicht nicht häßlich, wie eine üble Laune, sondern interessant. — Ihr Vater erzählte ihr unsre ganze Unterredung, und sagte, daß er selbst, nicht ich, auf den Einfall gekommen wäre, die Armand mit meinem Anblick zu überraschen. Sie fing nun sanft an zu weinen, und sagte mit einer sehr schönen Stimme: mein Herr, wie vielen Dank würde ich Ihnen schuldig seyn, wenn Sie mir Gelegenheit gäben, das Unrecht

wieder gut zu machen, womit ich den edlen Mann gekränkt habe!

Herr Winter, erwiederte ich mit allem Feuer der Freundschaft, ist, bei Gott! unschuldig. Er hat nie Liebe gefühlt, ausgenommen für Sie, mein Fräulein; und für Sie ist in seinem Herzen die innigste, die reinste. O, wüßten Sie das, wie ich es weiß!

Warum, sagte sie, warum weiß ich es denn nicht! Warum muß ich allein nicht wissen, was Alle wissen wollen! O, warum machte er mir ein Geheimniß aus meinem Glücke! — Sie sagte das in einer so schönen Begeisterung, daß es mich innig rührte. Der Vater sagte ihr lächelnd, sie sollte mitfahren; und nach einigen Bedenklichkeiten entschloß sie sich, es zu thun. Sie war jetzt deiner Unschuld so gewiß, daß es der Reise gar nicht bedurfte, sie zu überzeugen. Ihr Vater aber blieb desto ungläubiger. Er that keine Fragen in Betreff meines Geheimnisses, wohl aber hundert verfängliche, um zu erfahren, ob wir nicht die Rolle, die ich

spielte, verabredet hätten. Endlich schwieg er, und ließ mich mit seiner Tochter reden. Was ich sagte, schien er mit Wohlgefallen zu hören, die Lobreden nehmlich, die ich dir hielt.

Als wir in den Wohnort der Armand kamen, wurde ich doch ein wenig ängstlich; indeß da ich überlegte, daß der Armand alles daran gelegen seyn mußte, meinen Nahmen zu erfahren, so beruhigte ich mich wieder. Jetzt sollte ich meine Tochter endlich einmal wiedersehen! — Ich fragte ein Mädchen unten im Hause: ob etwa ein Fremder bei Madame wäre.

Nein, antwortete das Mädchen; nur Jemand aus Leisdorf.

Desto besser, sagte ich zu deinem Oheim: so haben wir einen Zeugen mehr. — Wir gingen die Treppe hinauf. Ich öffnete, nach einem unmerklichen Klopfen, rasch die Thür, und trat zuerst in das Zimmer, hinter mir Vater und Tochter. Hier bin ich, Armand! — Es muß für deinen Oheim und Margarethen ein höchst seltsamer Anblick

gewesen seyn, wenn sie mich beobachtet haben. Die Armand erblaßte, als sie mich sah; und auch ich erblaßte: denn Leiser, eben der junge Leiser aus **r, war bei ihr. Ich bemerkte und erkannte ihn auf den ersten Blick; er aber sah mich nicht sogleich; denn seine Augen starrten mit dem sichtbarsten Schrecken auf deinen Oheim und Margarethen. Als er endlich einen Blick auf mich warf, schien er sich zu besinnen, wer ich wäre. Ich glaubte mit jeder Sekunde, er würde meinen Nahmen nennen; doch es geschah nicht.

Trotz meiner Bestürzung, beobachtete ich doch die Armand sogleich wieder. Sie faßte sich schnell, ging auf Margarethen zu, und setzte ihr einen Stuhl hin. Mich blickte sie nur verstohlen an; ich sah aber in ihrem Gesichte jenen Zug des Lächelns, der bei ihr immer andeutet, daß sie sich in den Kopf gesetzt hat, etwas durchaus nicht zu wollen. „Ich bringe Ihnen hier" — sagte der Herr von Mörs, nach unserer Verabredung, damit

sie glauben sollte, er kenne mich — „einen guten Freund meines Hauses."

Das fürchterliche Weib stand hier auf, und verbeugte sich gegen mich so fremd, als sähe sie mich zum ersten Male. Darf ich um Ihren Nahmen bitten? fragte sie, mit ruhiger Miene und Stimme.

Ich bin hier, liebe Armand, um eine Thorheit wieder gut zu machen, die Sie begangen haben. Es ist nicht mehr Zeit zu leugnen. Wo ist meine Tochter?

Sie sah mich mit einer so natürlichen Befremdung an, daß sie auch mich getäuscht haben würde, wenn ich an deines Oheims Stelle gewesen wäre. Zugleich bemerkte ich aber, daß sie von der Seite nach Leisern hinblickte. Ihre Tochter? fragte sie: Wen meinen Sie denn? — Wer ist der Herr? so wendete sie sich zu deinem Oheim. Leiser trat einen Schritt näher, und maß mich von oben bis unten, eben nicht mit freundlichen Blicken. Armand, hob ich entbrennend wieder an —

Die Dame, fiel Leiser ein, will wis-

sen, wer Sie sind, mein Herr. Darf ich wohl die Frage in meinem eigenen Nahmen wiederholen?

Wozu diese Maske, Armand? Ich will meine Tochter sehen.

Sie trat mit befremdeten, furchtsamen Blicken zurück, und sagte furchtsam: mein Gott! wer ist der Herr?

Dein Oheim sah mich fast eben so befremdet an, wie die Armand; Margarethe warf die ängstlichsten Blicke auf mich. Das brachte mich auf. Armand, sagte ich, Sie spielen Ihre Rolle in der That vortrefflich. Aber wo ist Adele, unsre Tochter? — Ich war in der größten Angst; denn Leiser warf durchbohrende Blicke auf mich, und strengte sich augenscheinlich an, sich meines Nahmens zu erinnern. Ich sah, daß alles verloren war; und das brachte mich vollends um meine Besinnung. Wo ist meine Tochter? rief ich noch lauter: wo ist Adele?

Mein Gott! sagte die Armand, wie zusammen fahrend: er weiß sogar den Nahmen meiner Tochter! Wer ist er denn? Ich kenne ihn nicht!

Mein Herr, fragte Leiser spöttisch; da Sie alle Nahmen so gut wissen: darf man denn wohl den Ihrigen erfahren? (Ich sah ihn starr an, ohne zu antworten.) Er fuhr noch spöttischer fort: welche Absicht Sie hieher bringt, läßt sich leicht errathen. Sagen Sie denen, die Sie zu Ihrer Rolle abgerichtet haben: man hätte Sie ausgepfiffen. Seyn Sie ruhig, Madame, (so wendete er sich zu der Armand); ich weiß, woher das kommt. Aber, Herr von Mörs, daß Sie Sich zu dieser Farce gebrauchen lassen, in der That, das wundert mich!

„Ich, Herr Leiser?" sagte dein Oheim; „ich leihe mich nicht zu Schauspielen, und bitte Sie, Ihre Worte ein wenig vorsichtiger zu wählen."

Nun? wer ist denn der Freund Ihres Hauses, den Sie mitbringen? Der Nahme scheint ja ein großes Geheimniß zu seyn.

Dein Oheim dauerte mich mitten in meiner Verzweiflung; ich glaube, nie in seinem Leben hat er eine so verlegene Miene gehabt. Er wendete sich heftig zu mir, und sagte:

„jetzt, mein Herr! Wenn Sie jetzt Ihren Nahmen nicht nennen . . .! Sie sehen, wie Sie mich aussetzen. Wer sind Sie?"

Auch Sie kennen ihn nicht? fragte die Armand. Was will er denn also? was will er von Adelen?

Was wollen Sie? fragte Leiser, und trat mit einem boshaften Gesichte auf mich zu. Antworten Sie kurz und gut: was wollen Sie? —

Armand, rief ich, außer mir vor Wuth; ich halte mich von diesem Augenblick an zu allem gegen Sie berechtigt, wenn Sie Sich länger verstellen. Ich will meine Tochter sehen.

Das geht zu weit! sagte Leiser, zwischen mich und die Armand tretend. Ein Mensch, der sich scheuet seinen Nahmen zu nennen, will hier drohen? Zum letzten Male: wer sind Sie?

So oft man mich fragte, wer ich wäre, las ich in des Weibes Gesichte das Verlangen, meinen Nahmen zu erfahren. Ich sah nun wohl, daß Leiser mich nicht kannte;

und desto weniger hatte ich Lust, mich zu entdecken. „Kaum kann ich glauben," sagte dein Oheim zu mir mit finsterem Ernste, „daß die Gründe, Ihren Nahmen zu verschweigen, so dringend seyn können, als die, ihn hier, jetzt, zu nennen. Wollen Sie das nicht, so erlauben Sie, daß ich mich entferne."

Ich kann dir nicht sagen, Eduard, was ich in dieser Minute fühlte. Mich trafen des abscheulichen Weibes triumphirender Hohn, Leisers Spott, deines Oheims Verachtung, Margarethens schmerzliche, vorwurfsvolle Blicke.

Furchtbar ernst ging ich auf die Armand zu. Reden Sie! bin ich nicht der Vater Ihres Kindes?

Mein Herr, antwortete sie, nennen Sie doch Ihren Nahmen; ich weiß ja den nicht einmal.

Hier trat Leiser wieder herzu. Wenn Sie nicht rasend sind, so werden Sie begreifen, welch eine beschämende Rolle Sie hier spielen. Gehen Sie, mein Herr. Ach-

tung für den, der Ihnen wahrscheinlich diese Rolle auftrug, hält mich ab, das zu thun, was ich eigentlich thun sollte. Jetzt ist es aber genug. Noch ein Wort, mein Herr, so lasse ich Sie arretiren, und ich stehe Ihnen dafür, dann soll Ihr Nahme nicht länger ein Geheimniß bleiben. Diese Dame ist meine Verlobte, und ich werde sie zu schützen wissen.

O entsetzlich! entsetzlich! rief hier Margarethe: Ihre Verlobte? Herr Leiser! Und die Unglückliche . . . — Sie brach ab. Ohne Zweifel meinte sie die fromme Tochter des Predigers.

Fräulein, sagte Leiser, ich habe nie Erwartungen erregt. Aber hätte ich das auch gethan, so würde ich es doch immer höchst unweiblich finden, daß man solche Mittel wählt, eine Verbindung zu bewirken, die nur das Herz schließen soll, und nicht ein Mensch, der keinen Nahmen hat, wie dieser hier.

Margarethe sank weinend in Ihres Vaters Arme. Er sagte mir sehr ernst: „kom-

men Sie, mein Herr." Ich folgte ihm gedankenlos. Unten vor dem Hause sagte er: „ich werde Ihnen Ihr Pferd schicken. Sie sehen, mein Herr, daß Sie nichts erwiesen haben, fast das Gegentheil von dem, was Sie erweisen wollten. Wir müssen der Zeit überlassen, was wir nicht ändern können. Und muß Ihr Nahme ein Geheimniß bleiben, so verdanken Sie es mir, daß ich es gerettet habe; denn, wenn er Sie arretiren ließ . . . Leben Sie wohl!" — Er stieg mit Margarethen in den Wagen, und fuhr davon.

Ich stand wie ein Bild der Verzweiflung da. Weil ich bemerkte, daß einige Vorbeigehende mich betrachteten, so ging ich mechanisch das Dorf hinunter, in ein Wirthshaus, um da mein Pferd zu erwarten. Sieh, das war das Ende meines Planes, deine Unschuld zu erweisen! Ich habe dich tiefer in den Verdacht gebracht, als die Armand.

Gegen Abend sah ich Leisern an dem Wirthshause, worin ich war, vorüberreiten. Er mußte die Nacht ausbleiben wollen;

denn ein Bedienter mit einem Mantelsacke folgte ihm. Nun war mein Plan auf der Stelle entworfen. Ich ging, sobald es dunkel wurde, in meinen Mantel gehüllt, zu der Armand. Sie war im Garten, und die Thür stand offen. So eben wendete sie sich um, und kam die lange Allee herunter. Als sie nahe genug war, daß sie mich erkennen konnte, bog sie in eine Seiten-Allee. Ich folgte ihr schnell, weil ich glaubte, sie wollte mir entgehen. Aber sie erwartete mich, und sagte: „still! ganz still! oder ich rufe um Hülfe. Es ist mir lieb, Sie zu sprechen; doch ich will sicher seyn." (Sie sah umher.) „Und nun, was wollen Sie?"

Ist es möglich, Armand, sagte ich: ist es möglich, daß Sie so entsetzlich . . .

„Reden Sie leise," unterbrach sie mich: „sehr leise! Bei dem ersten lauten Tone rufe ich um Hülfe. Doch — hören Sie erst mich. Ich habe endlich Sie und alle die Grausamkeiten, die ich sechs Jahre lang erdulden mußte, vergessen. Der Mann, den Sie bei mir sahen, liebt mich, und ich lie-

be ihn. Sie wissen schon von ihm selbst, daß ich seine Verlobte bin. Sechs Jahre lang haben Sie Ihre Tochter verlassen, verachtet, verstoßen. Jetzt, grausamer Mensch! — in eben dem Augenblicke, da ich ihr einen Vater gebe, und mit dem Vater ihre Ehre, jetzt kommen Sie, und fodern von mir das Geständniß, daß der Vater meiner Tochter noch lebt; und zwar in Gegenwart eben des Mannes, dem ich gesagt habe, ich sey die Witwe eines Französischen Officiers. Und darüber machen Sie mir Vorwürfe? . . . Sie verhehlen mir sechs Jahre lang Ihren Nahmen, und thun das noch jetzt; ich aber soll, sobald es Ihnen beliebt, meine und meiner Tochter Schande gestehen! Wer ist hier grausam? wer ist unverschämt?"

Aber Winter! Grausame Armand, was that Ihnen der? Er war Ihr Freund, er liebte Ihre Tochter! O meine Tochter! wo ist sie?

„In Dresden bei einem Arzte, der ihr die Blattern einimpft. Aber wäre sie auch

hier, ich zeigte sie Ihnen doch nicht; denn kurz, ich will nicht verrathen seyn. Und Ihr Winter! Sie fragen: was er mir gethan hat? Zwei Jahre lang mich wie ein Kind behandelt, sein Gespött mit mir getrieben. Ist das nichts? Alles, was Ihr thut, ist nichts; und wenn die arme Armand sich wehrt, so ist sie grausam. Wie grausam bin ich denn? Ich heirathe, und das Fräulein von Mörs — dafür stehe ich Ihnen — fürchtet mehr die Zukunft, als die Vergangenheit sie beunruhigt."

Armand, was kostet es Ihnen, der Unglücklichen in ein Paar Worten zu schreiben, daß Winter nicht der Vater Ihres Kindes ist?

„Und Sie zum Boten zu machen, damit man ja recht gewiß erfahre, daß Sie mich gesprochen haben! Halten Sie mich für so einfältig?"

Warum denn mich? Schicken Sie ihr ein Paar Worte, durch wen Sie wollen. Armand, Sie wissen ja, wie bitter die Thränen des Grams sind.

„O, das weiß ich! Sie haben mich solche Thränen weinen lassen, Sie und Winter! . . . Fräulein von Mörs wird aufhören zu weinen, wenn ich heirathe."

Armand, bei jenen schönen Stunden, da wir einander kennen lernten und liebten . . .

„Liebten? Du hast mich nie geliebt, Ungeheuer! fort! fort!"

Bei dem Leben unsrer Tochter, liebe Armand, liebe, theure Armand, bei dem Heil unsrer Tochter beschwöre ich Sie: schreiben Sie ein Paar Worte!

Sie war gerührt. Doch bald sagte sie: „nein! Denn schreibe ich, so geht das Fräulein von Mörs, selbst wenn sie mir nicht glaubt, mit meinem Brief umher, und zeigt ihn jedermann. Ich habe meinem Verlobten gesagt, das Gerede über Herrn Winter sey eine Plauderei meiner Hausleute. Würde nun ein Brief von mir nicht erweisen, daß ich einmal so halb und halb zu verstehen gegeben habe, Winter sey der Vater meiner Tochter? Ich werde immer leugnen, das jemals gesagt zu haben."

Fräulein von Mörs hat ja aber Ihren Brief.

Sie lachte. „Allerdings; aber glauben Sie mir, er soll nie gegen mich zeugen. Genug, ich kann in dieser Sache nichts weiter thun, als alles für Geschwätz erklären. Auf Briefe lasse ich mich nicht ein, und auf Unterredungen noch weniger. Leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten verschwand sie in das Gebüsch, und war mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit im Hause. Ich hörte die Thür verschließen, und verließ den Garten trostlos. Trostlos? Ja, Eduard; und doch getröstet: denn jetzt bin ich sicher, daß meine Julie das unglückliche Geheimniß nie erfahren wird, selbst wenn die Armand meinen Nahmen entdeckte. O Eduard, hätte ich das alles vorher gewußt! Konnte ich wissen, wie sehr viel der Armand jetzt daran liegt, daß niemand erfährt, wer der Vater ihres Kindes ist: dann stand sie in unsrer Gewalt, wie ich in der ihrigen; du warst gerechtfertigt, und ich beruhigt.

Doch jetzt! Ich selbst, ich Unbesonnener, riß, von meinem bösen Dämon getrieben, das schreckliche Geheimniß, das eben die Zeit in ewiges Dunkel verhüllen wollte, an's Licht hervor. O Eduard, wer kann seinem Schicksal entgehen! Jetzt, da ich nicht mehr vor der Armand zu zittern brauche, zittre ich vor Leisern, vor deinem Oheim, vor Margarethen.

Ich gehe mit meiner Familie in das Badensche, wo ich mich in einer schönen Gegend angekauft habe, um meinem Gewissen und der drohenden Zukunft zu entfliehen. Werde ich dort ruhiger seyn? Und wirst du vorher noch glücklich werden?

30.

Leiser an Brachmann.

Leisdorf.

Es ist geschehen, Brachmann. Ich habe mein Götzenbild, die Freiheit, aufgeopfert. Diese neue Armida, diese unwiderstehlich reitzende Zauberin, hat mich in ihre Blumennetze verwickelt; meine Stärke ist dahin,

und ich kann mich nicht losreißen. Ihr ist es gelungen, und eben darum, weil sie es nicht wollte. Sie liebte mich, weil sie mich liebte: da hast du das ganze Geheimniß. Alle andern wollten meine Hand; diese reitzende Frau wollte nur mein Herz: und so gab ich ihr denn die Hand mit dem Herzen.

Ich konnte nicht länger ohne sie leben, und wollte mehr, als ihren Umgang; die Begierde mischte sich hinein, die Sinne verwirrten meine Blicke, meine Plane. Sie lachte, indeß ich glühete. Ich erklärte ihr meine Liebe; sie gestand mir heiter, daß auch sie mich liebe, wie ein Weib einen Mann lieben könne. Doch ihre Sinne blieben ruhig. Ich drückte sie in meine Arme, an mein klopfendes Herz, an meine heißen Lippen. Jetzt ist sie mein! dachte ich triumphirend, wenn sie mit glühenden Wangen, mit hoch fliegendem Busen in meinen Armen lag; doch auf einmal zerfloß das Wolkenbild in meinen Armen, und ich hörte nur das Lachen der Entschlüpften. Wie Tanta-

lus, stand ich mit vertrockneten Lippen an der versiegenden Fluth. Ich machte ihr Vorwürfe, daß sie mich nicht liebte; sie spottete. Ich wurde unwillig; sie versicherte mir sehr ernsthaft, daß sie mich zärtlich liebe, machte dann mir Gegenvorwürfe, und schloß mit den Worten: „ein schöner Beweis Eurer Liebe, den Ihr uns geben wollt! Ich liebe Sie; und eben darin besteht meine Liebe, daß ich Sie vor einer Thorheit bewahre."

Sie würden es also ruhig ansehen, Armand, wenn ich heirathete? fragte ich einmal erbittert.

„Wenn Sie heiratheten? Nein, Leiser; selbst wenn Sie ohne Liebe heiratheten. Ich würde Sie, glaube ich, aus Eifersucht ermorden."

Aber Sie selbst haben doch nie den Wunsch gehabt, meine Frau zu werden.

„Ihre Frau?" — Ihr Auge funkelte, und auf ihrem Munde war ein so liebliches Lächeln, wie ich es noch nie gesehen hatte. „Ihre Frau?" wiederholte sie langsam, und

mit einem leichten, verstohlnen Seufzer. Sie schlug sich auf die Lippen, und sagte heiter: „darüber könnte ich erst reden, wenn Sie mich um meine Hand bäten. Ich denke nicht gern an Dinge, die morgen oder übermorgen vielleicht geschehen können."

Für möglich also halten Sie es doch? fragte ich heiter.

„Für möglich? Ja wohl! oder ich müßte kein Weib seyn. Doch daran gedacht habe ich noch nicht."

Wenn ich Sie nun um Ihre Hand bäte?

„Dann würde ich mich erst sehr lange, länger als Sie vielleicht glauben, bedenken, ob ich Ja oder Nein antworten sollte."

Also doch auch Nein? O, Sie Gefühllose! Habe ich nun nicht Recht, wenn ich sage, Sie lieben mich nicht?

Sie lachte laut auf. „Ihr Männer seyd seltsame Geschöpfe! Also müßte ich es Ihnen wohl sehr übel nehmen, daß Sie mich noch nicht um meine Hand gebeten haben!"

Endlich, — nein, Brachmann, ich konnte der Liebe, den Reitzen, dem Geiste des ent-

zückenden Weibes nicht länger widerstehen — endlich, in einer seligen Stunde des Vertrauens, und des üppigsten Genusses an ihrem Geiste — bat ich sie in Ernst um ihre Hand. Lachend erwiederte sie: „jetzt haben Sie einen Rausch." Ich schwieg; doch am folgenden Morgen bat ich sie aufs neue, und setzte hinzu: jetzt können Sie mir doch nicht wieder Schuld geben, daß ich einen Rausch habe.

„Ein Rausch kann Tage lang dauern."

Ich wurde dringend. Sie foderte Bedenkzeit, und ließ sich ein Paarmal verleugnen. Ich wurde ungeduldig, und sagte: vielleicht, liebe Armand, verhindern Sie äußere Umstände, meine Frau zu werden. (Das vermuthete ich wirklich.)

„Das nicht," erwiederte sie lebhaft. „Ich bin vollkommen unabhängig. Was ich überlege, was mich abhält, Ja zu sagen, ist der Wankelmuth Ihres Geschlechtes. Ich würde eine Furie seyn, wenn Sie aufhörten mich zu lieben."

Das fürchten S i e, mit diesem Gesichte, mit diesem Geiste?

„Die Bande, die uns dann hielten, schrecken mich. Ich liebe Sie, und ein Weib liebt ewig; ein Mann aber . . .“

Muß uns denn das Band der Kirche verbinden? Giebt es denn nicht ein weit festeres, das Band der Liebe, der Freundschaft?

„Wäre ich ein Mann, so würde ich ohne Zweifel dasselbe sagen. Eine Frau aber, die Sie lieben, darf nicht ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung seyn. Wir sind jetzt glücklich; warum wollen wir nicht so bleiben? warum das Schicksal herausfodern? Oder — sind Sie etwa nicht glücklich?“

Nein! ich bin es nicht, so lange Sie nicht ganz mein sind.

Ich drang nun mit dem Feuer, das Liebe, Zärtlichkeit und Verlangen in mir entflammt hatten, in sie; und endlich gab sie mir ihr Ja, mit Thränen in den schönen Augen, mit einer ungekünstelten Wehmuth, mit einem sehnsuchtsvollen Beben. Sie drückte ihre Tochter an das Herz, und sagte: „o, wie wird es dir nun gehen!“

Das verdroß mich fast. Armand, hob ich an, können Sie von mir glauben ...?

Sie drückte das Kind noch fester an ihre Brust, und sagte: „ich muß die Zukunft tragen; denn ich wählte sie mir. Aber dir, dir gebe ich sie, schwer oder leicht. O, meine Tochter, wie lieb' ich dich! Und dennoch lieb' ich ihn noch mehr!" — Freilich würde ich es gern sehen, wenn sie das Kind nicht hätte, ob es gleich ein wahrer Engel ist.

Endlich, Brachmann, fragte ich denn auch recht bürgerlich nach ihren Umständen; ich mußte doch meinem Oheim etwas darüber schreiben. Sie ist die Witwe eines Französischen Officiers, getrauet in einem einzelnen Kloster zwischen zwei Städten auf dem Wege von Paris nach Brüssel. Der Mann wird in Douai krank, und stirbt, als seine Verwandten ihn wollen aufheben lassen. Seine Witwe rettet sich nach ihrem Vaterlande, Deutschland. Ein Brief von Wintern, den er ihr den Tag nach seinem ersten Besuche geschrieben, beweist un-

widersprechlich, daß er sie erst kennen gelernt hat, als ihre Tochter schon einige Jahre alt gewesen ist. Da hast du ihre Geschichte, wie ich sie aus ihrem Munde erfuhr. Sie hätte mir alles eben so einfach erzählt, wenn es auch viel schlimmer wäre. Den Nahmen ihres Mannes hat sie nie geführt, weil sie seine Familie fürchtet. Armand hieß ihr Vater. — Du siehst, es giebt hier weder Todten- noch Trauschein; es ist indeß für beides schon gehörig gesorgt.

Ich schrieb meinem Oheim über meine Verheirathung. Er antwortete mir: ich solle vorsichtig seyn. Man spreche in Leisdorf und der umliegenden Gegend seltsame Dinge von der Frau. Er hätte gehofft, und sogar Ursache gehabt zu erwarten, daß ich meine Cousine, des Predigers Tochter, heirathen würde, und er bäte mich, mit der Trauung nicht zu eilen, da die Zeit noch manches Dunkle aufklären könnte. Der Brief war so geheimnißvoll, daß ich schon deshalb gar nicht darauf achtete; ich antwortete indeß sehr artig. Nun kam

aber — in Begleitung des Herrn von Mörs, und seiner Tochter, der vertrautesten Freundin meiner Cousine — ein Mensch, den ich ganz zuverlässig in * * r, wo mein Oheim wohnt, gesehen habe. Plumper kann wahrhaftig nichts angefangen und ausgeführt werden, als diese Intrigue. Der Mensch gab sich bei der Armand auf eine so insolente Weise für den Vater ihres Kindes aus, daß auch der allereifersüchtigste Liebhaber hätte sehen müssen, man wolle hier eine Komödie spielen. Bei der ersten Frage der Armand, wer er sey, hatte der alberne Mensch seine Rolle vergessen; er wollte durchaus seinen Nahmen nicht sagen. Seine Ungeschicktheit war so groß, daß sogar seine Mitspieler, der Herr von Mörs und dessen Tochter, anfingen sich seiner zu schämen. Als ich zuletzt ein Wörtchen von Arretiren fallen ließ, lief er schnell davon.

Die Armand bat mich angelegentlich, den Nahmen des Menschen herauszubringen. Ich weiß ein besseres Mittel, uns zu sichern, sagte ich; schon in dieser Woche soll

unsre Hochzeit seyn. Noch denselben Abend ritt ich nach Dresden, um eine Wohnung für uns zu miethen. In einigen Tagen lassen wir uns in der Stille trauen, und dann gehen wir nach Dresden, doch nur auf ein Paar Monathe. Von da reise ich mit ihr auf ein Jahr nach Paris, und dann mag man mich irgendwo an die Kette eines Amtes legen.

Da hast du meinen Plan. Ihre Tochter ist schon in Dresden bei einem Arzte, der ihr die Blattern einimpft, und ich wünsche, sie dort irgendwo gut und wohlfeil untergebracht zu sehen. Die Mutter trennt sich ungern von dem Kinde; indeß begreift sie doch, daß es, bei meinem Plane eines genialischen Lebens, dessen Ausführung sie mit froher Sehnsucht erwartet, uns lästig seyn würde. Am meisten wirkt aber der Gedanke auf sie, daß die Erziehung des Kindes, wenn es bei uns bliebe, versäumt werden müßte.

So wäre ich denn an dem Gränzsteine der Jugend, lieber Brachmann, an dem

Gränzsteine der Freiheit, der muthigen, umherflatternden Liebe; denn das ist ja der Traualtar. Aber warum blicke ich rückwärts? Ein holder Genius, von Frohsinn und der reinsten Liebe umschwebt, führt mich vorwärts: sollte ich ihm nicht folgen? Nein, ich habe nichts aufgeopfert. Dieses Weib ist die Göttin der Freude selbst, der Genius des schönsten Glückes.

31.

Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

„Warum," sagte der Zollschreiber dieser Tage, „sollte nicht in gewissen Familien eine sonderbare Grille der Phantasie eben so gut erblich werden, wie sechs Finger an einer Hand in einer andern, oder das Schielen, das Stammeln in einer dritten? Dorchen und Eduards Mutter liebten gegen den Willen ihrer Eltern; und der Kapitain hätte sogar eine Mulattin zu einer Frau von Mörs gemacht, wenn nicht der Tod dazwischen gekommen wäre."

Ihre eigne Heirath . . .," sagte die Base etwas höhnisch.

„Recht," fuhr der Zollschreiber fort; „meine eigene Heirath: obgleich Gott und die Natur nichts dagegen hatten; denn wir liebten einander, Base, und meine Frau war brav: das Zeugniß wird mir keiner von Euch versagen."

Ludwig erwiederte gerührt: Gott vergelte ihr die Tugenden, womit sie dich und uns Alle glücklich machte! Und was die Mulatin betrifft, Bruder — wenn Gott Menschen von allen Farben auf der Erde duldet: warum hätten wir sie nicht in unsrer Familie dulden sollen? Ich würde sie doppelt lieb gehabt haben, um ihrer schwarzen Vorfahren willen, die von uns weißen vielleicht gemartert worden sind.

„Sehen Sie wohl, Base," sagte der Zollschreiber, „daß Ludwig in diesem Stücke nicht besser denkt, als wir Alle? Nun, zu einer Mulattin kann Rath werden, wenn Alexander seinem tollen Kopfe folgt und nach Amerika geht. Der Himmel gebe ihm 'guten

Wind, und selten eine Windstille; die — nicht wahr, Kapitain? — die ist auf dem Meere, wie im Leben, das Schlimmste, was man haben kann. Wie gesagt, wenn von einer Heirath in unsrer Familie die Rede ist, sollten wir uns jedes Mal auf allerlei Unglücksfälle gefaßt halten. Ich bin ordentlich froh darüber, daß der Kapitain und Ludwig nicht auf den Einfall kommen, auch noch zu heirathen." (Hier erröthete Ludwig.) „Wir haben Seufzer genug über Alexander und Eduard zu hören. Was würde es erst für Lärm geben, wenn der Kapitain so oft wie Gretchen seufzte! Er kann ja keinen Seufzer anders herausbringen, als mit einem derben Fluche."

Mit deinem Forterben! sagte der Kapitain ablenkend; das ist nichts.

„Nichts? meinst du? Damit geht es weiter, als du glaubst. Ich möchte sagen, alles erbt fort, alles, sogar die Tugend, Bruder. In den schlimmsten Jahrhunderten, welche das Menschengeschlecht bestanden hat, folgten fünf Damen aus dem Hause Gonzago

auf einander, die wegen ihrer Treue, wegen ihrer Keuschheit (die ehemals eine gar nicht gewöhnliche Tugend war) ausgezeichnet berühmt wurden. Die Tollheit ist erblich, und die Narrheit dazu. Im Hannöverischen giebt es Familien, bei denen sogar die höchsten Staatswürden beinahe wie erblich sind, obgleich das Bewerben um diese Würden Jedem frei steht."

Wenn ich meine Meinung sagen darf, erwiederte der Kapitain, so fürchte ich fast, daß Eduard mit eben solchen Gedanken umgeht, wie Alexander.

„Sieh, Bruder, da hast du unsre Erbschaft! Was hatte denn ich in der andren Hemisphäre zu suchen? was Alexander? was Eduard? was sogar du? Aber wir müssen — wie die Zugvögel, wenn ihre Zeit kommt, sogar im Bauer unruhig werden, und davon wollen. Wer kann es Eduarden übrigens verdenken? Denn, ist er unschuldig . . ."

Kaum hatte er dieses Wort gesagt, so war es, als würden die meisten von uns

elektrisirt. Der Kapitain sprang auf, und rief: ei, hol' ihn der Teufel mit seiner Unschuld! — Gretchen sagte bitter: o, ich könnte ihm alles vergeben; doch diese fortgesetzte Falschheit, diese Heuchelei! — Ich weiß nur nicht, sagte die Base, wie Jemand, nach allen Beweisen, besonders nach dem letzten mit seinem Abgesandten ohne Nahmen, nur noch an seine Unschuld denken kann. — Ich will nicht verdammen, Bruder, seufzte Ludwig; doch nach der letzten Geschichte kommt es mir, und auch meinem guten alten Jakob, mit Eduards Unschuld nicht mehr so ganz klar vor.

„Freilich," sagte der Zollschreiber, „kann ich ihm kaum die alberne Rolle vergeben, die er mich spielen ließ, daß sogar der Fanfaron, der Leiser, ganz keck sein Gewehr voll Spott auf mich abzudrücken wagte. Ich setze aber mein Leben an eine taube Nuß: der ohne Nahmen mit der albernen Rolle, die er spielte, war doch ein besserer Mensch, als der Leiser mit seinen dreisten Blicken. Eben seit dieser Geschichte habe

ich wieder Lust, an Eduards Unschuld zu glauben; denn die Französin flisterte dem Leiser ein Paarmal zu: den Nahmen! den Nahmen! Ich glaube, auf diesen Nahmen kommt am Ende alles an. Die wollen ihn nicht sagen, und die Französin will ihn durchaus wissen. Es würde gar zu albern seyn, wenn es nicht so wäre."

Die Base und der Kapitain fuhren heftig auf den Zollschreiber los; wir Andern schwiegen. „Nun, nun," sagte er: „laßt ihn gehen! Ohne Frau wird er nicht bleiben, und Gretchen nicht ohne Mann." Dagegen stritt der Kapitain nun wieder mit gleicher Heftigkeit. Gretchen leidet dabei sehr viel; sie zittert vor der Prophezeiung des Kapitains, daß Eduard Europa verlassen werde, und doch kann sie sich nicht entschließen, ihn zurückzuhalten. Sie schwankt zwischen der Liebe und dem Gefühl ihrer weiblichen Würde. Die Base merkt dieses Schwanken, und sucht Gretchens Unwillen immer aufs neue zu erregen. Ich habe sogar Ursache zu glauben, daß sie, außer dem Zollschrei-

der, die einzige ist, die Eduards Unschuld für möglich hält.

Mitten in einem hitzigen Streite über Eduard, kam dieser Tage Frau von Braunfeld an. In großer Angst beklagte sie sich: ihr Sohn wäre in Hamburg, und wollte nach Amerika gehen. Sie bat ihre drei Brüder dringend, ihn von der Ausführung dieses rasenden Einfalles abzuhalten.

Laß ihn gehen! rief der Kapitain. Ihr habt den Jungen so lange getrillt und gehetzt, bis er vor Zorn und Verzweiflung auf so verwünschte Einfälle kommt. Ich danke Gott, daß er geht; denn bliebe er hier, und fände, was er suchte . . . zum Teufel! Ihr versteht mich! Laßt ihn reisen!

O, ihr unbarmherzigen Menschen! rief die Mutter. Ihr habt kein Mitleiden, weil es euch Allen nach Wunsche geht!

Den Teufel auch! rief der Kapitain: schön nach Wunsch! Da sieh nur Gretchen an, wie trübe die aussieht! Wir haben hier das Haus voll Elend. Ich sage, sie können Beide mit einander gehen, wenn sie es

nicht anders wollen; und damit du, Bruder Ludwig, nicht wieder glaubst, daß ich hart bin — ich will mit ihnen gehen. Ohnehin bin ich es hier satt und müde. Lieber will ich einen guten Sturm auf offenem Meere hören, als die Seufzer der armen Margarethe da, die wie eine Närrin heult, weil Eduard kein Engel ist.

In diesem Augenblicke steckte Jakob den Kopf in die Thür, und winkte seinem Herrn. Dieser ging hinaus, nachdem er dem Kapitain noch zugeflistert hatte, er möchte mit dem Herzen der Mutter sanfter umgehen. Der Kapitain nickte mit dem Kopfe, und sprach nun keine Sylbe mehr. Die Base erzählte der Braufeld Eduards Geschichte, und stieß mit jedem Worte einen Dolch in Gretchens Brust; denn sie hat eine erstaunliche Gabe, das Verächtliche an einem Menschen noch verächtlicher zu machen.

Am Ende ihrer Erzählung sagte der Zollschreiber ganz kalt: „nur bleibt es noch die Frage, Schwester, ob von dem allen, was die Base da erzählt hat, ein Wort wahr ist.“

Ein Wort wahr? sagte die Base höhnisch; Sie werden es ja wohl sehen!

Jetzt trat Ludwig wieder in das Zimmer, und in seinem Gesichte stand die größte Verlegenheit mit den deutlichsten Zügen.

„Heraus, Ludwig!" sagte der Zollschreiber: „dein Gesicht sieht ja wahrhaftig aus, wie ein Brief mit schwarzem Rande und Siegel! O, ich bitte dich," — Ludwig suchte seine Mine zu ändern — „schieß ab, Unglücksbote, ziele nicht so lange! Furcht ist das Schlimmste im Leben."

Ja, sagte Ludwig, sich räuspernd: ja, ich habe euch etwas anzukündigen. Es soll mich nur wundern, was ihr dazu sagen werdet.

„Das hättest du schon hören können, Bruder Ludwig. Ich bitte dich, heraus damit! dein Gesicht sieht ja aus wie ein Todesurtheil, wie ein Zetergeschrei."

Es ist eine wunderliche Sache, hob Ludwig wieder an. Ich wollte, Bruder . . . Aber ich kann mir wohl denken . . . Und mein Jakob . . .

„Ich wollte, er wäre im Zimmer, und

sagte uns, anstatt seines Herrn, die wunderliche Sache mit Einem Worte."

Er steht vor der Thür, und kann ja herein kommen. (Er wollte nach der Thür hin.)

„Ei, zum Teufel! Ludwig, ich bitte dich, sag erst, was es giebt. Ist die Erde untergegangen? ist der Mond vom Himmel gefallen? Du machst mich angst und bange."

Nun denn! sagte er, und zog, ohne jemanden weiter anzusehen, einen Brief hervor: hier schreibt mir Eduard, der sich Allen empfehlen läßt . . .

„Bruder, willst du nicht erst eine Geschichte der Briefe, der Posten und des Siegellacks zum Besten geben? Rede doch, rede!"

Heinrich, man kann ja vor dir nicht zu Worte kommen. Eduard schickt mir etwas, das mich in Verlegenheit setzt, in recht große Verlegenheit.

„Eine Ausfoderung etwa, oder einen Brandbrief? So nenne es doch in des Himmels Nahmen!"

Ein Kind, sagte Ludwig ganz kleinmüthig. Aber — laß mich doch reden, Hein-

rich! — ein Kind von seltsamer Art. Mich soll wundern, wie Ihr es . . . .

„Eins mit zwei Köpfen etwa? Ludwig, geh doch mit der Sprache heraus!"

Höre, Bruder Heinrich, ich spräche dich lieber erst allein. Hast du einen Augenblick Zeit?

„Aber Ludwig, sieh nur! Gretchen kann kaum noch Athem holen. Ich bitte dich, drücke endlich einmal los! Es sey, was es will: rede!"

Nun, so will ich Eduards Brief vorlesen.

„Bruder, was für ein Kind schickt er dir? Sag doch nur das!"

Die Tochter der Armand! —

Nun entstand eine Stille, daß jeder von uns das Pochen seines Herzens hören konnte. Der Zollschreiber schnitt höchst seltsame Gesichter. „Es ist," sagte er endlich langsam, aber ruhig, „kein tollerer Narr in der ganzen Sippschaft, alle hundert ein und dreißig tausend mit gerechnet, als Eduard! . . . Aber was sollst du damit, Bruder?"

Er bittet mich, das Kind zu erziehen. Die Mutter hat es ihm anvertrauet. Sie geht mit ihrem Manne nach Frankreich.

Die Base sagte nicht ein Wort; sie hielt nur den lächelnden triumphirenden Blick auf dem Einnehmer fest. — Ich haue den Narren in Fetzen! rief der Kapitain. Daß er mir ja nicht wieder vor die Augen kommt! — Gretchen war erblaßt, und reichte mir die zitternde, kalte Hand, wahrscheinlich um sich zu halten. Der Einnehmer schwieg, schob seine Mütze rings um, schüttelte lächelnd den Kopf, und das alles vor sich, als ob er keinen Menschen im Zimmer hörte oder sähe.

Schicke ihm den Balg zurück, sagte der Kapitain, und laß mich den Brief dazu schreiben. Ich glaube, der Bube hat uns zu Narren. Aber, zum Teufel! das haben wir davon, wenn du Adelsbriefe und Zollschreiber-Patente zusammenwirfst, und wenn du deine entlaufene Schwester in Schutz nimmst. Ich sage dir, Gretchen, denkst du wieder mit einem Gedanken an ihn, so gebe ich mein Geld auf Leibrenten.

„Die Dänischen, Bruder,“ sagte der Zollschreiber, so kalt wie möglich, „sind die besten und sichersten. Schreib nur gleich heute; denn das Denken läßt sie nicht, und ich sähe gern dein Geld so untergebracht. Mich sollte wundern, womit du dann noch drohen würdest. Aber der Eduard! Ludwig, laß doch Wunders halber hören, was er schreibt!“

Erst soll das Kind weg! rief der Kapitain. Wo ist es? Er öffnete die Thür mit den Worten: wo ist das Kind? und Jakob trat, mit Adelen auf dem Arm, herein, stellte sie mitten im Zimmer auf den Boden, machte uns Allen eine tiefe Verbeugung, und sagte: es ist ein Engel, Herr Kapitain. Das Kind lief auf den Kapitain zu, und sagte furchtsam: Vater Eduard versprach mir, sie würden mich hier alle recht lieb haben.

Der Kapitain wendete sich unwillig ab, warf dem alten Jakob einen zornigen Blick zu, und rief murmelnd: hol's der Teufel! — Das Kind sah mit den großen unschuldigen Augen rings umher; da aber Nie-

mand sich regte, und Niemand nur ein einziges freundliches Wort sagte, ging es blöde und erröthend wieder zu dem alten Jakob, und flisterte ihm zu: sie wollen mich alle nicht haben! Ach, wo mein neuer Vater mich hingethan hatte, da waren die Leute so schlimm! — Jetzt brach Ludwigs Herz. Nein, Kapitain, sagte er laut; mag schuldig seyn, wer schuldig ist: dieses Kind ist es nicht. Ich will Vatersstelle an ihm vertreten! Gott thue Barmherzigkeit an mir, wie ich sie an diesem unschuldigen Engel thun werde. Komm! — Jakob und Ludwig liebkos'ten dem Kinde um die Wette.

Ja, ja, sagte der Kapitain: liebkose du nur dem Kinde, und brich der da (er zeigte auf Gretchen) das Herz, wenn sie es alle Tage vor Augen haben muß.

Nein, mein theurer Oheim, sagte Gretchen. Ich werde das Kind lieben; ich will seine Mutter seyn. O, er hat wohl daran gethan, daß er es uns schickte; ja, er kannte mich. — Sie nahm das Kind an ihre Brust, und küßte es mit Herzlichkeit. Es war ein

sehr rührender Anblick, wie das schöne Kind — es hat in der That Züge von Eduard — den Arm um Gretchens Hals schlang, und weinend sagte: habe mich lieb; ich will auch deine gute Adele seyn. Meine Mutter ist weit, weit! Mein Vater hatte mich in die Kost gegeben bei einer bösen, bösen Frau. Da kam aber Eduard, und holte mich ab. Er hat mich recht lieb; denn als ich ihm erzählte, wie schlimm es mir gegangen wäre, da küßte er mich und weinte, und da sagte er: ihm ginge es noch schlimmer als mir; alle Menschen hätten ihn verstoßen!

Jetzt hob Ludwig die Hand auf, wie zu einer feierlichen Versicherung, und sagte, fast mit weinender Stimme: ich nicht! ich habe ihn nicht verstoßen!

Ich auch nicht, sagte Jakob, eben so pathetisch; wobei er aber mit einem höflichen Lächeln im Kreise rings umher blickte.

„Ich auch nicht, lieber Jakob," wiederholte der Zollschreiber komisch in eben dem Tone, vermuthlich wohl, um der Rührung,

die ihn ergriff, Herr zu werden. Der Kapitain ging schweigend längs einer Wand auf und nieder, und ließ seine Rührung (denn auch er war wirklich gerührt) mit derben Stößen an einem Hunde aus, der neben ihm her lief. Gretchen trug das Kind hinaus.

„Aber so laß doch hören, was er schreibt," sagte der Zollschreiber.

Ludwig zog den Brief hervor, und las: „Liebster Oheim, so eben bekomme ich einen Brief von dem Vetter Alexander, und muß nach Hamburg aufbrechen. Alexander ist in einer Stimmung, die mich fürchten läßt, daß er eine Unbesonnenheit begehen könnte, die vielleicht nicht wieder gut zu machen wäre. Madame Armand, jetzt Madame Leiser, ist mit ihrem Manne nach Paris abgegangen. Sie traf mich von ungefähr im Schauspiel, und bat mich, ich möchte mich ihres Kindes annehmen, das, wie sie fürchte, nicht an einem guten Orte sey. Ich fühle, lieber Oheim, wie sehr diese zutrauliche Bitte der seltsamen Frau gemißdeutet werden kann.

Aber ich liebe das Kind, und es war in den Händen schlechter Menschen. Ich nahm es auf einen schriftlichen Befehl der Mutter von dort weg. Gleich nachher kam Alexanders Brief; nun habe ich keine Zeit mehr, für das mir anvertraute Kind zu sorgen. Doch hätte ich sie auch — ich könnte es keinem gütigern Herzen anvertrauen, als dem Ihrigen. Ich wiederhole Ihnen noch einmal die Versicherung meiner Unschuld und meiner Liebe."

Nun? sagte die Base; werden Sie endlich einmal sehen, Herr Vetter? Die Armand bittet ihn, sich des Kindes anzunehmen. Eduard ist der allerletzte Mensch, den sie darum bitten könnte, wenn er nicht Vater wäre; und er nahm das Kind gewiß nicht an, wenn er nicht Vater war.

Heinrich warf nur einen kurzen Blick voll Verachtung auf die Base. „Viktoria!" rief er dann; „Bruder Ludwig, er ist unschuldig, der edle Junge! O, er hatte Recht, als er mir sagte, es wäre dieselbe Geschichte, nur daß ihm kein Patent darüber aus-

gefertigt würde. Dieselbe Geschichte? den Henker auch! ich darf am Ende dem Jungen mein Patent nicht einmal zeigen; denn das kommt aus ganz andern Tönen. Meins ist ein bloßer Gassenhauer; seins, eine Symphonie mit Pauken und Trompeten! Sie, Base, begreifen das nicht; und das ist Ihr Elend, glauben Sie mir."

Wir starrten den Zollschreiber mit Erstaunen an; denn so hatte ihn noch keiner von uns Allen gesehen, und was er mit seinem Patente meinte, wußte Niemand. Erich las den Brief mehrere Male hinter einander; dann sagte er: wie das alles, was du von seiner Unschuld so laut rufst, als sähest du nach einer langen Seefahrt Land — wie das aus den Paar Worten da hervorgeht, begreife ich nicht, und ich glaube, du hast uns zu Narren, so gut wie er.

„Wenn du es nicht siehst," erwiederte Heinrich, „so sieht es Jakob." Der alte Bediente hatte dem Zollschreiber schon lange aus allen Kräften zugenickt, und mit Mienen, die ganz deutlich sagten, daß er ihn

verstände. Ja, Ihr Gnaden, sagte der alte Mann nun freundlich: ich sehe es, Gott Lob! Er könnte wohl beweisen, daß er unschuldig ist; doch er will nicht. Aber daß er das Kind annimmt, daß er es Fräulein Gretchen unter die Augen schickt: das beweist, denk' ich, mehr, als wenn er einen körperlichen Eid ablegte.

Der Kapitain warf den Brief auf den Tisch, und ging hinaus.

„Da Eduard nach Hamburg gereist ist," sagte Heinrich, „so darfst du nicht sorgen, Schwester; er läuft dir nicht davon, oder sie laufen Beide mit einander, und dann bleiben sie nicht lange weg. Ich will indeß zum Ueberfluß an Alexandern schreiben, und auch an Eduard. Hast du ihn aber wieder, Schwester, so rathe ich dir, laß ihn in Ruhe. Das wird das beste Mittel seyn, ihn auf andre Wege zu bringen." Sie versprach es sehr demüthig; und so ging alles ruhig ab.

Ich erzählte Gretchen ihres Vaters frohe Gewißheit von Eduards Unschuld. Glau-

ben Sie mir, sagte sie leise, ich habe ihn verloren! Sie zeigte auf die Augen des Kindes; und wenn ich die sehe, freilich, dann sinkt meine Hoffnung.

Die Braufeld wird noch einige Tage hier bleiben. Ich kann dir nicht sagen, wie angenehm sie zuweilen ist. Sie hat es sogar verstanden, durch ihre Liebkosungen den wilden Erich wieder zahm zu machen. Mich behandelt sie recht auffallend mit Güte und Vertrauen. Ludwig sagt: wer kann Ihnen anders begegnen! Ach, er sollte nur wissen, daß sie mir anliegt, in Gretchens Gesellschaft auf einige Zeit zu ihr zu kommen! Wahrscheinlich will sie mich gern von ihrem Bruder entfernen, dessen Liebe zu mir sie gemerkt hat, ob sie gleich thut, als ob sie keine Augen für ihn und für mich hätte.

Gretchen ist fest entschlossen, den Wunsch ihrer Tante zu erfüllen, um nur der Base zu entkommen, die nicht aufhört, Eduarden zu verfolgen. Sie hat mich gebeten, sie zu begleiten. Und ich? Ich werde es thun, um den stummen Bewerbungen des edelsten

Mannes zu entgehen, dem ich für seine zarte Liebe sonst nichts zu geben habe, als meine Achtung. „Sie werden nicht reisen, Lotte," sagte die Base hämisch; „auch kann ich es Ihnen gar nicht verdenken."

Ich werde reisen, sobald Gretchen reist, erwiederte ich ruhig, wenn Sie es mir auch verdächten, Fräulein, was Sie doch nicht thun werden.

„Sie meinen mehr, als ich gesagt habe." — Und Sie sagen weniger, als Sie meinen. Damit wendete ich mich von ihr ab, und verließ das Zimmer.

32.

Eduard an Runden.

Dresden.

Ruhig, mein guter Runden! halte unverrückt den einzigen Punkt, ein reines Gewissen, im Auge. Alles wird noch gut gehen, besser, als wir Beide denken und hoffen. Es mißlang dir, wie mir. Du wolltest mich retten: das ist es, woran ich mich halte. Wärst du weniger großmüthig gewesen, wenn

uns Beide der Rhein verschlungen hätte? Ich mußte lächeln, Runden, über deine seltsame Lage. Aber, aufrichtig, hat die Armand so ganz Unrecht, wenn sie sagt, sie vergelte uns bloß?

Sieh, wie der Himmel sich aufklärt. Die Armand hat dich verleugnet, und wird dich, ihres eignen Vortheils wegen, nie den Vater ihres Kindes nennen dürfen. Nun ist sie auf ein Jahr nach Paris gegangen, und deine Tochter, liebster Runden, befindet sich endlich in meinen Händen. Endlich! es war so lange mein sehnlichster Wunsch.

Ich sitze hier eines Abends im Schauspiel ganz ruhig in einer Loge. Man pocht, als der erste Aufzug vorüber ist, und ich werde hinaus gerufen. „Nur einen Augenblick!" sagt eine verschleierte Dame mit einer mir bekannten Stimme. Als ich sie in den Corridor hinausgeführt habe, schlägt sie den Schleier zurück, und sagt: ich bin die Armand."

Sie wagen es . . .? hob ich an.

„Daß ich alles wage, wissen Sie ja

schon längst. Sie sind auf mich böse, und mit Recht. Ja, ich habe Sie in schlimme Händel verwickelt; doch Adelens Vater mich beinahe in noch schlimmere. Er kam ganz unvermuthet zu mir. Als ich ihn erblickte, erschrak ich; denn ich hatte meinem nunmehrigen Manne gesagt, ich wäre Witwe. Er . . ." —

Ich weiß alles, unterbrach ich sie. Und was beliebt Ihnen jetzt noch?

Sie hängte sich in meinen Arm, und ging so unbefangen, als wären wir die besten Freunde, mit mir im Corridor auf und nieder. „Ich reise," hob sie wieder mit der alten Vertraulichkeit, und sehr heiter an, „mit meinem Manne nach Paris. Adelen, lieber Winter, muß ich zurücklassen. Das thut mir äußerst leid. Sie wissen, wie sehr ich das Kind liebe. Mein Mann hat es hier untergebracht. Ich bin nachher in dem Hause gewesen, wo es leben soll. Ach, es schmerzte mich, es bei solchen ganz gemeinen Leuten zu sehen. Ich nahm mir vor, Ihnen zu schreiben. Gott Lob, daß ich Sie

hier in der Loge bemerkte! Ich habe von Adelen schon Abschied genommen; denn morgen werden wir abreisen. Nun bitte ich Sie, Winter, nehmen Sie das Kind dort weg. Ich weiß, Sie lieben es. Sie brauchen nur diese Karte vorzuzeigen, auf der zugleich die Wohnung bemerkt ist: dann wird man Ihnen das Kind übergeben."

Und wenn Ihr Mann erfährt, daß . . .

„Erfährt? Ich stehe Ihnen dafür, er würde es gern sehen, wenn Sie das Kind ganz behielten." (Ich nahm die Karte.) „Wollen Sie noch Eine," fragte sie lächelnd, „auf der ich Ihre Unschuld bezeuge?"

Ich sagte bitter: bei dem Herzen, das ich durch Ihren Leichtsinn verloren habe, will es eine Karte nicht thun! . . . Für Adelen werde ich wie ein Vater sorgen.

Jetzt fing sie an zu weinen, und in der That sehr mütterlich. „Hätte ich gewußt," sagte sie, „wie schwer mir die Trennung von Adelen werden sollte, ich würde mich gewiß nicht zu der Reise haben bereden lassen. Glauben Sie mir, ich war vor Schmerz

außer mir, als ich mich von dem liebenswürdigen Kinde trennte. Und mein Mann darf den gerechten Schmerz der Mutter nicht sehen. Aber so seyd ihr Alle, Alle!"

War ich jemals hart gegen den Schmerz der Mutter? Reden Sie!

Sie schien nachzusinnen; dann sagte sie: „aber Er ist es; und das ist desto schlimmer: denn ich bin seine Frau. O, grüßen Sie Adelen," fuhr sie, wieder weinend, fort; erhalten Sie ja bei ihr das Andenken einer Mutter, die ihre Tochter liebt. Leben Sie wohl."

Runden, welch eine seltsame Frau! — Auf der Karte war auch ihre Wohnung bezeichnet. Ich schickte am folgenden Morgen hin, und sie war wirklich abgereist. Nun ging ich sogleich zu Adelen. Als sie mich erblickte, sprang sie im freudigsten Schrecken auf, und warf sich in meine Arme. Sie war in den vier Wochen blaß und schüchtern geworden. Die Frau, der man sie anvertrauet hatte, stand mißtrauisch bei mir, als ob das Kind nicht mit mir allein reden sollte.

te. Es sah mich so wehmüthig bittend an, und schien so unglücklich zu seyn, daß ich es nicht einen Augenblick länger in der Ungewißheit seines Schicksals lassen konnte. Ich sagte: du wirst zu mir kommen, Adele. Die Frau beschwerte sich über das Kind, und es hatte nicht den Muth, sich zu vertheidigen. Ich zog meine Karte hervor, ließ einen Wagen kommen, bezahlte, was man foderte, und nahm deine Tochter sogleich mit mir. Du glaubst nicht, Runden, wie glücklich das Kind war, als es neben mir im Wagen saß!

Eben, als ich darauf denke, wo ich Adelen gut unterbringen könne, bekomme ich einen Brief von meinem braven wilden Alexander. Ich lege ihn bei; du wirst daraus sehen, daß ich sogleich fort muß. Ich habe einpacken lassen, und erwarte die Pferde. Wohin nun mit Adelen? Wirklich, ich war in der größten Verlegenheit. Da sagte mein alter Wilhelm, der ohnehin nicht mit nach Hamburg geht: Sie können ja das Kind nach Weimerssen schicken, zu dem Onkel Ludwig.

Bist du toll? erwiedre ich ihm; und nach zehn Minuten weiß ich doch nichts anderes, als eben das. Ich schrieb dem Oheim Ludwig, und gebe Adelen den alten Wilhelm mit. Reise, mein Kind, sagte ich; sie werden dich dort Alle recht lieb haben.

Die Pferde sind da. Leb wohl! Hast du gar keine Nachricht von Alexanders Lotte?

Alexander an Runden. Eduard

(Beilage zu dem vorigen Briefe.)

Hamburg.

Eduard, nun ist es wieder gut. In wenigen Tagen, höchstens in acht, gehe ich zu Schiffe nach Boston, wahrhaftig nur, um die Luft zu verändern, die mir hier nicht wohl bekommt. Ich meinte, so einen Mechanikus, so einen Tausendkünstler, wie Lottens Vater, auszuspüren, das müßte eine Kleinigkeit seyn. Jetzt aber weiß ich, was suchen heißt. Und kommt mir in einem Romane jemals wieder ein Sucher vor, der bald findet, so sage ich: es ist nicht wahr. Nun bin ich des Umhertreibens müde. Basta!

sagte ich, als ich auch in Hamburg nichts von einem fremden Mechanikus und seiner bildschönen Tochter erfahren konnte. Unterweges habe ich einen Cousin noch ein wenig gefuchtelt, weil er mir sagte: Curios, Vetter! das Mädchen vorauf, der Steckbrief hinterher, und Sie hinter dem Steckbriefe, daß es eine Lust ist! So viel Zeit, antwortete ich trocken, habe ich noch übrig, einen Gang mit Ihnen zu machen. — Nun, er wird an Mädchen, Steckbrief und Vetter denken, so lange er lebt!

Ich lief wie ein Narr, und wurde von Tage zu Tage toller: denn kurz, Eduard, ich liebe Lotten, wie meine Seele; und liebte ich sie auch nicht, ich müßte sie doch haben, und hätte sie sich auf einer von den Fuchsinseln versteckt, bloß um ihr zu sagen: Lotte, ich bin ein ehrlicher Kerl!

Wie gesagt, hier machte ich Basta. Und da einer bei Tische behauptete, der Lorenzstrom sey neunzig Meilen breit (Englische nehmlich), was ich nicht wußte, so nahm ich mir vor, das Ding mit eigenen Augen zu

sehen. Ich schloß mit dem Kapitain der Otter über meine Reise ab. Bin ich erst da, so versuche ich wohl einmal, — was von Jugend auf mein Wunsch war, wenn Onkel Erich oder Heinrich erzählte — mich von den Wilden zu einem Krieger machen zu lassen. Sieh, nun steht mein Sinn nach der Welt des edlen Columbus, des ehrgeitzigen braven Cortes, und des wilden grausamen Pizarro. Ich habe das meinem Vater geschrieben. Er wird sich sammt dem Hofmarschall wundern, wie der Alexander so ignobel denken kann, unter den Wilden, in den unermeßlichen Wäldern, leben zu wollen. —

Ich muß mit Gewalt mein Auge davon weg wenden, um nicht auf ewig ganz Europa abzuschwören. Mein Oheim und die Andern haben das Mädchen, das ich liebte, für das allein ich zu leben wünsche, in die Welt hinaus gejagt; nun, ich will mich selbst hinausjagen!

Hat denn dein Freund, der Bankier, oder was er ist, nichts ausfündig gemacht, gar nichts? auch nicht eine Spur von Lot-

ten? Ich bin zwar genug umher gezogen; doch nur, wie in der Irre.

Solltest du etwas erfahren, lieber Eduard, (ich werde dir von Zeit zu Zeit schreiben) so bitte ich dich, nimm dich des verfolgten Mädchens an. Ich bliebe wohl selbst in Deutschland; aber wo? wo? Da martre ich mich ab, wie der Geist, von dem wir einander in unsrer Jugend erzählten, der hundert Jahre um den Thurm gehen muß, worin er einen Menschen hat verhungern lassen. Und wenn ich bedenke, wie glücklich ich hätte werden können, und warum ich es nicht geworden bin, so — so springe ich auf, und das verdammte **r ist mir zu nahe, Eduard. Denn, komme ich einmal dahin, so geht es nimmermehr gut! Siehst du, darum soll zwischen meinem Grimme und den Menschen dort ein Meer seyn. Könnte ich das Grab dazwischen legen, so wäre mir auf Einmal geholfen.

Wohl schon hundertmal habe ich zu mir gesagt: laß doch, Alexander! vergieb ihnen! Es ist ihre Natur so! Was können sie denn

dafür, daß sie die Sachen anders sehen, als du? Ein Weilchen habe ich dann den Tieger wohl an der Kette; fällt mir aber ein — und wer, zu allen Elementen! steht mir dafür, daß mir nicht die Wahrheit einfällt? — fällt mir ein, daß Lotte in Mangel — o, das ist noch nichts; aber, daß sie in Verzweiflung versunken seyn kann, weil sie den Mann, den sie liebte, für einen Bösewicht hält; fällt mir ein, daß sie auf der Flucht, entblößt von Allem, hülflos umher irrt, daß sie vielleicht ohne Obdach — Eduard, sag, ist das nicht sehr möglich? Meine verdammte Phantasie hat einen Bund mit dem Hofmarschall gemacht, mich zu quälen. Sehr oft sehe ich Lotten als Bettlerin von Dorf zu Dorf gehen, bleich, verwelkt, krank, mit dem ewigen Gram, betrogen zu seyn, und von mir! von mir! sammt dem Tode, im Herzen. Dann knirsche ich vor Wuth, ich springe auf, und will nach * * r. Schon hundertmal bin ich an der Post gewesen; und käme ich nach * * r, so würdet ihr Alle wünschen: wäre doch Alexander lieber nach China gegangen!

Also, Eduard, wende mir nichts dagegen ein, wenn ich den Raum zwischen meinem Durst nach Rache — mein Blut kocht wieder, Eduard — und **r ein wenig vergrößere. Wenn du kannst, so schicke mir Geld, am besten Londoner Papiere. Aber in acht Tagen muß es hier seyn. Ist es nicht da, so gehe ich doch.

Ich könnte, wenn nicht ein Paar zarte Dinger von Mädchen mitreis'ten, recht herzlich wünschen, daß uns einmal ein Paar Winde zwischen sich nähmen. Dann würde ich an meine Brust schlagen, und rufen: hier stürmt es noch ärger. Glaubst du nicht, daß die Reise mich zerstreuen wird? Wenn du etwas von Lotten hörst, so hilf. Adieu, Eduard, adieu.

33.

Bauer an seine Mutter.

Sandmühl.

Ich wohne hier in einer schönen Gegend, meine gute Mutter, ganz nahe bei Weimerssen. Den Einen Ihrer Brüder habe

ich gesprochen; und wenn die andren diesem nur halb gleichen, so begreife ich nicht, wie sie Ihnen haben hart begegnen können. Hätten Sie mir nicht so bestimmt verboten, mich zu entdecken, so würde ich ihm ohne Bedenken gesagt haben: ich bin Ihr Neffe.

Meine Arbeiten gerathen wohl, und man belohnt mich reichlich. Ich baue nicht bloß. Diese Gegend ist arm an Tagelöhnern; desto nützlicher sind die Maschinenwerke, die ich anlege, und mit desto mehr Lust arbeite ich daran. Es geht alles gut, und ich finde mich allmählich in die Idee, daß eben das, was die Leidenschaft, der Genuß meines Lebens gewesen seyn würde, wenn ich ohne Sorgen hätte fortstudieren können, jetzt die Arbeit, die Pflicht meines Lebens werden muß. Auch gewinne ich Morgens und Abends noch manche Stunde für mein Studium.

Ich wohnte Anfangs ein wenig unbequem in einem Bauerhäuschen; jetzt aber hat mich der Prediger, auf Verlangen des Grafen, seines Kirchenpatrons, in sein Haus

und an seinen Tisch genommen. Gern that er es nicht: das sah ich an dem finstern Gesichte, mit dem er mich empfing. Er soll nicht immer so gewesen seyn. Ein junger Mann hat seine Tochter betrogen; nun ist die Mutter die einzige im Hause, die noch Muth behalten hat. Das Mädchen verwelkt in Gram. Der Vater lebt in finsterer verzweiflungsvoller Menschenfeindschaft, ich möchte sagen, in Feindschaft mit der ganzen Natur, ja, mit der Vorsehung selbst. Er nennt die Erde eine Mördergrube, die von der ewigen Gerechtigkeit durch Feuer oder eine Sündfluth vertilgt werden müsse.

Hier lernte ich auch meine Cousine, Fräulein Mörs, kennen, welche die Tochter des Predigers sehr oft besucht. Sie soll eben das Schicksal, das ihre Freundin so unglücklich macht, erfahren haben. Aber welch ein Unterschied! Entweder hat sie nicht so innig geliebt, wie die Tochter des Predigers, oder sie kannte den Schmerz schon vorher, um ihn jetzt so ruhig zu ertragen.

Ein seltsamer Abstich, liebe Mutter! Ich

lebe jetzt mitten unter Unglücklichen, da ich sonst immer nur unter den heitersten Menschen lebte. Diese hier wollen mir nicht glauben, daß es ein größeres Leiden giebt, als das, worüber sie klagen: nehmlich Menschen, die man liebt, in hülflosem Mangel zu sehen.

Was ist Mangel! was Armuth! sagen sie alle. So geht es den Reichen: sie kennen die Thränen nicht, gute Mutter, die in Ihren Augen hingen, wenn Ihre acht Kinder um Sie her standen, und Ihnen oft ziemlich ungeschickt verhehlten, daß sie nicht satt waren. O Mutter, wenn ich daran denke, wie fest wir zusammenhielten, wie wir schon als Kinder die schwersten Opfer der Geduld und der Aufopferung brachten; wenn ich daran denke, daß Sie Sich lächelnd das letzte Stück Brod entzogen, um es unter uns zu vertheilen — liebe Mutter, das thaten Sie oft! So etwas hat kein Reicher je empfunden. Er kennt die Heiligkeit der Nahmen: Sohn, Mutter, Schwester, Bruder, nicht; ja, nicht einmal das Glück, das wir

kennen lernten: die Freude der Arbeit, des Erwerbens. Liebe Mutter, als ich zum ersten Mal für einen Riß einen Dukaten bekam, und Sie ihn fröhlich aus meiner Hand annahmen, und die zwei jüngsten dafür kleideten: da war ich so tief gerührt, und küßte Ihnen die Hand. Jetzt will ich Ihnen sagen, warum: weil Sie nicht einen Heller von dem Dukaten an mich verwendeten, sondern mir die Freude ließen, für die Andern etwas gethan zu haben. Wenn ich an das alles denke, dann sage auch ich: was ist Armuth! was Mangel!

Und wie glücklich waren wir mitten unter den Nahrungssorgen! Wo ich auch künftig seyn mag, nirgends werde ich den Garten, nirgends die Hütte voll Einigkeit und Liebe wiederfinden, in der ich meine Jugend verlebte.

Grüßen Sie den Vater. Ich schicke hierbei meinen Geschwistern, was ich übrig habe. Es ist viel; doch ich habe auch viel für mich behalten. Leben Sie wohl.

34.

Bauer an seine Mutter.

Sandmühl.

Theure Mutter, wenn Sie diese Zeilen lesen, dann hat Ihr Herz die Freude schon gehabt, wieder mit Ihren Verwandten vereinigt zu seyn, dann haben Sie schon in den Armen des edlen Oheims Ludwig gelegen, und ihn froh: mein Bruder! genannt. — Ich habe Ihr Geheimneß verrathen. Aber konnte ich anders, liebe Mutter? Urtheilen Sie selbst!

Oheim Ludwig lud mich ein, nach Welmerssen zu kommen, weil sein Bruder bauen wollte. O Mutter, als ich in das Zimmer trat, worin Sie gelebt haben — es kostete mir Mühe, mich nicht schon da zu verrathen. Und dann in dem Garten — als ich die Lauben, die Gebüsche zu erkennen glaubte, wo die Thränen meiner unglücklichen, aber tugendhaften Eltern geflossen sind: konnten meine Augen da trocken bleiben?

Und die Menschen! Es sind Ihre Verwandten, theure Mutter. Man nahm mich

mit gütiger Freundschaft auf. Oheim Heinrich legte mir den Plan des Hauses vor, und zeigte mir die Veränderungen, die er zu haben wünschte. „Aber," setzte er hinzu, und wies mit dem Finger auf eine Stube: „dieses Zimmer tasten Sie mir nicht an! Mit allen andern können Sie machen, was Sie wollen!" Ich war neugierig, warum gerade dies Eine geschont werden sollte. Muß es, fragte ich nach einer Pause, durchaus unverändert bleiben? Es wird uns in der Anlage hindern.

„Ja, es muß," antwortete er lächelnd. „Ich will Ihnen die Ursache sagen, wenn Sie einem alten Manne ein wenig Empfindsamkeit zu gut halten können. In diesem Zimmer sind wir alle geboren, und meine Eltern sind darin gestorben. Es enthält gleichsam die Lebensgeschichte unsrer ganzen Familie; die vier Wände haben das erste Geschrei und die letzten Seufzer der Mörse gehört. Und, die Wahrheit zu sagen, wenn ja zuweilen der Teufel des Hochmuths sich mir nähert, so gehe ich in das Stübchen,

und stelle mich in den Winkel, wo meine Wiege stand, oder an das Bett, worin mein Vater gestorben ist. Kurz, das Stübchen läßt sich so als ein moralisches Hausmittelchen brauchen. Für meinen Bruder Ludwig aber ist es mehr: er tritt hinein, wie ein Hoherpriester in das Allerheiligste. Kommen Sie mit; Sie sollen das an Ort und Stelle sehen."

Wir Drei gingen in das Zimmer, das sogar noch die alten Möbel und Tapeten hat. „Sehen Sie," hob Oheim Heinrich wieder an, „ich habe gethan, was ich konnte. Dieses ist der Kirchhof unsrer Kindheit, unsrer Jugend, und ein ehrwürdiges Monument unsrer Eltern. Hier dies Bett," — er trat davor, und schlug die rothseidene Gardine aus einander — „das Brautbett meiner Mutter, ist siebenmal ihr Wochenbett gewesen, und endlich ihr Sterbebett geworden. Innerhalb dieser vier Säulen hat die Mutterfreude ihren Thron, und der Tod seinen Altar gehabt. Auch ich hoffe, will's Gott, hier zu sterben. Es wäre gut, Bru-

der, wenn in jedem Hause ein solches Bett stände. So oft ich dies sehe, werde ich ernsthaft; es erinnert nicht nur an den Tod, wie der Todtenkopf und das memento mori der Karthäuser, sondern auch, was mehr ist, an das ganze Leben, von der Geburt an, bis zu dem letzten Athemzuge. Es ist die Bühne, auf welcher alle Akte des Lebens durchgespielt werden. Und Ludwig," — er wurde sehr gerührt — „wenn ich einmal auf dieser Schaubühne den letzten Akt gespielt habe, und ihr dann als Zuschauer und Mitspieler die Gardine vor mir fallen laßt" — hier schlug er die Gardine wieder zu — „so gebe Gott, daß Ihr sagen könnt: er hat seine Rolle gut gespielt." Ludwig konnte nicht reden, er nahm seinen Bruder nur in die Arme.

Mich hatte das erschüttert, und die Augen standen mir voll Thränen. „Herr Condukteur," hob Oheim Heinrich endlich wieder an, nachdem er mich lange angesehen hatte; „ich könnte wünschen, Sie hätten Theil an dem Bette, um der Thränen willen, die Ihnen in den Augen stehen."

Länger konnte ich mich nicht halten, liebe Mutter; oder vielmehr, ich dachte an gar nichts, als ich sagte: ich habe Theil an diesem Bette. Ihre Schwester Dorchen ist meine Mutter! — Oheim Ludwig sah mich starr, lächelnd, sinnend an — o, ich kann Ihnen die Güte, die Milde in diesem Blikke nicht beschreiben. Was? was? nur dies einzige Wort brachte er endlich hervor.

Ihre Schwester Dorchen, wiederholte ich, ist meine Mutter.

Oheim Heinrich kam, wie schleichend, herzu, drehete mich um, und betrachtete mich. „Wo hab' ich Blinder die Augen gehabt!" rief er endlich. „So sieh doch nur, Ludwig! er ist ja ihr und dein Ebenbild! Willkommen Neffe, Vetter, Schwestersohn! willkommen tausendmal!"

Lebt . . . sie noch? fragte Ludwig in Absätzen.

Sie lebt, und denkt mit Liebe an Sie Alle.

Wie . . . ist es ihr denn ergangen?

„Ergangen?" sagte Oheim Heinrich. „Nun,

„Nun, wie allen andern Menschen: gut, und zuweilen schlimm. Aber, Ludwig, so freue dich doch! Denn — siehst du — es ist anders, ganz anders, als wir oft dachten." (Er zeigte auf mich.) „So freue dich doch, in des Himmels Nahmen!"

Ach, es ist euch, . . . es ist deiner Mutter wohl übel gegangen? fragte der Oheim Ludwig mit nassen Augen.

„So weiß doch der Henker, Bruder, warum du jeden Bissen Freude, den die Vorsehung dir und uns Allen giebt, durchaus erst in Thränen tauchen mußt! Er soll uns nachher jeden üblen Tag, den seine Mutter gehabt hat, Minute für Minute zuzählen. Jetzt freue dich doch nur erst, daß der neue Vetter ein braver Junge ist. Er könnte ganz anders seyn, und wir müßten ihn dennoch aufnehmen. So freue dich doch, daß ich ihn, ehe ich noch etwas wußte, hier vor das Bett führen konnte! Du weißt, wie selten ich das thue."

Ludwig sagte ernst: ich weiß, guter Bruder, du willst mir die Freude nicht verder-

ben. Aber laß mich nur . . . Es ist euch wohl schlimm gegangen?

Wie Sie es nehmen wollen antwortete ich lächelnd. Es sind unser acht lebendige, gesunde Kinder; und die kosten . . . —

Acht? Guter Gott! seufzte Ludwig.

„Lebendige, gesunde!" fiel Heinrich ein. „Gott sey gelobt!"

Ich bin der älteste. Eine Schwester ist verheirathet.

„An wen?"

An einen sehr braven Mann, einen Goldschmid.

„Da kann Erich nichts einwenden," sagte Heinrich sehr komisch: „Gold ist das edelste Metall. Und ich setze hinzu: ein braver Mann ist wohl noch edler!"

Und die andern? fragte Ludwig.

Ei nun, jetzt sind wir alle durchgebracht, und ich kann sogar schon helfen.

„Da haben wir's! Sie werden dir für dein Geld nicht einmal Dank wissen! Wir sind arm gegen Dorchen."

Fahre fort! sagte Ludwig.

Die ersten zehn Jahre waren die schlimmsten; wir Kinder konnten noch nicht Hand anlegen. Nachher ging es gut. Der Vater . . .

Aber die ersten zehn Jahre? Erzähle mir, lieber Neffe, erzähle mir! Denn nun ist es ja überstanden!

Warum sollte ich die Wahrheit verhehlen, liebe Mutter? Ich sagte: zuweilen wären wir doch wohl hungrig zu Bett gegangen.

Hungrig? o, du guter Gott! Unsre Schwester hatte nicht, ihren Hunger zu stillen! Und wir . . . o, du guter Gott!

„Wir? fragte Heinrich. „Sieh, in die zehn Jahre fallen eben die drei nach meiner Bestallung als Zollschreiber, da ich mich von Erich nach Lissabon, und von da nach Boston locken ließ. Von da ging ich aus bloßer Lust nach Afrika, nach Indien, nach China, so ein wenig um die Welt, und ich gestehe dir, Bruder, daß ich oft meine ganze Erbschaft für das hingegeben hätte, woran es Dorchen gewiß niemals gefehlt hat: für

einen Trunk kaltes Wasser. Oft legte ich mich vor Hunger in meine Hängematte, weil der Schiffszwieback voll Würmer mich anekelte. Wir, sagst du? Deine beiden Brüder mußt du ausnehmen. Erich hat zwanzig Jahre gelebt, wie Dorchen es sich nicht wünschen würde. Und sie wußte doch, warum sie Hunger litt."

Bruder, einer Frau kostet das Entbehren mehr, als einem Manne. Du wirst meine Augen nicht trocken machen. Sieh, als du mit Bruder Erich auf dem Weltmeere warst, da saß ich gewiß mehrere Stunden des Tages vor der Landkarte, und oft mit nassen Augen. Es ist zweimal so viel Meer, sagte ich zu meinem Jakob, als Land; seh Er her! Ich zeigte ihm das Meer. Ja, Ihr Gnaden, antwortete Jakob: das Meer ist groß; aber Gottes Barmherzigkeit ist noch größer. Und, lieber Jakob, fuhr ich fort, nicht Weg und Steg, wie zu Lande. Die Breite wissen sie zwar. — So wissen sie doch etwas, Ihr Gnaden! — Sehr wenig, lieber Jakob, wenn sie die Länge nicht wissen. —

Ja, das ist wahr, Ihr Gnaden; und die Tiefe wissen sie wohl noch weniger. — Er versteht mich nicht, Jakob. Die Tiefe gehört nicht dazu; auf die Länge kommt es allein an. Ich erklärte ihm die Sache, so gut ich konnte, und sagte ihm, daß England eine große Summe für die sichre Bestimmung der Meereslänge ausgesetzt habe. — Eine schöne Summe, Ihr Gnaden; aber einem Menschen das Leben retten, ist doch noch mehr. Könnte ich rechnen, ich rechnete Tag und Nacht. — Sieh, Bruder, du glaubst wohl, ich habe den Preis verdienen wollen? Nein, ich verlor das Jahr mit Längenberechnungen, weil meine Brüder auf dem Meere waren. Ich sage das zum ersten Male.

„Ludwig," sagte Heinrich, innig bewegt, „wie konnte ich mir je eine Spötterei über deine Längenberechnungen erlauben! Ich wußte ja, daß nicht Ehr- oder Geldgeiz, sondern nur Liebe in deinem schönen Herzen ist. Guter Bruder, du berechnetest mit Angst die Längengrade, die ich durchschiffte, und

gewiß hast du das Meer auf deinem hölzernen Globus mit eben so tiefsinnigen Blicken betrachtet, als ich das unermeßliche auf der Erde selbst."

Ja, das habe ich. Wenn ich Morgens betete, so betete ich nur für euch; und wenn ich so vor dem Globus stand, und nicht wußte, wohin ich meine Blicke richten sollte, dann fiel mir zum Troste ein, oder Jakob sagte es mir: die Erde ist überall des Herrn. — —

Mutter, Sie haben mir von der weichen, liebenden Seele Ihres Bruders Ludwig nicht zu viel gesagt. Ich hörte dieses Gespräch der beiden Brüder mit tiefer Ehrfurcht an. Auf einmal fragte Ludwig: aber warum hat deine Mutter sich nie an einen von uns gewendet?

Sie hat das, antwortete ich, allerdings gethan; aber die Antwort im Nahmen aller Geschwister war hart, sehr hart.

Antwort? riefen Beide auf einmal. Was! wie! an wen hat sie geschrieben?

An die Frau Etatsräthin von Braufeld.

So hole die . . .! rief der sanfte Ludwig, und hob den Arm auf; doch sogleich legte er die Hand an die Augen, und wendete sich ab. Oheim Heinrich sah ihn ängstlich an, nahm ihn in seine Arme, und suchte ihn zu beruhigen. Gott vergebe mir! sagte Ludwig: die sollte mich ja beinahe zum Fluchen bringen! Hart war die Antwort? Heinrich, morgen will ich selbst zu Dorchen hin. O, könnte ich doch so weich, so gut seyn, als die Antwort hart war! Ja, morgen will ich zu ihr.

Wir gingen nun wieder in das Gesellschaftszimmer, und hier wurde ich dem ganzen Hause als ein Verwandter vorgestellt. Der Kapitain betrachtete mich Anfangs finster. Als er aber hörte, daß die Frau von Braufeld Ihnen hart geantwortet hätte, drückte er mich mit einem kräftigen Fluche an die Brust. Hart? rief er: das ist ein andres! Deine Mutter — nun wir haben ihr Tagebuch gelesen. Genug, die Liebe macht zuweilen einfältige Dinge; und —

„Zuweilen auch recht kluge, Kapitain,"

unterbrach ihn Heinrich, und winkte dem Oheim Ludwig zu, der roth wie eine Rose da stand und die Augen zu Boden schlug. „Und wenn," fuhr Heinrich fort, „alle die hundert und ein und dreißig tausend Vorfahren unserer Familie Menschen gewesen sind, wie der neue Neffe da, den uns Dorchens Liebe gegeben hat, so laß uns Gott danken! . . . Bruder Ludwig, du fodertest mich ja einmal auf, etwas zu Gunsten einer gewissen Nacht zu sagen. Was ich dir jetzt zu Gunsten der Nacht zeigen kann, ist mehr, als alles, was ich dir sagen könnte." Der Kapitain lachte; Ludwig erröthete. Ich verstand nicht, was er meinte.

O, liebe Mutter, welche Menschen! Ich soll nach Weimerssen ziehen; aber leider kann ich nicht: mein Bau hält mich in Sandmühl.

35.

Oheim Heinrich an Breymann.

Höchst seltsam, lieber Breymann, daß der Mensch für die Ruhe denkt, sinnet, läuft, arbeitet, lärmt, tausend tolle Händel anfängt,

und dann, wenn er sie hat, sie nicht behalten mag, und aufs neue tausend noch tollere Händel anfängt, um ihrer los zu werden. Woher diese allgemeine Selbsttäuschung? Ich bin ein alter Mann geworden; es ist mir aber immer, als müßte ich noch einmal in die Welt hinein fahren. Wende mir nicht den Morgenländer ein. Der will mehr als Ruhe; er betäubt sich auf seinem Sofa mit Opium. Kurz, wir Menschen bezahlen den Tribut, den wir der Natur, dem Alter, unsrer Vernunft, sogar unsern Begierden schuldig sind, nicht anders, als der Aegypter, von dem schon die Alten sagten: er bezahlt ihn nur dann, wenn er hundert derbe Stockschläge bekommen hat.

Ich wäre längst auf einer Ritterfahrt, wenn ich nicht jetzt das Haus voll Unruhe hätte. Eduard — doch das weißt du ja schon. Daß Margarethe sein Kind (wenn es ihm nehmlich gehört) mit der Liebe einer Mutter erzieht, ist eine romantisch empfindsame Mummerei, obgleich Bruder Ludwig es nie an ihrer Brust sehen kann, ohne daß

ihm die Augen übergehen, weil er Gretchens Liebe bewundert. Erich versteht denn das jedes Mal Unrecht; er schlägt Ludwigen auf die Schulter, und sagt: du hast Recht; es ist zum Todtärgern. Sie könnte schon ein eigenes Kind haben, anstatt daß sie sich da mit dem fremden umherschleppt.

Schwester Dorchen, die Mutter von acht vortrefflich erzogenen Kindern, ist wiedergefunden. Ihr ältester Sohn war hier in unserer Nähe, auf Kundschaft wahrscheinlich. Daß Ludwig Ein Freudenfeuer nach dem andern anzündete, Ein Te Deum nach dem andern sang, zu der Schwester hinreiste, und in Gelde kramte, weil er ihr ganzes großes Erbtheil für zu klein hielt: das war in der Ordnung. Der Kapitain hingegen schnitt allerlei Gesichter, ehe er in das Te Deum mit einstimmen wollte, und hatte hundert Aber, bis ich ihm denn bewies, der Stammvater des ganzen Menschengeschlechts sey ein Gärtner gewesen. Als ich dann gar ein Stückchen Kreide nahm, um ein Paar Rechnungen auf dem Tische zu machen, da ergab

er sich. Er zahlte den Tribut des Blutes und seines schönen Herzens; doch wie ein Aegypter.

Da kam, sehr zu unrechter Zeit, die Braufeld, an die Dorchen sich gewendet hat, und die — so weit treibt der Geiz! — in ihrer Antwort sehr hart gewesen ist. Der Kapitain wußte, daß Ludwig den Brief nebst der Antwort gelesen hatte, und fragte darnach. Ludwig sah ihn wehmüthig an, und schüttelte dann den Kopf. Nun denn? rief der Kapitain ungeduldig.

Alle Zollschreiberpatente, sagte Ludwig, nicht scherzend, sondern sehr ernsthaft — alle Steckbriefe, und hätte Heinrich eine ganze Schublade voll, sind nicht so schlimm, als dieser Brief der einen Schwester an die andere. Der Kapitain sah finster vor sich hin. Nicht lange nachher trat die Braufeld herein, die wieder zu uns gekommen ist, um etwas von ihrem Sohne Alexander zu erfahren, der nach Amerika laufen will, um sich dort in der Geduld zu üben.

Der Kapitain hatte einen Brief von

Alexander, aus dem wir nur die Hauptsache wußten, daß Alexander auf Eduards Zureden nun in Europa bliebe. Zu lesen gab er uns den Brief nicht; denn, sagte er, der Junge hat ihn in Zorn geschrieben; und Zorn thut nicht, was Recht ist. Er ging im Zimmer auf und nieder, als wäre es ein Verdeck. Wenn sich die Braufeld an ihn wendete, so zeigte er schweigend auf mich. Ich sah aber, wie er sich im Gehen erhitzte; denn er ging so mit gespreitzten Beinen, als wäre er auf einem Schiffe, das vom Sturme hin und her geworfen würde.

So laß mich doch den Brief lesen, Kapitain, sagte die Braufeld endlich. Nun blieb er stehen, erröthete, und zog ihn aus der Tasche. Sie wurde beim Lesen blaß, und fing an zu weinen. Ich bin eine unglückliche Mutter! seufzte sie dann im schmerzlichsten Gefühle Jetzt trat der Kapitain nahe zu ihr, und sagte: mit eben dieser Empfindung las Dorchen, das arme Dorchen, deinen Brief! — Die Braufeld erschrak, und starrte uns an. — Dorchen ist wiedergefunden,

sagte Ludwig sanft: eine ehrwürdige Mutter von acht vortrefflichen Kindern . . . —

Von denen nicht Eins, unterbrach ihn Erich, auf den Einfall kommt, seinen Eltern zu entlaufen.

Acht Kinder! sagte die Braufeld seufzend.

Ja, acht! wiederholte Erich. Gott Lob! nun habe ich acht Erben mehr, und Ludwig auch.

Die Braufeld war wie versteinert; vermuthlich berechnete sie, wie viel ihr nun entgehen würde. Ich hatte bis dahin geschwiegen, weil sie mich dauerte; doch jetzt, als sie kalt, hart und trocken da stand, wie eine Rechentafel, als sie heimlich Finger und Lippen rührte, um zu zählen und zu rechnen — da wurde ich aufgebracht, und sagte trocken: von Ludwig, glaub ich, kann Dorchen nichts hoffen; denn, wie es scheint, hat er nicht Lust, den Nahmen Mörs aussterben zu lassen. Ludwig bestätigte meine Bemerkung durch ein starkes Erröthen. Die Braufeld warf erst auf mich, dann auf den guten Ludwig einen wüthenden Blick; doch bald

erzwang sie in ihrem Gesicht ein Lächeln, und ging, um sich nicht noch mehr zu verrathen.

Nachmittags kam Dorchens Sohn, und die Braufeld betrug sich gegen ihn sehr artig. Ludwigs erwähnte sie mit keiner Sylbe: ein Beweis, daß sie Lust hat, seinen Plan zu zerstören. Ich wünschte, es gelänge ihr, seine Liebe zu zerstören; denn, Breymann, in seinem Alter ist es ein seltsames Ding um die Liebe.

Du weißt schon, daß Ludwig Lotten liebte, ohne es zu wissen. Nun saß ich heute drüben bei ihm, und blätterte in einer Sammlung von Seekarten, wie fast immer, wenn ich bei ihm bin, weil meine Anmerkungen, sobald ich nichts zu thun habe, als zu reden, oft ein wenig zu scharf werden. Herr und Diener plaudern dann vertraulich mit einander, als wäre ich gar nicht da. Ich sage nur von Zeit zu Zeit ein Paar Worte, um dem Gespräch einen neuen Stoß zu geben.

Als ich mich mit meinen Karten an den

Tisch gesetzt hatte, hob Jakob an, um mich in das Gespräch hinein zu ziehen: „Ihr Gnaden sprachen eben von Eduard und Alexander, und meinten, die Liebe der beiden jungen Herren sey zu überwinden, wie jede andre Liebe, die zum Trunke oder zum Gelde zum Exempel. Ich sage Nein, Ihr Gnaden: denn die Liebe, behaupte ich, kommt von Gott; aber Geiz oder Trink- und Spielsucht und so weiter vom Teufel, oder von sonst etwas Bösem, oder — wie soll ich sagen? — ich denke, der Geiz gehört eigentlich gar nicht in unsre Natur.

Manche Theologen meinen das auch von der Liebe; sie sollten es indeß nicht, der Taufgebühren wegen. Ich aber, ich glaube, Er hat Recht, Jakob; und bei dieser Gelegenheit möchte ich wohl erfahren, wie Er es angefangen hat, daß ihm die Liebe nicht über dem Kopf zusammengeschlagen ist.

Eben aus meiner eigenen Erfahrung behaupte ich das, Ihr Gnaden. Ich war ein junger rascher Kerl, meiner Profession nach ein Frauenschneider, und Soldat obendrein.

Meine Uniform saß wie angegossen; ich blieb aber immer ein ehrlicher Kerl, und ließ die Mädchen in Ruhe. In meiner Arbeit war ich fleißig, weil ich eine Stiefmutter und drei kleine Geschwister ernähren mußte, die mein Vater auf dem Sterbebette mir anempfohlen hatte. Wir wohnten zusammen bei einem bösen alten Kerl, einem Sattler . . .

„Bruder," fiel Ludwig hier ein: „es sind zwar nur Handwerker, die in der Geschichte vorkommen; ich versichere dir aber, sie ist interessant."

Fahr Er fort, Jakob, sagte ich.

Dieser Sattler nun, Ihr Gnaden, hatte eine junge Frau, schön wie ein Engel Gottes, und auch gut, wie ein Engel; der alte Kerl aber quälte sie Tag für Tag, und gönnte ihr kein gutes Wort. Er tobte beständig wie ein Gewitter im Hause herum. Mir ging die arme Frau sehr nahe, und ich war ihr gut, weil sie das alles so geduldig ertrug. Sie kam oft in unser Stübchen, wenn ihr Mann hätte ausgehen müssen,

und mochte gern mit mir sprechen. Ich war freundlich gegen sie aus bloßem Mitleiden. Nun mochte ich sie gern reden hören, weil ihre Stimme so schön klang; dann sah ich sie gern reden, weil sie so frische Lippen, und Zähne wie die Perlen hatte. Ich merkte noch nichts. Endlich fing es an mir zu lange zu dauern, wenn sie in ein Paar Tagen nicht bei uns gewesen war. Dann wünschte ich, der Mann möchte ausgehen; und ging er endlich, so sah ich mehr auf die Stübenthür, als auf meine Nadel. Jetzt konnte ich den Mann, der immer mit ihr schalt, gar nicht mehr leiden; noch weniger aber stand es mir an, wenn er einmal freundlich gegen sie war. Ich machte mir allerlei Gewerbe, zu ihr zu kommen, und wo ich auch seyn mochte, bei meiner Arbeit oder außer dem Hause, sie kam mir gar nicht aus den Gedanken. Nähete ich ein hübsches Kleid, so dachte ich: das müßte der Wirthin stehen! Ich träumte von ihr, und merkte nichts. Und sie? sie sah mich gern bei meiner Arbeit, und auch gern in Reih' und

Glied. Wenn ich ging oder kam, stand sie immer an dem offenen Fenster, oder in der Thüre; ich wollte aber wohl darauf wetten, daß auch sie nichts merkte. Alles, was ich mir wünschte, war nur ein Ehrentag mit ihr, eine Gevatterschaft oder eine Hochzeit. Das traf sich; meine Mutter mochte etwas gemerkt haben, und stellte es so an, daß wir zusammen Gevatter stehen konnten. Ich wußte drei Tage lang nicht, wo mir der Kopf stand. Als ich ihr mein Bouquet brachte, und sie mir ein Band dagegen schenkte; als dann die Kutsche uns abholte, und ich neben ihr saß — ja, vor Blödigkeit konnte ich nicht ein Wort reden, und sie eben so wenig. Der Tag, auf den ich mich gefreuet hatte, als wäre er mein Ehrentag, ging vorüber, als hätte ich ihn verschlafen. Ich träumte noch acht Tage lang, was ich hätte alles sagen können, und ärgerte mich; aber doch merkte ich nichts.

Endlich bestellte sie ein Mieder bei mir. Das beklemmte mir ordentlich die Brust. Ich nahm mir vor, ein solches Mieder sollte

noch nicht gemacht worden seyn, so lange Schneider in der Welt gearbeitet hätten. Erst betrachtete ich seelenvergnügt ihre Gestalt, wie der Schnitt gehen müsse, um so recht auf ihren schlanken Leib zu passen. Will Er mir denn das Maß nicht nehmen, Gevatter? fragte sie endlich, und ward roth bis an die Augen. Ich nahm es, Ihr Gnaden; nachher aber konnte ich mich aus dem Maße nicht finden. Kurz, ich mußte es dreimal nehmen. Sie lächelte, und ward roth, als ich zum dritten Male zu ihr kam.

Und Er merkte noch immer nichts, Jakob? fragte ich.

Nichts, Ihr Gnaden, auf mein ehrliches Wort, nichts. Nun saß ich und nähete. Nichts gerieth mir zu Dank; und doch ging mir die Arbeit wieder zu schnell: ich hätte gern ewig an dem Mieder nähen mögen. Als ich es staffirt hatte, ging ich hinüber, um es ihr anzuprobieren, und zwar ganz dreist; denn ich merkte nichts. Frau Gevatterin, sagte ich; ich muß doch sehen, ob es Ihr paßt. Alles Blut trat ihr in's Gesicht. Ohne

mir eine Sylbe zu antworten, zog sie ihr Mieder so behende und so geschickt aus, daß ich von ihrem Halse auch nicht eines Thalers groß sehen konnte. Nun legte ich ihr das neue an, strich es glatt, zog es um die Schultern her fest, und fing an es zuzuschnüren. Erst jetzt sah ich, daß die schöne Frau hoch roth war. Preßt es etwa vorn? fragte ich ehrlich. Sie holte tief Athem, und die schöne Brust flog auf und ab. Ich will nicht hoffen, daß es in der Brust zu enge ist? hob ich wieder an. — Ja, da eben! sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Sehen Sie, Ihr Gnaden, da näherte ich mich, wie es bei uns Schneidern so gebräuchlich ist, dem Mieder, um es mit dem Munde zu fassen. Nun aber brach es aus — Ich hing an den frischen Lippen der schönen Frau und in ihren Armen. Jetzt sah ich auf einmal, daß ich verliebt in sie war. Da saß ich denn recht in der Klemme. Ich mußte das Mieder wieder haben; und es selbst aufzuschnüren? dabei wäre ich zu Grunde gegangen; ich wa ja ohnehin schon ganz außer mir. Sie ging

in die Kammer, und zog sich aus. So kam ich denn, glaub' ich, noch so mit Ehren davon. Nun aber, ich war jung, und hatte Blut, wie Feuerflammen, in den Adern. Der Teufel saß mir im Kopf, und mahlte mir ihre frischen Lippen vor, und die schöne Brust und die brennenden Küsse der hübschen Frau. Dann erinnerte er mich, daß sie von ihren Eltern zu ihrer Heirath gezwungen wäre, und daß ihr Mann nicht einmal einen kleinen Finger von ihr verdiente. Auch flisterte er mir zu: warum sie roth geworden wäre, warum sie gezittert, und warum sie das Mieder vorn so enge gefunden hätte. Eine Gelegenheit hast du, sagte der Teufel; eine bessere hat noch nie ein Mensch bei einer Frau, der er gut war, gehabt, als ein Mieder, das er anpassen, zuschnüren, zurecht ziehen und glatt streichen muß. Und stirbt der Alte, so heiratheſt du die Frau ja ohnehin.

Da saß ich, Ihr Gnaden, mit dem Mieder, das sie nun schon getragen hatte, in den Händen. Der Teufel ward in mir mächtig, sehr mächtig. So oft ich das Mieder

ansah, bekam ich sogleich wieder Lust, es anzuprobieren, besonders da die junge hübsche Frau gegen meine Mutter mehrere Male die Besorgniß geäußert hatte, daß es wohl nicht passen würde. Nun sollte ein Bataillon von unserm Regiment in eine andre Garnison verlegt werden. Willst du mit? fragte mich mein Kapitain, der mir gewogen war. Du wirst da mehr Arbeit finden, als hier, und sie auch besser bezahlt bekommen. Das hielt ich für Gottes Stimme, und sagte auf der Stelle Ja. Ich machte geschwind das Mieder fertig, ohne es noch einmal anzuprobieren, und es saß sehr gut. Den folgenden Morgen nahm ich Abschied. Mir standen die Thränen in den Augen, und der Gevatterin auch. Reden konnten wir Beide nicht; wir drückten einander nur die Hände. Sie hatte das neue Mieder angezogen. Nun habe ich doch ein Andenken von Ihm, sagte sie zuletzt. — Ich werde es auch nie vergessen, sagte ich, und drückte ihr zum letzten Male die Hand. Hinterher habe ich Gott gedankt, daß es so kam; denn ich fühlte noch

manches Jahr, wie sehr ich die Frau liebte. Sie hat keine Freude gehabt in der Welt; denn ihr Mann lebte und brummte noch dreißig Jahre, und sie wurde mit ihm alt. Sehen Sie, Ihr Gnaden, wenn nicht Gottes Stimme mich wegrief: wer weiß ....

Freilich, Jakob, ich sehe nicht ein, wie Er hätte abkommen wollen, ohne das Mieder noch einmal anzupassen; und dann — Es war gefährlich. Er thut aber sich selbst Unrecht; denn viele tausend Menschen hätten für das, was Er Gottes Stimme nennt, nicht einmal ein Ohr gehabt. Gottes Stimme wohnte in Seiner Brust, mein guter Jakob.

Hier verbeugte er sich gegen mich. Mein Bruder Ludwig stützte die Stirn mit der Hand. Sonst bleibt er auch im tiefsten Nachdenken aufrecht; jetzt aber saß er, wie ein von Unglück Gebeugter. Ich fragte ihn: Ludwig, was ist denn in der Geschichte, das dich so tiefsinnig macht? Denkst du nach über Gottes Stimme?

Er antwortete mit einem Seufzer. Endlich sagte er: „Bruder, es ist ein wunder-

liches Ding um eine solche Liebe. Man kann sie haben, ohne es zu wissen: wie der Schwindsüchtige eine Stunde vor dem Tode noch immer nicht glaubt, daß er an seiner Krankheit sterben muß."

Ich sah in die Karte nieder; denn ich bemerkte, daß Ludwig eine Ahnung von seinem Zustande bekommen hatte. Ganz leicht hin antwortete ich: du hast Recht; und da giebt es weder Kompaß, noch Längen- und Breiten-Berechnung; man hat nicht Senkblei, noch Ruder, hört weder, noch sieht man die Brandung, auf der man scheitert.

„Zum Exempel," fuhr er sanft fort, „ich könnte verliebt seyn, ohne es zu merken. Auf einmal scheiterte ich dann, und Ihr Alle könntet mir nicht helfen." (Jakob trat seinem Herrn zwei Schritte näher.)

Wir würden doch etwas merken, Bruder, sagte ich, wie bei der Schwindsucht.

Und Kennzeichen, Ihr Gnaden, hob Jakob an, hat die Liebe auch: nicht Wegweiser mit ausgestreckten Armen, woran man Weg und Steg lesen kann, aber so heimliche

Kennzeichen, Ihr Gnaden, wie die Fährten, auf die sich nur ein Jäger versteht.

Die wäre ich doch begierig zu hören, sagte ich, um dem Gespräche eine feste Richtung zu geben. Wenn du nichts dagegen hast, Ludwig, so . . .

„Gar nicht; ich bin selbst neugierig. Fange Er nur an, Jakob. Mein Bruder wird wohl von Zeit zu Zeit sein Wort auch dazu geben."

Jakob verbeugte sich gegen uns Beide mit einem freundlichen Lächeln, und dann wendete er sich zu mir. Erstlich, Ihr Gnaden, so eine heimliche Bangigkeit, daß man nicht ruhen und rasten kann. Man ist wie ein Vögelchen im Bauer: da springt man von oben nach unten, von unten wieder nach oben, und es ist einem nirgends recht. Man wünscht, und weiß nicht was; sehnt sich, und weiß nicht wonach; ist glücklich, und weiß nicht wodurch; seufzt, und weiß nicht warum. Gerade, wie man sich nach dem ewigen Leben sehnt, ohne es zu kennen.

Was Jakob da sagt, sind zwar nur Bil-

der, Bruder Ludwig, Bilder auf Bilder; aber wenn er Recht hat, so sollte man glauben, er hätte sie dir abgesehen.

Jakob wendete sich schnell zu seinem Herrn, und sah ihn starr an. Auf einmal fuhr er dann zusammen, wie jemand, der endlich ein Geheimniß begreift, oder das Wort eines Räthsels findet. Er verbeugte sich fast unmerklich gegen seinen Herrn, machte sich ein kleines Geschäft im Zimmer, und wollte dann hinaus gehen. In der That, zarter konnte man nicht handeln.

Bleibe Er, Jakob, sagte ich: was wir zu reden haben, kann Er immer hören. Denn sehe Er, Jakob, Sein Herr ist das wahre Vögelchen im Bauer: er kommt zu mir, geht dann zu Gretchen, dann wieder nach Hause, dann wieder zu mir herüber; und so hundertmal an Einem Tage. Und die Sehnsucht, von der Er sagte, Jakob, steht ihm leserlich im Gesichte. Er sehnt sich; ich wette aber, er fängt an zu errathen, wonach.

Der arme Ludwig erröthete, und öffnete die Lippen, als wollte er etwas zu seiner

Entschuldigung vorbringen; doch er schwieg, in einer recht angenehmen Verwirrung. „Ja," sagte er endlich; „ich hielt es Anfangs für die Vorboten einer schweren Krankheit. Es ist wahr, Jakobs Beschreibung paßt auf mich ganz und gar. Ich will aber hoffen, daß es noch Zeit ist umzukehren. Ein Mann in meinem Alter! . . . Ich möchte nicht gern, daß uns Jemand behorchte."

In Ihrem Alter? sagte Jakob: wie alt sind Sie denn? Sie haben Sich konservirt, Ihr Gnaden. Man sieht Ihnen die Vierzige nicht an.

„Beinahe funfzig, Jakob!"

Also noch in den Vierzigen, sagte Jakob geschwind; und wenn ich recht sehe, Ihr Gnaden, wenn ich mich in der Person nicht irre, die Sie . . .

Nun Jakob? fragte ich: welche Person meint Er denn? (Er sah mich verlegen an, verbeugte sich, und zuckte die Achseln. Jetzt war er in der Klemme zwischen meiner Frage und der Ehrerbietung, die er seinem Herrn schuldig zu seyn glaubte.) Nun Jakob? fragte ich noch einmal.

Eine Person, Ihr Gnaden, sehr vernünftig, sehr bescheiden, von gutem Charakter, still, wie für Ihr Gnaden meinen Herrn geschaffen, wenn etwas daraus wird. Und ich wollte wohl sagen, daß sie vielleicht schon so gut daran gedacht hat, wie Ihr Gnaden.

Er meint wahrhaftig die Base, sagte ich, um endlich die Sache zur Sprache zu bringen; denn der Zustand meines Bruders dauerte mich.

„Wen? wen meint er?" rief mein Bruder sehr lebhaft.

Der arme Jakob verbeugte sich sehr tief, und sagte: ich meine Mamsell Lottchen.

Jetzt stützte Ludwig seine Stirn wieder in die Hand, doch nur einen Augenblick. Dann hob er frei sein glühendes Gesicht uns entgegen. „Ja, Bruder, Jakob hat es errathen. Spotte nur; ich verdiene es. In meinem Alter! Aber mache mich nur nicht vor dem lieben Kinde zu Schanden."

Spotten? Hm! du glaubst, ich könnte der edelsten Neigung im menschlichen Leben spotten? Bruder, ich wünschte nur, es wäre

so gewiß, als du es sagst. Du liebst Lotten vielleicht, wie du Gretchen, wie du alle Menschen liebst.

Er schüttelte sanft den Kopf, und schlug die Augen nieder. „Nein, nein! Es ist mir gerade eben so gegangen, wie meinem Jakob mit der Sattlerfrau. Erst die Unruhe, die Sehnsucht, deren Ursache ich nicht kannte. Nun verreiste sie doch mit Gretchen auf einige Tage; da fing ich an etwas zu merken: es war mir, als säße ich in einem finstern Gefängnisse. Dann reiste ich zu Dorchen. Ach, ich hatte so viel bei ihr wieder gut zu machen; doch schon am vierten Tage zog es mich, wie mit Ketten und Seilen, nach Hause. Ich mag nicht einmal sagen, wie es mir geht. Glaubst du wohl, Bruder, daß ich gern die Blume seyn möchte, die sie am Herzen trägt? Jakob hat mich mit seinen Erzählungen darauf gebracht; denn wie er über sein Mieder, so kann ich mich über ein Paar Handschuhe freuen, die sie hier hat liegen lassen . . . Aber Jakob, Er ließ da vorhin etwas fallen: worauf gründet sich das?

Was denn? fragte Jakob, sich besinnend.

„Er meinte," fuhr mein Bruder erröthend fort, „daß Lottchen vielleicht so gut daran gedacht hätte, wie ich."

Das wollt' ich wohl behaupten, Ihr Gnaden; denn erstlich sind Ihr Gnaden des lieben Kindes Wohlthäter, großer Wohlthäter.

„Ei, wenn Er sonst nichts weiß! Wohlthäter! Und hätte ich sie aus Wasser oder Feuer geholt: ich wäre zufrieden, wenn sie mich nur freundlich ansähe. Wohlthäter! Ich kann von Glück sagen, daß sie hier in Welmerssen geblieben ist."

Zweitens — er hob sein Zweitens an, als ob er noch nicht wüßte, was er sagen wollte — Zweitens . . . Aber Ihr Gnaden werden das wieder nicht Wort haben wollen, obgleich der Herr Zolleinnehmer mir Recht geben wird.

Nun, zweitens? fragten wir Beide.

Mag die Mamsell auch noch so vollkommen seyn, und ja, das ist sie, so sind Ihr Gnaden doch ein Mann — ich sage das hier vor Gottes Angesichte, und zum ersten

Male — der noch besser ist, als das liebe Kind.

„Jakob," sagte Ludwig aufstehend, „ich weiß nicht, was Er heute plaudert. Und wenn Er nicht so alt und so treu wäre, so würde ich denken . . ."

Denk, was du willst, Bruder, unterbrach ich ihn; aber die Wahrheit hat dein Jakob gesagt. Du bist besser, als sie. Was sie vor dir voraus hat, sind einige Dutzend Jahre weniger. Nun, es wird sich ja zeigen, von welchem Gewichte der Umstand bei ihr ist.

„Die Jahre, Bruder," sagte er versichernd, „thun bei ihr nichts. Du kennst sie nur nicht. Dazu ist sie viel zu vernünftig."

Wenn du Recht hast, Ludwig, so kannst du immer den Prediger zur Trauung bestellen. (Er schüttelte den Kopf, und setzte sich wieder an den Tisch.) Also, Bruder, verliebt bist du in Lottchen, hob ich wieder an, und zwar von Herzen. Nun möchtest du sie gern heirathen?

„Daran habe ich noch nicht gedacht," seufzte er; „auch sehe ich die Möglichkeit nicht ein."

Darüber könnten wir leicht zur Gewißheit kommen, Bruder; ich dürfte Lottchen nur fragen. Giebst du mir den Auftrag dazu? Zögern darfst du nicht: dein einziger Fehler nimmt mit jedem Tage zu; und so vernünftig Lottchen auch ist, so thut er doch etwas.

Er machte mir sanft den Vorwurf, daß ich solche Aufträge immer auf eine etwas rauhe Art erfüllte. „Bruder Heinrich, welchen Begriff würde das gute Kind, das so fein fühlt, von meiner Achtung für sie bekommen, wenn du ihr in meinem Nahmen den Antrag machtest? Nimm mir das nicht übel, Heinrich. Mir kommen alle Worte, mit denen sich das thun ließe, zu grob, zu unzart vor."

Ei nun, so nimm eine Blume zu deiner Liebeserklärung, wie die Morgenländer.

„Du weißt ja noch nicht," sagte er lebhaft, „ob ich überhaupt eine machen will.

Sie

Sie würde Anstoß an meinen Jahren nehmen, und sie hätte Recht."

Bruder, es giebt noch ein Kennzeichen der Liebe, das dein Jakob wohl hätte unter Numero Zwei bringen können: man steht immer mit sich selbst in Widerspruch, wenn man verliebt ist. Nun wohl! so gehe du selbst hinüber, und rede für dich.

„Ich wollte, Bruder, du hättest in deinem Leben einmal so recht geliebt, um zu wissen, wie so ein Ding angefaßt werden muß. Denn, wenn ich dir das Glück meines Lebens anvertraute . . . Deinem Herzen vertraue ich es gern an, aber nicht deiner Zunge. Du mußt bei dem Allerhöchsten immer an das Allerniedrigste denken; und so könnte es dir auch bei Lottchen gehen."

Das muß ich in der That, Bruder; denn das Allerhöchste ruhet auf dem Allerniedrigsten. — Wem willst du es sonst auftragen?

„Wenn es sich nur schickte, so sollte es Jakob seyn. Der würde gewiß reden, wie ich es meine. Aber müssen wir denn so eilen?

Ich weiß ja wahrhaftig kaum, ob ich mich nicht irre. Und es wäre überhaupt besser, wenn wir das liebe Kind erst ein wenig aushorchten. Es würde sie schmerzen, wenn sie Nein sagen müßte; und ich weiß, das wird sie thun: denn, Bruder, wer bin ich, daß Gott mir diese Glückseligkeit verleihen sollte!" — Hier standen ihm Thränen in den Augen.

Armer Ludwig! sagte ich. Nun, wir wollen es noch überlegen. Aushorchen kann man ja vorher ein wenig. Und das will ich so manierlich thun, daß dein Jakob selbst es nicht besser machen sollte.

Ich will nun mein Versprechen redlich erfüllen. — Leb wohl.

36.

Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

Ach, liebe Friederike, mit der seltsamsten Empfindung von der Welt schreibe ich dir, daß ich Ludwigs Braut bin. Ich frage mich unruhig: ist denn Dankbarkeit nichts?

gilt dir denn das edelste, das menschlichste Herz so wenig? Es ist mir, als wäre ich in einer menschenleeren Wüste, auf ewig verloren, auf ewig durch unermeßliche Meere, durch unüberwindliche Hindernisse von allem getrennt, von der Hoffnung, von jedem Tone der Liebe. Ich glaubte, vergessen zu haben. Die Vergangenheit trat auch immer mehr in bleicheren Farben zurück; sie war mir, wie das verworrene Andenken an einen unruhigen Traum, dessen Schrecken der helle Tag vertrieben hat. Doch mit dem Ja, durch das ich mich auf ewig von der Vergangenheit trennte, stand sie auf einmal wieder in den lebhaftesten Farben vor meiner Seele. Mein Herz schlug in der alten Liebe; ich warf mir meine Untreue gegen Ihn vor, und er war jetzt nur unglücklich, nicht mehr schuldig. So stand ich zwischen Vergangenheit und Zukunft, und beide machten mir Vorwürfe. Ich bin von einer seltsamen Unruhe ergriffen. Meine Vernunft sagt mir: du hast Recht gethan; mein Herz sagt: du betriegst den edlen Ludwig, und betriegst dich selbst.

O, spotte nicht über deine unglückliche Freundin. Ich habe Zeit genug zum Ueberlegen, zum Entschließen gehabt. Und läge noch einmal die Zukunft so vor mir, ich würde, glaube ich, nicht anders handeln. Ach, die Zukunft, die nun Gegenwart geworden ist, hat ihre Gestalt verändert. Die Tugenden von morgen kosten uns nichts; die von heute, von jetzt, sind es, die uns schwer werden.

Doch dem sey wie ihm wolle, mein Schicksal ist entschieden: ich bin Ludwigs Braut. Zitternd werde ich ihm die Hand reichen, doch dann meine Pflicht gewiß erfüllen. Und, Friederike, hätte mich nicht die Noth zu eben dem Schritte zwingen können, zu dem mich jetzt die Vernunft überredet? Und soll die Vernunft weniger mächtig seyn, als die blinde Nothwendigkeit? Und rührt nicht am Ende die Hälfte meiner Unruhe von der wichtigsten Veränderung meines Lebens her? Wird nicht dieser edle Mann mit seiner zarten Liebe zuletzt mein Herz beglücken? Werde ich ihn nicht lieben müssen, wie ihn alle

Menschen lieben? — O, ich Verblendete! ich Undankbare! Alle wünschen mir Glück, nicht ihm. Ich werde, meinen sie, durch ihn glücklich, nicht er durch mich.

Oheim Heinrich kam im Garten zu mir, und sagte auf seine Manier: Ludwig wisse nun, daß er mich liebe. Er hielt mir eine drollige Vorlesung über das Kapitel, daß ein Mädchen sich nicht mehr lange besinnen müsse, wenn die Vernunft entschieden habe. „Und Ihre Vernunft, hoffe ich, entscheidet für meinen Bruder, muß für ihn entscheiden."

Ihr Bruder fodert eine andre Entscheidung, sagte ich. Und darf ich den edelsten Mann, darf ich das reinste aller Herzen täuschen?

„Man muß in der Liebe nicht spitzfindig seyn, gutes Kind. Sie fodert, wie der Hunger, nur Befriedigung. Ich habe nichts dagegen, daß Sie der Liebe einen Nonnenschleier umthun und den Helm der Göttin der Weisheit aufsetzen, oder bei ihr an eine Urania denken; sie bleibt aber doch die Liebe."

Sie halten der Liebe Ihres Bruders gewiß keine Lobrede, Herr von Mörs.

„Habe ich das thun wollen? Mein Bruder liebt Sie; und ich stehe Ihnen dafür, wenn die Liebe irgend eines Sterblichen eine Urania zu seyn verdient, so ist es die seinige. Aber, wie gesagt, bei aller ihrer Reinheit bleibt sie dennoch Liebe."

Ich danke dem Himmel, Herr von Mörs, daß das weibliche Herz eine andere Liebe kennt, als Sie dem Manne zuschreiben.

„Da haben Sie Recht, gutes Kind: eine andre, eine ganz andre, ob sie gleich beide zu Einer Familie gehören. Unsere Liebe wird von der Begierde hervorgebracht; die weibliche Begierde entsteht erst durch die Liebe: das ist der ganze Unterschied. Wir verlangen erst, und lieben hinterher. Die Weiber lieben erst, und verlangen dann. Wenn Ihr Mädchen also noch gar nicht liebt, oder im ersten Anfange der Liebe seyd, müßt Ihr immer die irdische Natur der Liebe bestreiten. — Da haben Sie mein System der Liebe."

Ich würde auf der Stelle Nein sagen, wenn ich glauben müßte, daß Ihr Bruder dasselbe System der Liebe hätte.

„Mein Bruder Ludwig? Behüte Gott! Der sieht jetzt mit trunknen Augen in den Himmel, in die Unendlichkeit hinein, und schwört darauf, er habe Sie schon in der Vorwelt der Unschuld gekannt, habe mit Ihnen unter den Bäumen des Lebens, an den Lichtströmen Edens gesessen, und Sie schon da geliebt; sein und Ihr Schutzgeist, Lotte, habe Sie ihm zugeführt in diesem dunkeln Thale des Lebens, und diese Liebe sey ein Strahl aus jener Geisterwelt voll Unschuld, eine geheime Ahnung, ein prophetischer Schauer aus dem künftigen Leben. Und ich muß Ihnen gestehen, Lotte, wenn ich irgend einem von den tausend Träumen des menschlichen Lebens die Ewigkeit gönnte, so wäre es dieser, der Traum der ersten Liebe, weil er so heilbringend ist." — Er hatte bei dieser Rede ganz sein drolliges Wesen verloren; es war sogar eine Art von Trunkenheit in seinem Auge, und eine leichte Röthe

überzog sein Gesicht. „Und, Lotte," fuhr er in wirklicher Rührung fort, „könnten Sie denn über diese schöne Welt, über dieses Eden einer reinen, liebevollen Seele – könnten Sie durch Ihr Nein über diesen Himmel die kalten, finstern Wolken des niedren, engen Lebens hinwerfen? könnten Sie die schönste Hoffnung eines ahnenden frommen Herzens zerstören? . . . Es ist so selten, daß ein Mensch den andern wirklich beglükken kann. Sie können es; und Sie wollten es nicht? O, wenn Sie wüßten, wie mein edler Bruder Sie liebt! wie er fürchtet, daß er nicht gut, nicht tugendhaft genug für Sie sey, und Sie nicht glücklich genug machen werde!"

Ich war innig bewegt, und verbarg meine Thränen nicht. Sie sehen, sagte ich, daß ich gerührt bin, vielleicht zu sehr gerührt, Herr von Mörs. Aber Sie wollen mich gewiß nicht zu etwas bereden, wozu nicht mein eignes Herz mich antreibt. Geben Sie mir Zeit.

„Zeit, so viel Sie wollen. Aber, was

geben Sie meinem armen Bruder? Darf ich nicht in weiter Ferne die Engelsgestalt der Hoffnung an seinem Paradiese vorüber führen? Es versteht sich, liebes Kind, daß Sie hinterher noch immer das Recht haben, mit Einer Sylbe Ludwigs Paradies, sein Herz und meine Freude zu vernichten."

Ich lächelte, und reichte ihm schweigend die Hand. Sagen Sie Ihrem edlen Bruder, daß mein Herz den innigsten Antheil an seinem Glücke nimmt.

„Das will ich." Mit diesen Worten verließ er mich schnell, ohne daß ich ihm weiter etwas sagen konnte.

Eine Stunde nachher kam ich in das Haus. Margarethe sprang mir mit Blicken voll Liebe und Freude entgegen, drückte mich an ihre Brust, und sagte leise: o, dieses Herz, das so beglückt, muß selber glücklich seyn! Ich seufzte nur; denn Nein zu sagen, konnte ich mich nicht überwinden. Der Zollschreiber mußte sehr streng verboten haben, etwas gegen mich zu äußern; denn die Base sagte mir nur durch ihre Mienen, daß

es nicht schicklich sey, sich in Familien einzudrängen. Der Kapitain brachte mir ein Stück sehr feinen Ostindischen Zitz, legte es mir schweigend auf den Schooß, strich sich über das Gesicht, und sagte endlich, ganz roth vor Ungeduld: warum rede ich aber nicht! Was hat mir denn Heinrich zu befehlen? Und dennoch schwieg er. — Endlich kam Ludwig selbst, und ich erblaßte. Er verbeugte sich an der Stubenthüre sehr tief, sagte mir aber gar nichts, und verrieth auch nicht durch die kleinste Anspielung, was er von seinem Bruder Heinrich erfahren hatte. Gegen mich war er nicht freundlicher als sonst; wohl aber gegen alle Andre im Hause. Als er jeden Domestiken für den kleinsten Dienst sehr reichlich belohnte, flisterte Heinrich mir zu: „heute könnte er sich arm schenken; denn er bedarf nichts mehr, als die Hoffnung, die ich ihm gegeben habe." Es rührte mich, als ich hörte, daß sein Jakob durch das ganze Dorf ginge, um jedem Armen einen frohen Tag zu machen.

Ich war ringsum von liebevollen Blikken umgeben; nur Er saß still in der Ferne mit den trunkenen Augen eines Entzückten. O, Friederike, war es möglich, dem allen zu widerstehen?

Ich fürchtete, daß ich noch in dieser Stunde würde Ja sagen müssen. Da kam auf einmal die Frau von Braufeld, die uns erst einige Tage vorher verlassen hatte. Gott sey uns gnädig! sagte Heinrich. Sogleich verlor sich die Freude aus allen Gesichtern, und man winkte einander Stillschweigen zu. Die Base lächelte so heimlich, so verstohlen, so triumphirend, daß ich sah, sie freuete sich über diesen Besuch. Mein Herz war bei den vielen Beweisen von Liebe so erweicht geworden, daß ich auf die erste Anfrage förmlich Ja gesagt hätte; doch die Ankunft der Braufeld brachte mich wieder zur Besinnung. Mein Stolz empörte sich gegen die Idee, mich in diese reiche Familie einzudrängen. Heinrich merkte, was in mir vorging. Er sagte mir leise: „Kind, halten Sie ihre bessere Empfindung

fest, und lassen Sie den Bruder nicht die Schwester entgelten." Die Frau von Braufeld ging mit der Base bald hinaus, und es war natürlich, daß sie nun alles erfuhr. Ludwig verließ das Zimmer, als sie zurückkam. Gegen Aller Erwartung trat sie mit der einnehmendsten Freundlichkeit auf mich zu, und sagte: so eben, meine Liebe, erfahre ich von der Base, wir haben die angenehme Hoffnung, daß Sie uns angehören werden. Wie glücklich macht mich das! Sie umarmte mich dabei mit solcher Herzlichkeit, daß ich erstaunte. Der Kapitain und Heinrich näherten sich, um ihr in's Gesicht zu sehen, und weder sie, noch sonst jemand, konnte vor Verwunderung ein Wort aufbringen. Aber, fuhr sie mit dringenden Blicken auf den Bruder Heinrich fort; warum nur Hoffnung? warum nicht Gewißheit? In der ersten Minute sollte geschehen, was geschehen kann. O, liebes Kind, ich habe so viel wieder gut zu machen! — Sie könnten nicht nur meinen Bruder beglücken, sondern auch mich, wenn Sie mir

erlaubten, ihm Ihr Ja zu überbringen. Sie stürmte mit Liebkosungen, mit Bitten, auf mich ein. Alle Andren, Heinrich, der Kapitain und Gretchen, vereinigten sich mit ihr, und so gab ich mein Ja, erweicht, bewegt, gerührt von so vieler Liebe.

Gott sey Dank! rief die Braufeld nun mit einer gewissen Heftigkeit, und ging hinaus, meinen Bräutigam zu holen. Gretchen folgte ihr; und so saß ich verlassen da: denn Heinrich philosophirte mit dem Kapitain über die schnelle Bekehrung der Braufeld. Bald öffnete sich die Thür, und die Braufeld zog den Oheim Ludwig fast mit Gewalt in das Zimmer. Seine Brüder gingen ihm entgegen, und riefen ihm zu: Lotte ist dein! Er stand erröthend, sehr verlegen, da, und sagte, wie sanft verweisend: muß ich das so erfahren? Verzeihen Sie, setzte er mit einer tiefen Verbeugung gegen mich hinzu, verzeihen Sie dem Ungestüm meiner Verwandten, die mir mein Glück nicht früh, nicht laut genug ankündigen konnten.

Er sagte das so angenehm, so artig, und

mit einem so feinen Anstande, daß ich ihn in diesem Augenblick wirklich schön fand. So hatte ich ihn noch nicht gesehen, und es schien mir, als brächte ich ihm gar kein Opfer. Ich wurde sogar heiter, und sagte mit ungekünstelter Freimüthigkeit: Herr von Mörs, ich verdiente so viele Liebe nicht, wenn ich Ihnen nicht mit der größten Aufrichtigkeit die Gefühle meines Herzens gestände. Ich halte mich für sehr glücklich, mein ganzes Schicksal in die Hand eines Mannes zu legen, der so edel, so gütig, so menschlich ist, wie Sie. — O, meine Theuerste, sagte er, und küßte mir die Hand: ich habe kein andres Verdienst, als meine Liebe zu Ihnen; denn wer könnte neben Ihnen anders, als gut seyn? . . . Ich liebte Sie schon längst, ohne zu wissen, wie sehr. Es schien mir so natürlich, Sie zu lieben, daß ich diese Empfindung mit Allen, die sich Ihnen nähern, gemein zu haben glaubte. Jetzt aber fühle ich, daß ich . . . Sie allein liebe, . . . daß ich . . . — Er stockte.

„Bruder," hob der Zollschreiber an, „ich

wette darauf, du bringst den Perioden nicht glücklich und höflich zu Ende."

O gewiß! sagte Ludwig in einer edlen Stellung: mit diesen Thränen, der verständlichen Sprache aller aufrichtigen Herzen, und mit dem Gebete zu Gott, daß er den einzigen Wunsch meines Lebens, meine Freundin zu beglücken, erfüllen möge. — Er beugte sich nieder auf meine Hand, ohne sie zu küssen. So blieb er einige Sekunden liegen; dann richtete er sich auf, und sagte mit sanfter Stimme: Sie bedürfen eine Minute der Einsamkeit, die entscheidende Stunde Ihres Lebens zu feiern. Ich bedarf ihrer, um ein Glück tragen zu lernen, das ich mir nur wünschte, und nicht hoffte. Er führte mich bis an den Garten, und verließ mich schnell. In der That bedurfte ich jetzt der Einsamkeit, wie sein feines Gefühl ihm sehr richtig gesagt hatte.

Die Frau von Braufeld kam mir bald nach, und drang sogar mit Ungestüm in mich, den Tag der Verbindung recht nahe anzusetzen. Mein Bruder, liebe Schwester,

sagte sie vertraulich und bedeutend lächelnd, muß sehen, daß Sie ihn lieben. In gewissen Jahren ist einem jeder Beweis davon angenehm.

Sie scheinen zu glauben, Frau Etatsräthin, . . . sagte ich empfindlich.

Ich glaube, liebe Schwester, fiel sie schnell ein, daß Sie meinen Bruder achten, daß Sie Wohlwollen und Liebe für ihn fühlen, und daß also seine Ehe sehr glücklich werden kann: aber ich weiß auch, daß er sogar einen Beweis von leidenschaftlicher Liebe gern sehen würde; und den können Sie ihm geben, wenn Sie den Hochzeitstag nicht mehr lange hinaus setzen.

Ich bitte Sie, Frau Etatsräthin, überlassen Sie Ihrem Herrn Bruder die Bestimmung. Das sagte ich so ernst als möglich; und sie versprach mir, nicht weiter in mich zu dringen.

So bin ich denn die Braut des edelsten Mannes! Die Braufeld rechnet mir täglich zehnmal sein Vermögen vor; sie begreife nicht, warum mein Auge sich bei dieser de-

müthigenden Rechnung mit Thränen füllt. Er ist ein edler Mann: das allein tröstet mich; und, ich werde ihn glücklich machen: das allein ist meine Hoffnung für die Zukunft.

34.

Die Frau v. Braufeld an Fräulein Roßberg.

Leining.

Ich habe Ihnen Wunderdinge zu erzählen, meine liebenswürdige Freundin! So sind sie, diese edlen Menschen, die immer über uns her fahren, weil wir dieses Leben für etwas halten, wofür man auch etwas thun müsse; so sind sie! Da nehmen meine Brüder eine Person bei sich auf, von der Niemand weiß, woher sie kommt, und wie sie heißt. Daß sie für eine Tugendheldin gilt, können Sie leicht denken. Daß sie weiter nichts ist, als eine listige Kreatur, die jede Form annehmen kann; daß sie den Plan gemacht hat, einen meiner Brüder in ihr Netz zu ziehen: das sieht, das glaubt Niemand, außer eine alte Base in meines Bru-

ders Hause: die allein. Alle Andern, selbst mein Bruder Heinrich, der sich doch auf seine Klugheit und Politik etwas Rechtes einbildet, schwören darauf, das Mädchen sey die Unschuld selbst; sie denke nicht über ihren Stickrahmen hinaus, und erzeige einem Herrn von Mörs recht große Ehre, wenn sie sich nur herablasse, seine Liebe zu bemerken.

„Diese Jungfer," erzählte mir die Base, „kommt nach Weimerssen als eine reisende Harfenistin, wenn nicht gar als etwas noch Schlimmeres, und wendet sich um Aufnahme an den Vetter Ludwig, der ein Junggeselle ist, und keine Jungfer bei sich aufnehmen kann. Sie spielt die Harfe, ist auch eine gute Sängerin, und ihre Augen sind schön, besonders, wenn sie Thränen darin hat. Vetter Ludwig ist nun einmal so unglücklich, keiner Thräne, und noch weniger einem sanften Liede, oder gar einer schönen Mädchenstimme widerstehen zu können. Genug, er nimmt die Jungfer auf, und bringt sie bei der Amtmannin unter, aber ganz geheim.

Wir wußten gar nichts, und erfuhren auch nichts. Die Jungfer merkte bald, wie viel aus Ludwigen zu machen wäre. Da wollte sie in das Haus meines Bruders Heinrich, und setzte es auch richtig durch. Nun philosophirte sie mit Heinrich über alles in der Welt; von dem Kapitain ließ sie sich die Thaten unserer Ahnen erzählen; und des armen Ludwigs Herz wußte sie durch Thränen und Seufzer zu erweichen. Sie fing an sich nothwendig zu machen, mischte sich in alles, erfuhr jedes Familiengeheimniß, und ließ dabei den eigentlichen Zweck, Frau von Mörs zu werden, nie aus den Augen. Leider wird sie ihn auch erreichen, wenn man nicht alle Kräfte dagegen aufbietet."

Zugleich sprach die Base über die Mittel, durch die man den Plan des listigen Geschöpfes am sichersten stören könnte. Gar nicht übel, wenn man die alte Sybille selbst darüber reden hört; doch mir ist das zu fein, zu wenig durchgreifend.

Nun, dieses Mädchen suchte unsrer Familie einen großen Theil ihres Vermögens

zu entreißen; es war also nur Nothwehr, was ich thun wollte. Aber, liebe Roßberg, ich fand es noch weit schlimmer, als ich glaubte. Mein Alexander — jetzt hoffe ich, er wird zu Verstande kommen; Sie werden hören, warum ich das hoffe — mein Alexander bewohnte damals, als wir des Mechanikus Tochter aus **r vertrieben hatten, unser kleines Jagdhäuschen im dicksten Forst, wohin ich nie komme. Gut! sagte mein Schwager; je langweiliger der Ort ist, desto geschwinder wird er in die Welt zurückkehren.

Alexander hatte sich das Häuschen nach seiner schwärmerischen Phantasie einrichten lassen. Endlich, erst vor Kurzem, höre ich meine Leute viel von einem Zimmer in dem Waldhause reden. Der Wildhüter, der daneben wohnt, hatte gesagt: es ginge ein Gespenst dort um, Alexanders Braut. Kurz, meine Leute sind vor dem Hause in entsetzlicher Furcht, die der Wildhüter geflissentlich unterhält, vermuthlich weil Alexander es ihm befohlen hat. Ich werde neugierig, fahre, wie zu einer Jagdpartie, dahin, und lasse mir

das Haus öffnen; aber zu dem einen Zimmer, sagt der Wildhüter, hat Alexander den Schlüssel mitgenommen. Ich schicke ihn weg, probire mehrere Hauptschlüssel, die ich absichtlich bei mir habe, finde einen, der schließt, öffne, und — fahre vor Schrecken ein Paar Schritte zurück. Auf einem Sofa liegt in einer seltsamen Stellung eine Figur. Es war ein Wachsgesicht, und dem Mädchen, das sich in meines Bruders Hause aufhält, bis zum Erschrecken ähnlich. Kurz, jene Unbekannte bei meinem Bruder, die sich Charlotte Taube nennt, ist eben die Charlotte Lemme, meines Alexanders Geliebte.

Also nicht um meinen Bruder einzufangen, hat sich die listige Schlange zu diesem gerettet, sondern um meines Sohnes recht gewiß zu seyn. Die abscheuliche Heuchlerin! Da konnte sie meinen Sohn am sichersten erwarten, da fand sie Schutz gegen alle unsre Plane, alle unsre Angriffe! Welch ein Wunder, liebe Roßberg, hat uns noch gerettet! Glauben Sie mir, die Vorsehung ist hier mit im Spiele. Alexander ließ sonst nicht

leicht vier Wochen vergehen, ohne einmal nach Weimerssen zu reisen; und jetzt ist er in einem ganzen Jahre nicht dort gewesen. Er läuft in der Welt umher, seine Schöne zu suchen, und sie ist kaum ein halbes Dutzend Meilen von ihm, an dem sichersten Orte, bei seinen Oheimen, die es alle mit ihm halten.

Sehen Sie, wie listig, wie verschmitzt diese Person ist! Sie begiebt sich unter einem fremden Nahmen in den Schutz meiner Brüder, deren Seltsamkeiten sie wahrscheinlich aus Alexanders Erzählungen schon kannte. Dort mußte er sie unstreitig finden, und zwar bald. Er bleibt aus. Nun kann sie zwar nicht umhin, die Rolle der Unbekannten fortzuspielen; desto sicherer ist sie aber ihres Sieges zuletzt: denn sie hat Zeit genug, die ganze Familie für sich einzunehmen. Zwar ist ihr der Steckbrief noch immer ein großes Hinderniß: denn der Kapitain wird nicht einwilligen wollen, sobald er alles weiß, auch Ludwig nicht; doch mein Bruder Heinrich ist so seltsam, so barok,

daß ein Steckbrief wohl gar eine Art von Empfehlung bei ihm seyn kann, und leider herrscht er über meine beiden andern Brüder unumschränkt. Ueberdies weiß sie vielleicht schon längst, daß der verwünschte Hof-Bankier sich in die Steckbriefsgeschichte gemischt hat. Sagen Sie mir nur, liebe Roßberg, ist der Mann toll, daß er sich einer ganz Unbekannten so annimmt? Oder, hat er Ursachen dazu: wer ist es denn, der ihn leitet? Er steht, schreiben Sie mir, gar nicht in Verbindung mit Alexandern, oder einem meiner Brüder. Da er sich ganz vorzüglich bemühet, den Aufenthalt des Mädchens zu erfahren, so weiß er nicht, daß sie in Weimerssen ist. Sie selbst kann also eben so wenig im Spiele seyn. Wer denn nun sonst? Der Bankier, sagen Sie, habe auch den Vater des Mädchens nicht gekannt. Warum und wozu macht er denn nun den erklärten Beschützer der Dulcinea? Er kennt, sagen Sie, die ganze Intrigue, fodert eine vollständige, öffentliche Genugthuung, und zeigt durch sein Betragen und seine Drohungen

offenbar, daß er das Ansehen und den Einfluß aller der Personen, die mit in die Sache verwickelt sind, nicht achtet. Möchte er doch den Don Quixotte spielen, so viel er will und kann. Aber was berechtigt ihn, sogar auf Ihren Herrn Vater keine Rücksicht zu nehmen?. Wir wissen längst, daß er, trotz seinem ungeheuren Reichthum, zu den seltsamen verdreheten Köpfen gehört, welche die Erde gern nach den Träumen einiger hungrigen Philosophen umformen möchten. Sonst ging er indeß wenigstens behutsam zu Werke. Doch jetzt? Es ist, als wäre diese Lotte seine eigene Geliebte: so à plomb steht er, uns allen zum Trotze, da! Wir müssen herausbringen, wer ihn leitet; denn so um nichts und wieder nichts für die Tochter eines Mechanikus in die Schranken zu treten, dazu ist der Mann in der That zu klug. Uebrigens sollte man Leute, wie dieser Hof-Bankier, die nichts haben als Geld, nicht zu einem so bedeutenden Einflusse auf die erste Klasse im Staate kommen lassen. Was ist er denn am Ende? Ein Kaufmann, weiter

nichts. Ich weiß wohl, warum man ihn so fürchtet. Die verwünschten Posten in seinen Büchern!

Was Sie mir von dem reichen Kaufmann Runden schreiben, ist wohl nichts; denn, was geht den das Mädchen an? und überdies ist er ja im Badenschen.

Ich würde mit meinen Brüdern öffentlich gebrochen haben, wenn ich nicht den Kapitain und Ludwig schonen müßte, und wenn ich sie nicht alle gebraucht hätte, um Alexandern seinen tollen Einfall, nach der neuen Welt zu gehen, aus dem Kopfe zu bringen. Ach, dem leidigen Weimerssen haben wir alles das Elend zu verdanken! Und als ich nun wußte, daß sogar eben die Mamsell, des Mechanikus Tochter, sich dahin geflüchtet hatte! Ich fuhr wieder nach Weimerssen, die Elende zu entlarven. Gleich nach meiner Ankunft sprach ich aber die Base allein, um doch auf allen Fall erst zu hören. Sie sagte mir zu meinem Erstaunen: wenn ich nicht noch so eben zu rechter Zeit gekommen wäre, so würde sich mein Bruder Ludwig

mit der Lotte verlobt haben. Zwar liebe das Mädchen ihn nicht, aber doch sey sie gar nicht abgeneigt, ihn zu heirathen; und so eben habe man sie um ihr Ja bestürmt. Das änderte meinen Plan. Nun, so komme ich gerade zur rechten Stunde! sagte ich lächelnd, weil ich mich darauf freuete, wie die alte Sybille erschrecken würde, wenn ich die Heirath beförderte, anstatt sie zu hintertreiben.

Ich eilte in das Zimmer, wo die Schlange war, und drang in sie, meinen Bruder glücklich zu machen; ja, ich ließ mich sogar herab, dem verächtlichen Geschöpfe zu schmeicheln. Man hatte das nicht erwartet, und warf unruhige Blicke auf mich. Sie aber werden Sich nicht wundern, liebe Roßberg; denn es kam ja darauf an, meinen Alexander ganz von dem Mädchen los zu machen. Freilich entgeht mir nun meines Bruders Vermögen. Aber, wer weiß auch? denn ist sie erst seine Frau, dann soll er wohl erfahren, daß sie seinen Neffen liebte, und daß nur sein Vermögen sie lockte, ihn zu heirathen. In seinem Alter ist man eifersüchtig, und

dann auch unversöhnlich. Der Steckbrief, das Inkognito — ich sehe da schon sehr gute Gründe zu einer Scheidung. Für's erste muß nur Alexander frei seyn; das Andre wird sich wohl finden.

Ich beredete die Mamsell, ihr Jawort zu geben, und brachte, weil das ganze Verdienst mir gehörte, meinem Bruder Ludwig die Nachricht. O, liebe Roßberg, wie lächerlich ist doch ein Mann, der so liebt! Er wollte mir erst gar nicht glauben, und gewiß hätte er gebetet, wenn ich nicht da gewesen wäre. Wir, ich und meine Nichte, brachten ihn hin; denn er konnte vor Entzücken kaum gehen. Die Mamsell benahm sich unvergleichlich: jedes Wort, das sie sagte, war besonnen. Ich suchte ihr Vertrauen zu gewinnen; sie blieb aber kalt und einsylbig gegen mich, ob sie gleich zuverlässig nicht weiß, daß ich sie kenne.

Nun drang ich in meinen Bruder selbst, er sollte seine Heirath beschleunigen. Er antwortete: Alles hängt von meiner Braut ab. Endlich — ich zitterte vor Alexanders

Ankunft — endlich suchte ich ihn bange zu machen. Bruder, sagte ich, du bist zwar gesund, aber doch funfzig Jahr alt. Ich an deiner Stelle würde nicht einen Tag länger warten. Deine Braut ist ein junges Mädchen; und jeder junge Mensch, den sie hier zu sehen bekommt, kann sie veranlassen, ihr Versprechen zu bereuen.

Er wurde ernsthaft und nachsinnend. „Daran denke ich selbst sehr oft," sagte er mit zu Boden gekehrten Blicken. „Ich glaube beinahe, du hast Recht, obgleich mein Jakob . . ." — (Das ist ein alter Bedienter, sein Orakel.) — „Doch Schwester, dem ist abzuhelfen: nicht so, wie du meinst, sondern auf eine andre Weise. Ich will dem guten Kinde, das freilich wohl die Augen nicht ganz offen hatte, als es Ja sagte, Zeit lassen, sich zu bedenken. Sieh, Schwester, fände Lottchen einen jungen Mann, den sie mehr liebte, als mich (und dazu gehört wohl nicht viel), so würde mir zwar das Herz brechen; ihr Glück aber wollte ich doch nicht hindern: davor sollte mich der gütige Gott behüten!

Ich wurde roth und bleich vor Zorn und Angst, als er bald nachher den andern Brüdern geradezu erklärte, daß er seine Hochzeit noch eine Weile aufschieben wollte. Er sagte: ist sie mir bestimmt, wie mein Jakob meint, weil Gott sie mir zuführte, als sie eine Waise wurde, so kann ich ja noch warten; und ist sie mir nicht bestimmt, wie ich beinahe glaube, so oft ich mich mit dem lieben Kinde vergleiche, so kann mir, wenn ich nicht eile, Gott noch einen Wink geben, und zwar durch Lottchen selbst. Sie kennt die Welt, und, hoffe ich, auch mein Herz; folglich wird sie alles wohl machen.

Der Kapitain sagte mit Kopfschütteln: Bruder, wenn du mir es nicht übel nehmen willst, so ist das eben so, als wenn ein Schiffer bei gutem Winde die Segel einzöge, und sagte: ist es Gottes Wille, daß ich fortkommen soll, so wird es wohl ohne Segel gehen. Sie ist deine Braut; nun ist es Gottes Wille, daß sie deine Frau werden soll. Und wenn du so zögerst, so könnte

sie ja glauben, es wäre dir leid geworden. Dasselbe sagten ihm mein Bruder Heinrich, Gretchen und ich; er blieb aber fest, und erklärte am Ende: Ihr habt sie beredet. Hättet Ihr das nicht gethan, so wäre es ein anderes.

Ich sprach nachher unter vier Augen mit Heinrich, der sonst große Gewalt über Ludwig hat. Du hast Recht, sagte er finster; aber er auch: denn wir haben Lotten überredet. Ich weiß kein anderes Mittel, als ihn ungeduldig zu machen. Nimm Lotten und Gretchen mit nach Leining, und gieb die Braut nicht eher heraus, als bis er den Hochzeittag ansetzt: dann ist er in vier Wochen getrauet.

Das war mein Wunsch, liebste Roßberg; denn so kam die Lotte in meine Gewalt. Zu meiner Freude ließ sie sich gar nicht lange bitten, mit mir zu reisen. Ludwig gab seine Einwilligung; denn Heinrich hatte gesagt: hier hast du gut großmüthig seyn; aber laß sie zu der Braufeld gehen: da kann sie sich gehörig besinnen, ob sie dich

nehmen will, oder nicht. Ich reiste recht von Herzen froh mit den beiden Mädchen ab.

Nun habe ich sie also in meiner Gewalt, die listige Verführerin meines Sohnes! Und Gretchen, liebe Roßberg, meine Nichte, ein schönes Mädchen, war die Braut eines Verwandten von bürgerlicher Familie. Die Partie ging zurück, weil sich fand, daß er schon ein Kind hatte. Gretchen liebt ihn indeß noch immer, und vielleicht jetzt mehr, als vorher. Doch ich habe ihre Hand, und, wo möglich, ihr Herz dazu, dem Grafen von Soren bestimmt. Da arrangire ich auf einmal die glänzende Partie meiner ältesten mit dem Major Soren, wenn ich dem andern, dem Taugenichts, der sein Vermögen in Paris gelassen hat, meine Nichte, die Erbin eines sehr reichen Vaters, verschaffe. Ich habe dem alten Onkel, dem Grafen, geschrieben; und er hat Ja geantwortet. Der Taugenichts ist schon citirt, und hat die Warnung bekommen, ja nicht etwa den Freigeist zu machen; denn meine Nichte ist eine kleine empfindsame Tugendhafte, die

ihren gewesenen Bräutigam um einer solßen Kleinigkeit willen den Abschied gegeben hat! Es wird zwar nicht leicht seyn, des Vaters Einwilligung zu erhalten, wenn er von Soren hört; doch ich rechne auf das Alter und das Ansehen dieser Familie, und besonders auf Sorens Kunst, sich zu verstellen, mit der er die liebenswürdigste Unschuld höchst natürlich nachmachen kann.

So hätte ich denn fast alle meine Wünsche erreicht, bis auf den einzigen, den größten: die Verbindung meines Alexanders mit Ihnen. Unsre Feindin ist in unserer Gewalt, und ich weiß nun fast nicht, ob ich es zugeben soll, daß sie meinen Bruder heirathet. Aber, offenherzig, ich fürchte die Besonnenheit dieses Geschöpfes. Steht sie uns nicht mehr im Wege, dann werden wir siegen. Alexander ist, bei allem seinem Jähzorn, gewiß sehr gutherzig.

38.

Frau von Braufeld an Fräulein Roßberg.

Leining.

Der kleine Soren ist hier, liebe Roßberg, und er spielt seine Rolle ganz vortrefflich. Ich fürchtete, daß er übertreiben würde; aber nein! — Er hat wohl noch seine ganze liebenswürdige Flüchtigkeit, und den lebhaften glänzenden Witz, wodurch er so allgemein gefällt; beides mildert er aber durch einen sanften Ernst, durch eine gutherzige Arglosigkeit. Gewiß, wenn dies sein wahrer Charakter wäre, so könnte er für ein Ideal von Liebenswürdigkeit gelten. Warum sind Sie aber nicht immer so, Graf? fragte ich ihn. Er hatte die Unverschämtheit, mir zu antworten: die Damen machen sich nichts aus einem Unschuldigen; ein roué zu seyn, ist bei ihnen ein größeres Verdienst. Die kleine Nichte konnte sich Anfangs in seinen Ton nicht finden; jetzt aber geht es schon besser. Meine Töchter haben ihr in den Kopf gesetzt, mit ih-

nen um die Gunst des Grafen zu wetteifern, und sie hat sich scherzend darauf eingelassen. So etwas führt oft weit; ich hoffe, es soll auch dies Mal gehen.

Die Tochter des Mechanikus wird hier Fräulein Taube genannt, und, denken Sie nur! die hochmüthige Person läßt sich das gefallen. Ich sehe es gern; denn bei dem Bruder Heinrich wird sie das gewiß nicht empfehlen. Sie haben Recht, liebste Roßberg, wenn sie es für das Sicherste halten, das Mädchen so geschwind als möglich mit Ludwig zu verheirathen. Was soll ich aber thun? Sie verlangt so wenig nach Weimerssen zurück, als man sie von dorther fodert. Ludwig bleibt dabei, daß nur ihre Wünsche über ihren Aufenthalt bestimmen sollen; und sie ist gern hier, fast glaube ich, um Sorens willen. Ich habe seit Ihrem Briefe hundertmal in sie gedrungen, ihre Hochzeit zu beschleunigen. Anfangs schien es auch, als hätte sie Lust, meinen Rath zu befolgen; jetzt aber sucht sie das Gespräch über ihre Verheirathung mit meinem

Bruder zu vermeiden, und ist oft in ein schwermüthiges Nachdenken versunken. Meine Nichte will sogar wissen, sie bereue es, ihr Jawort gegeben zu haben. Und seit wann diese Veränderung? Seit einem Spaziergange mit dem Grafen Soren, meinen Töchtern und meiner Nichte. Die Mamsell und Soren verlieren sich von der Gesellschaft. Die Andern suchen sie bis spät Abends, und finden sie endlich in der einsamsten Gegend des Waldes.

Sie wissen, liebe Roßberg, wie wenig von dem muthwilligen Menschen, dem Grafen, in einem solchen Falle herauszubringen ist. Er erzählt tausend Dinge, die nicht zur Sache gehören, und dann noch tausend, die einander widersprechen. Daß er mit ihr im Walde gewesen ist, sich von ihr verloren, und sie dann wiedergefunden hat: das ist alles, was ich erfahren kann. Aber genug, von dem Tage an betrachtet der Graf sie mit seltsamen Blicken. Und Mamsell Lotte? Meine Nichte und meine Töchter erzählen mir, sie sey an dem Abend wie außer sich

gewesen, ganz blaß, in der heftigsten Bewegung. Zwar habe sie sich Gewalt angethan, ruhig zu scheinen, doch vergebens. Meine älteste Tochter sagte mir nachher, als sie mit mir allein war: der Graf ist ein gefährlicher Mensch; und als wir ihn nach zwei Stunden fanden, war er fast eben so bestürzt, wie des Oheims Braut.

Liebe Roßberg, wer doch wüßte, ob in dem Walde wirklich das vorgefallen ist, was meine Tochter andeutete! Dann wäre die Mamsell verloren: wir hätten nicht nur den Sieg, sondern auch Rache an diesem listigen, abgefeimten Geschöpfe. Wie soll man es aber von Soren erfahren? Er wird alles leugnen. In der ersten Bestürzung hat die Mamsell sich Gretchen um den Hals geworfen, und es sind ihr ein Paar Worte von Untreue, oder so etwas, entfahren. Ich habe das Geheimniß dicht vor Augen, und kann es doch nicht fassen. Es ist gewiß nicht anders; denn seit diesem Tage hat die Mamsell keine ruhige Stunde mehr: sie fliehet die Menschen, und sucht die Einsamkeit.

Entweder ich entdecke Sorens Verständniß mit ihr, oder sie muß wieder nach Weimerssen, und meinen Bruder heirathen.

39.

Lotte an Friederiken.

Leining.

Ich bin hier bei der Frau von Braufeld, liebe Friederike. Wundre dich nicht. Sie bat mich, in Gretchens Gesellschaft auf einige Zeit zu ihr zu kommen. Oheim Heinrich wünschte, daß Gretchen sich zerstreuen möchte; und doch wollte er sie seiner Schwester nicht ohne Aufsicht überlassen. So ging ich denn mit, und, ich will es dir nur gestehen, recht gern: nicht um den Mann zu verlassen, der mein Wort hat; nein, nur um mich einmal ungestört ausweinen zu können, (was ich dort im Hause unterlassen mußte, weil ich immer von Menschen umgeben war, die meine Thränen deuteten), und um von ihm entfernt noch einmal den festen Entschluß fassen zu können, daß ich die Seinige werden wolle.

Die Gegend hier umher ist äußerst schön. Höhen, Thäler, Wälder, Kornfluren wechseln, im schönsten Gemische, mit einander ab. Und die Menschen, mit denen ich hier lebe? Frau von Braufeld ist keine gute, aber eine sehr angenehme Frau. Ihre Töchter sind junge Mädchen von Geist, aber, wie es scheint, ohne Herzen; doch für eine kurze Bekanntschaft ist das oft um so besser.

Einige Tage nach unserer Ankunft kam auch ein Graf Soren, ein sehr liebenswürdiger junger Mann, troß allem Anscheine von Leichtsinn und — wie soll ich mich ausdrücken? — Freigeisterei in der Tugend. Er plaudert sehr angenehm, kann tausend kleine Künste, treibt tausend Possen, weiß von allem mitzusprechen, ohne, wie ich glaube, eben gelehrt zu seyn, ist medisant, doch ohne Schärfe, witzig, doch ohne Zweideutigkeiten; er liebt die Welt, und lebt darin, doch ohne die Einsamkeit zu verachten und Gefühle lächerlich zu machen.

Gretchen scheint Wohlgefallen daran zu finden, daß er sie auszeichnet; und wenn es

so fortgeht, so wird sie Wintern, der zeither noch immer in ihrem Herzen war, gänzlich vergessen. Sie vergleicht den Grafen, der freilich kein schöner Mann ist, aber sehr schöne Augen hat, und ganz vortrefflich tanzt, sehr oft mit Eduard; und das ist ein schlimmes Zeichen, ob sie gleich diesem noch in allen Stücken den Vorzug giebt, und ihn sogar auch witziger findet, als den Grafen.

Ich gelte hier für ein Fräulein. Leider habe ich die Thorheit begangen, mir diese Anrede gefallen zu lassen, weil mich die Frau von Braufeld darum ersuchte. Nachher schämte ich mich, und bat Gretchen, ja ihrem Vater nichts davon zu sagen. Er würde, wenn er das erführe, nicht aufhören über mich zu spotten.

Die Frau von Braufeld drang, als ich erst einige Tage hier war, in mich, doch ernstlich an die Verbindung mit ihrem Bruder zu denken. Auch sagte sie mir, warum der edle Mann es durchaus mir überlassen wolle, den Hochzeittag zu bestimmen. Ich erklärte ihr endlich: es solle auf den Oheim

Heinrich ankommen; denn der kenne die Wünsche seines Bruders am besten. Das war ihr aber nicht genug; ich selbst sollte den Tag bestimmen, und ich versprach ihr, es in Kurzem zu thun.

Ja, du hast Recht: ich bin eine Thörin, eine verkehrte Thörin! Aber wer kann seinen Empfindungen gebieten? Ich achte den Mann, ich könnte mein Leben für ihn opfern, ich wollte Tag und Nacht für ihn arbeiten; doch ich fühle täglich mehr, daß ich ihn nicht liebe, und es ist mir immer, als würde ich ihn betriegen, wenn ich mit ihm vor den Altar träte.

Ob ich unglücklich werde, liebe Friderike: das ist gar nicht die Frage. Ich verdiente nicht einen freundlichen Blick von einem solchen Manne, wenn ich nur auf mich sehen wollte. Aber ob ich ihn glücklich machen werde, wenn ich ihn nicht liebe: das ist es!

O Friederike, sollte denn die jugendliche Liebe weiter gar nichts seyn, als der Traum einer erhitzten Phantasie, das stärkere Schlagen eines von Blut überfüllten Herzens,

daß man oft so spöttisch davon redet? Hier in der Nähe ist ein Häuschen, worin der Sohn der Braufeld mehrere Monathe gewohnt und um die Geliebte seines Herzens getrauert hat. Der Wildhüter, mit dem ich auf meinen einsamen Spaziergängen bekannt geworden bin, erzählte mir das, und sprach dabei mit der größten Ehrerbietung von seinem jungen Herrn und von dessen Liebe. Er zeigte mir die Felsenstücke, auf denen Alexander, mit Thränen in den Augen, bei Tage und bei Nacht gesessen und die Stirn in die Hand gestützt hat; und dabei bleiben auch des alten Mannes Augen nicht trocken.

Ist es denn wahr, fragte ich, daß die Braut des jungen Herrn hier bei ihm gewesen ist? Fast alle Menschen im Dorfe sagen es ja.

Er antwortete, geheimnißvoll thuend: es ist wahr, und auch nicht wahr.

Wie verstehe ich das?

Ich habe dem jungen Herrn versprochen, zu schweigen. — Und nun erzählte er mir

mehr von dem stillen Gram des jungen Braufeld. Ich frage dich, Friederike: ist denn eine solche Liebe gar nichts? und darf man sie so geradezu verspotten?

40.

Lotte an Friedriken.

Leining.

O Gott! Friederike, was habe ich dir zu sagen! Alexander, der Sohn der Frau von Braufeld, und der Mahler Schlag sind Eine und dieselbe Person. Alexander liebte mich, er liebt mich noch, und sucht mich auf. Der Brief, der mich unglücklich machte, war ein boshafter Betrug seiner so grausamen Verwandten. Aber das Schicksal ist noch grausamer, als sie: es machte mich zu der Verlobten seines Oheims! Während er mit treuer Liebe, mit ängstlicher Sehnsucht umher irrt, mich zu suchen, vernichte ich sein und mein Glück. O, ich Treulose! ich Unglückliche! Nirgends sehe ich Hoffnung, nirgends Hülfe. Ich muß noch einmal fliehen; denn hier bin ich in der Gewalt seiner har-

ten Mutter. Wer weiß, auf welche schreckliche Anschläge sie wieder sinnt! Ich muß fort; und nach Weimerssen kann ich nicht gehen. Darf ich einen edlen Mann mit einem Herzen betriegen, das von glühender Liebe für einen Andern schlägt?

Ach, schon längst hatten sich traurige Ahnungen meiner Seele bemächtigt. Ich floh die feindlichen Menschen, ehe ich noch wußte, wie feindlich sie sind. Mein liebster Aufenthalt war ein wilder Felsengrund, durch dessen Klippen sich ein rauschender Bach ergießt, ringsum von alten Eichen und Buchen umgeben. An einen Hügel lehnt sich ein Häuschen, das Alexander bewohnt hat; die Fenster sind mit wildem Wein, mit Geißblatt und Epheu verschleiert, zwischen deren dunklem Blättergewebe die Kriechrose einzelne Blumen hervortreibt. Dahin ging ich, als sagte mir mein Genius: dieser Ort gehört für dich; er ist das Heiligthum deiner unglücklichen Liebe. Hier — so erzählten alle Einwohner von Leining, und alle Domestiken der Braufeld — hier geht ein Geist,

Alexanders Geliebte, schweigend, seufzend um. — Mehrere wollen ihre Gestalt gesehen haben; Niemand betritt das Häuschen, ja Niemand nähert sich auch nur: denn Alle schwören darauf, daß der Geist in dem Häuschen oft sichtbar werde. Furchtlose Männer, die an den hohen Fenstern hinauf geklettert sind, haben ihn am hellen Mittage in dem Lieblingszimmer Alexanders auf dem Sofa sitzen sehen. — Diese Sagen machten mir den Ort noch schauerlicher, noch lieber, und ich ging dahin, so oft ich konnte.

Auch der Wildhüter, der in einem kleinen Seitengebäude wohnt, drückte sich räthselhaft darüber aus, und versicherte, daß er das Eine Zimmer nie betrete. Der alte Mann liebte mich, besonders darum, weil mir die Gegend so gefiel, worin sein junger Herr getrauert hatte; und so kostete es mir keine Mühe, den Schlüssel zu dem Häuschen von ihm zu erhalten.

Nun verlor ich mich von Gretchen und Alexanders Schwestern, die einen Spaziergang mit mir machten. Ich trat mit einem

kleinen Schauder in das Häuschen, und blieb zögernd vor dem Zimmer stehen, worin der Geist bisweilen sichtbar werden sollte. Als ich die Hand auf den Drücker des Schlosses legte, fand ich die Thür offen. — Denke dir mein Schrecken, Friderike! Ich sah mich selbst, auf einem Sofa ruhend, und meine ehemalige Harfe neben mir. Daß ich einen Schrei ausstieß, weiß ich noch; weiter aber nichts: denn ich sank betäubt zu Boden. Als ich wieder zu mir selbst kam, hatte ich nicht den Muth, noch einmal seitwärts auf die Gestalt zu blicken; auch fühlte ich mich zu matt, um zu fliehen. Mich ergriff eine höchst seltsame Empfindung: ich glaubte zu träumen; denn ich war wie in die Vergangenheit zurückgezaubert. Nach einer Minute merkte ich, woher das rührte. Ich sah alle Möbel, die mir bei meinem Vater gehörten, und die Gestalt auf dem Sofa war die Wachsmaske, die mein Vater nach meinem Gesichte gemacht hat. Kleider, die ich selbst getragen habe, lagen darunter, als bedeckten sie einen menschlichen Körper.

Jetzt wurde es mir fast gewiß, das Alexander mein Geliebter wäre; und die Bestätigung fand ich auf seinem Schreibtische in unvollendeten Briefen an Eduard Winter. Ich sah daraus, daß ich betrogen bin, daß er mich noch liebt, und mich sucht. Nun setzte ich zusammen, was ich in Weimerssen von Alexander Braufeld gehört hatte; und alles wurde mir deutlich. Ich war außer mir, und ganz ohne Bewußtseyn warf ich die Gestalt, die mich vorstellte, aus einander.

„Die Verlobte seines Oheims!" das war die einzige Vorstellung, mit der sich meine Seele in dem schwärzesten Trübsinn beschäftigte; ich sah, in welchem Lichte ich ihm und dem Oheim erscheinen mußte. Aus meinem finstern Trübsinn wurde eine gänzliche Muthlosigkeit meiner Seele, eine erstarrende Gleichgültigkeit gegen alles. Ich fühlte, daß ich dem Oheim und dem Neffen entsagen mußte, wenn ich nicht Beider Achtung verlieren wollte. Mit dem Entschlusse, das Glück des Lebens aufzuopfern, um dessen würdig zu bleiben, ging ich aus dem Zimmer.

Man hatte mich schon gesucht. Der Graf Soren, unser Begleiter, fand mich endlich. Er erschrak, als er mich sah, und die Mädchen nachher noch mehr. Gretchen fragte, wovon ich so bleich aussähe. Das ist meine wahre Farbe, antwortete ich kalt; die blühenden Wangen waren nur eine Maske. Sie fragte nicht weiter; doch von Zeit zu Zeit wirft sie scheue Blicke auf mich, als ahne sie meinen Entschluß, und wolle ihn nur nicht bestimmt von mir erfahren.

Die grausame Mutter fürchte ich nicht mehr; auch sonst nichts. Ich bin ruhig, ohne etwas zu verlangen, oder zu hoffen. Man sieht mich neugierig an. Mitleiden haben ja die Menschen für das Unglück nicht, nur Neugierde.

Ich zittre davor, Ihn wiederzusehen, Ihn, den ich liebe, und ihn, mit dem ich verlobt bin; und doch habe ich den Muth nicht, Leining, Weimerssen, und das Leben zu verlassen.

Man sagt, wer sich selbst sieht, stirbt bald. Ich habe mich selbst gesehen. O Friederike, wenn ich doch bald stürbe!

41.

Runden an Eduard.

Karlsruhe.

Es ist geschehen, Eduard. Nun bin ich ruhig und glücklich! Es mußte geschehen: das fühlte ich, wie du es fühltest.

So ist der Mensch! Nach der That möchte er gern, wie ein Dieb, davon schleichen. Er flieht vor der Rache, und die strenge Göttin folgt ihm in gleichem Schritte nach. Sie steht am jenseitigen Ufer, wenn er eben fliehend das diesseitige betritt. Nichts hält sie auf: ihr kalter Athem berührt schon den Nacken des Verbrechers; und doch sucht er zu entfliehen, anstatt die Göttin zu erwarten und zu versöhnen.

Das war mein Schicksal, Eduard, mein fürchterliches Schicksal. Ich floh nach Moskau, weniger, um dort Geschäfte zu treiben, als der Strafgöttin zu entkommen. Dann ging ich nach Schwaben. Ich zitterte aufs neue: die Armand reis'te nach Paris, und der Weg nach Straßburg führte ja durch meinen neuen Wohnort. Alle meine Freuden

waren

waren vergiftet; zitternd hing ich in den Armen meiner geliebten Frau, zitternd drückte ich meine Kinder an das Herz. Du, Eduard, wurdest unglücklich; ich Ungroßmüthiger wußte es, und that nichts, dich zu retten. Frau und Kinder schleppte ich aus dem geliebten Vaterlande, aus dem Kreise einer theilnehmenden Familie, in die Fremde, zu unbekannten Menschen. Ich war grausam genug, meine Familie für mein Verbrechen büßen zu lassen.

„Wenn ich mich nun," fragte meine Frau, als wir eines Abends das Unangenehme des Fremdseyns drückend fühlten — „wenn ich mich nun an diese Gegend und die hiesige Art zu leben gewöhnt habe — ganz werde ich es nie können; aber wenn ich nun daran gewöhnt bin: werden wir dann immer hier bleiben?" Das sagte sie freundlich, lächelnd, gütig; doch auf einmal wurde sie von innerem Schmerze überwältigt, und es standen Thränen in ihren Augen. Sie lehnte sich an meine Brust, und sagte: „vergieb mir! mein Gefühl wurde mir zu stark."

Ich habe nicht gewußt, erwiederte ich, wie lieb dir das Vaterland ist.

„Ist es dir denn nicht lieb? O, warum mußten wir reisen! Der Mensch ist kein Zugvogel: er hat ein Grab, und also ein Vaterland. Warum mußten wir die Gräber unsrer Vorfahren verlassen!” (Ich war betäubt durch diese so unerwarteten Klagen.) „Was fliehest du denn, geliebter Mann?”

Die Strafe einer Unbesonnenheit, antwortete ich, und legte betrübt mein Gesicht auf ihre Schulter.

„Welcher? darf ich sie wissen?” fragte sie mit Engelsfreundlichkeit weiter. Ich schwieg. — „Darf ich nicht mittragen, was die Seele meines Freundes beunruhigt?”

Kannst du vergeben? fragte ich schnell.

„Was es auch seyn mag, ich kann vergeben. Ich habe vergeben, Runden! . . . Ich habe vergeben!” wiederholte sie noch einmal.

Du hast . . .? fragte ich erstaunt.

„Ja! was ich nie zu können glaubte: ich habe meinem Manne eine Untreue vergeben.”

Du weißt . . .? sagte ich erstarrt.

„Sonst nichts," antwortete sie lächelnd, „als den Nahmen Armand. Ich mußte in deiner Abwesenheit die Briefe suchen, die meines Bruders Handlungskauf betreffen. Mein Schlüssel schloß deinen Schreibtisch. Der erste Brief, der mir in die Hände fiel, war von Winter, und betraf die Armand, und deine Tochter. Ich erstarrte, und legte mit zitternden Händen die Blätter zusammen. Da kam dein Brief aus Moskau, mit Versicherungen deiner unwandelbaren Liebe. Ich glaubte ihnen, und du bist es werth, daß ich ihnen glaubte; denn du liebst mich jetzt, das weiß ich."

Julie, immer! Ich habe nie ein andres Weib geliebt, als dich.

„O, dürft' ich es glauben!"

Ich ging an meinen Schreibtisch, und gab ihr alle meine Briefe an dich in Abschriften, mit deinen Antworten. Sie las schweigend, und ihr Gesicht erhellte sich immer mehr, ihre Blicke wurden immer seliger. Als sie fertig war, rief sie: „Eduard!"

und breitete ihre Arme dir, nicht mir, entgegen. „Ich glaubte, dir mehr vergeben zu haben, als das," sagte sie dann, mich umfassend. „Ungetreu warst du nicht, bloß sinnlich. Nun, zur Strafe dafür — will ich deine Tochter erziehen."

Und wir wollen wieder nach unsrem Vaterlande.

„Und den edlen Winter rechtfertigen."

Ich fand bald einen Käufer zu meinem Gute, und der Handel war in einer Stunde geschlossen. Das geschah vorgestern, und heute sind wir schon auf der Reise. Hier in Karlsruhe, sage ich dir froh: die Nemesis ist versöhnt. Bald, Eduard, sinke ich an das Herz des edelmüthigsten Freundes. — Den Tag, wann ich nach Weimerssen komme, bestimme ich dir nächstens.

42.

Lotte an Friederiken.

Leining.

Wir gehen nach Weimerssen zurück, liebe Friederike. Ich folge der leitenden Hand

eines ungetreuen Führers, meines Schicksals. Wohin kann ich Arme fliehen? Wäre ich nicht eine Protestantin, so rettete ich mich in ein frommes Kloster. Ich habe zeither Stunden lang am Fenster gestanden, und die Heerstraße hinunter gesehen. Jedem, der vorüber ging oder fuhr, sah ich mit schmerzlicher Sehnsucht nach, und sagte dabei in tiefer Wehmuth: weh mir! wohin kann ich? O, meine Vaterstadt ist mir verschlossen. Du hast mir verschwiegen, was früher vielleicht mein Herz gebrochen hätte. Ein Steckbrief! O, ich habe in Weimerssen einmal gehört, daß Alexanders Geliebte dadurch öffentlich beschimpft wäre. Jetzt erinnre ich mich genau an die einzelnen Worte, die darüber gesprochen wurden. Diese Schande trennt mich auf ewig von Glück, von Hoffnung, von allem, was im Leben tröstet.

Nein, ich suche keine Freistätte mehr, darin zu leben, nur eine, wo ich ruhig sterben kann. Ich bin für diese Erde verloren!

O, wie hasse ich die grausame Frau, die

mich unglücklich machte! Ich hasse sie, und zittre doch vor ihr, wie jetzt vor allen Menschen. Es ist schrecklich! Man hat mir mit der Ehre alles genommen, Vertrauen und Muth. Wer würde mich aufnehmen, wenn ich flöhe? Ich folge still, wie ein Opfer, meinem Schicksal.

Kaum kann ich mich noch darüber freuen, daß meine gute Margarethe gerettet ist. Der Graf Soren sollte sie heirathen, und war deswegen hieher nach Leining gerufen. Wenn ich nicht irre, habe ich dir schon über ihn geschrieben. Er gefiel Gretchen; oder vielmehr, sie hatte sich vorgenommen, daß er ihr gefallen sollte, ich glaube, um ihres Vaters Prophezeiung, daß sie Eduarden alles vergeben würde, zu Schanden zu machen. Sie ließ sich mit dem Grafen ein, und er führte sie von Schritt zu Schritt immer weiter. Wie es mir schien, verdroß es sie, daß Eduard so unthätig blieb. Ich fragte sie: Gretchen, was soll er denn thun? und was kann er thun? Sie wußte freilich keine Antwort; aber — sie ist ein Mäd-

chen, wie wir es in gewissen Punkten alle sind. Ohne Zweifel sollte Eduard bitten, flehen; und sicher wiese sie ihn ab, wenn er das thäte.

Unmerklich war sie mit dem Grafen weiter gekommen, als sie vielleicht selbst gewollt hatte; und nun machte er Ansprüche. Ihre Tante drang ungestüm in sie. Jetzt wurde Gretchen bange. Sie wollte indeß ihre Rolle nicht aufgeben, und so gerieth sie, um Einer Verlegenheit auszuweichen, in eine andre und größere. „Ich glaube beinahe,” sagte sie eines Morgens mit erkünstelter Gleichgültigkeit, aus der aber die höchste Angst hervorleuchtete, „daß ich den Grafen Soren heirathen werde.”

Die ganze Familie bemühete sich sehr angelegentlich, durch die feinsten Schmeicheleien und andre Mittel, diese Verbindung zu bewirken. Man erbitterte Gretchen immer mehr gegen Eduard, und ich habe Ursachen, zu vermuthen, daß man sich sogar Verläumdungen gegen ihn erlaubte. Gretchen sah sich auf einmal in den Netzen ih-

rer Verwandten gefangen, und nun erst fühlte sie das Aengstliche ihrer Lage. Man schrieb an ihren Vater. Der Graf Soren reiste selbst nach Weimerssen, und hatte dort gefallen. Der Zollschreiber gab seine Einwilligung, doch nur, in dem Falle, daß Gretchen den Grafen liebte, und ihm ihre Hand freiwillig geben wollte. Nun stand das arme Mädchen auf einmal am Rande des Abgrundes, den sie sich selbst gegraben hatte. In dem Augenblikke, da sie Eduarden auf immer verlieren sollte, brach ihre Liebe, die so lange von Eifersucht, Empfindlichkeit und Zorn unterdrückt gewesen war, mächtig wieder hervor, und sie stand in Begriff, alle Banden, die sie fesselten, zu zersprengen. Doch für diese entscheidende Minute hatte ihre listige Tante den betäubendsten Schlag aufgespart. Gretchen kam mit einem ungewöhnlich glühenden Gesichte von ihrem Zimmer, und sagte mir im Vorübergehen: Lotte! Eduard ist ein sehr nichtswürdiger Mensch.

Sie stand dann gleichgültig unter ihren

Verwandten da, und überließ sich, wie gedankenlos, den Liebkosungen des Grafen. Auf einmal öffnete sich die Thür, und Eduard, mit Staub bedeckt, erhitzt, erschöpft, und doch in wilder Bewegung, trat in das Zimmer.

Die Braufeld erschrak, und verlor auf einige Augenblicke alle Besinnung. Dann aber sagte sie: Vetter Eduard, Sie kommen zu rechter Zeit, die Verlobung des Herrn Grafen Soren mit ihrer Cousine Gretchen feiern zu helfen. — Sehr wohl, ma tante! erwiederte er mit Blicken, die Flammen sprüheten, und sah nun mit den funkelnden Augen stolz, ich könnte sagen verachtend, rings umher auf uns Alle. Dann fuhr er fort: wenn der Herr Graf auch meinen Zunahmen hört, dann erinnert er sich meiner vielleicht von Paris her. Herr Graf, ich heiße Eduard Winter."

Dieser Nahme wirkte auf den Grafen wie ein unvermutheter Donnerschlag. Er erblaßte; doch nicht lange, so stand er wieder lächelnd da.

„Cousine," sagte Eduard, (er trat ihr

einen Schritt näher, und seine Augen wurden noch funkelnder, seine Stellung noch stolzer); „so eben sagte die Tante, Sie wären die Verlobte des Grafen Soren. Das hat freilich die Bande . . . Wie ist mir denn? Waren Sie nicht schon meine Verlobte? Nun, das ist vorbei!"

Ja, mein Herr, sagte sie heftig; ich bin die Verlobte des Grafen Soren, und schätze mich glücklich, Ihnen das sagen zu können.

Er machte eine heftige Bewegung; dann aber hob er sanft an: arme Betrogene! Ich komme zu spät, viel zu spät, für dieses Herz (er legte bewegt eine Hand auf die Brust); „aber, Gott Lob, noch nicht zu spät, Sie zu retten."

Der Graf trat mit einem erkünstelten Stolz einen Schritt vorwärts, und sagte, aber sehr furchtsam: ich weiß nicht, mein Herr, wozu das führen soll. Was geht Sie meine Verlobung an?

„Mich?" fragte Eduard mit einem unbeschreiblich fürchterlichen Blick auf den Grafen. „Was sie mich angeht? Wäre ich mei-

ner Cousine ganz fremd, sähe ich sie hier zum ersten Male, und wüßte ich auch, daß sie neben dem Wankelmuth ihres Herzens noch hundert andre Fehler hätte, so würde ich dennoch sagen: sie kann nicht die Verlobte des Grafen Soren seyn. Das zu erweisen, bin ich hier! Herr Graf, wie konnten Sie es wagen, so lange ich noch lebe...“

Wahrhaftig, er ist verrückt! sagte die Frau von Braufeld. — Er ist verrückt! wiederholten die Töchter. Eduard sah sie mit stolzen Blicken an. „Verrückt? Der Graf hier weiß, daß ich wohl meine Sinne beisammen habe. Aber hätte ich sie nicht — wer wäre daran Schuld? . . . O, ich wollte es nicht glauben, guter Oheim Ludwig, als ich deinen Brief bekam. Die Verlobte eines Andern! Und wessen! wessen!“

Das Letztere sprach er, wie vor sich, und in Tönen, die mir durch die Seele drangen. Frau von Braufeld winkte dem Grafen zu, der völlig unentschlossen zu seyn schien, doch nun auf einmal anhob: die Komödie, Herr Winter, dauert in der That zu lange. Daß

Sie Ihren Verlust empfinden, läßt sich denken; aber das Fräulein ist nun einmal meine Braut, und giebt mir in Kurzem ihre Hand.

Eduard wendete sich stolz zu dem Grafen. „Ihre Hand? Hätte sie es schon gethan," (mit einem fürchterlichen Blicke) „so wären Sie verloren, und wenn alle Fürsten der Erde Sie beschützten. Was konnten Sie je für Rechte auf dieses Mädchen gewinnen? Herr Graf, Sie sind ein Bösewicht!"

Der Graf sprang wild auf ihn zu. Was wollen Sie, Herr? Reden Sie, elender Verläumder!

„Der edle Tour du Val hat mir seine Papiere anvertrauet. Ich kann sie morgen dem Hofbankier übergeben."

Der Graf erblaßte, und sagte leise, Eduard möchte unter vier Augen mit ihm reden.

„Mit Ihnen nicht ein Wort. Gestehen Sie hier der Wankelmüthigen, daß Sie schon verheirathet sind."

Verheirathet? riefen wir Alle mit Abscheu, sogar die Braufeld. Der Graf war

wie betäubt. Ja, brachte er endlich hervor, ich bin, so zu sagen, verheirathet. Aber die Trennung meiner Ehe wird gar keine Schwierigkeiten finden. Eine jugendliche Unbesonnenheit . . . Das Mädchen, das sich meine Frau nennt . . .

„Wagen Sie es nicht," unterbrach ihn Eduard, „das edle, so schändlich betrogene Mädchen zu verläumden!"

Gretchen war todtenbleich, und hatte sich mir nach und nach genähert. Jetzt sank sie ohnmächtig in meine Arme. Ich legte sie auf den Sofa. Eduard näherte sich ihr, und sagte: o, wie sie den Bösewicht liebt!

Ich führte ihn in ein Fenster, und flisterte ihm leise zu: sie hat nie aufgehört, Sie zu lieben. Er sah mich kalt, wie verachtend, an. Dann verbeugte er sich, und sprengte vom Hofe hinunter.

Als Gretchen wieder zu sich kam, und ihn nicht mehr im Zimmer sah, legte sie ihr Gesicht auf das Sofakissen. Endlich hob sie sich langsam auf, reichte mir die zitternde Hand, und sagte leise: nun bin ich unglücklich!

Wenn aber, fragte die Tante, der Graf seine Verbindung trennen läßt?

Ist er darum weniger niederträchtig? antwortete Gretchen stolz. Sie gab mir einen Wink, und ich begleitete sie auf ihr Zimmer. Eduard liebt Sie noch, sagte ich tröstend. — „Aber er verachtet mich!“ erwiederte sie; und ich konnte ihr nicht widersprechen.

Sie drang nun bei ihrer Tante darauf, nach Weimerssen zurückzukehren. Es wurde ein Bote dahin geschickt, unsre Rückkehr zu melden, und etwa in einer Stunde werden wir abreisen.

Daß Eduard unschuldig ist, kann ich fast nicht mehr bezweifeln. Das glaubt auch Gretchen; und um so schmerzlicher ist es ihr, ihn verloren zu haben. Sie ist so unglücklich, wie ich.

43.

Lotte an Friederiken.

Weimerssen.

Wir sind wieder in Weimerssen, liebe Friederike. Ludwig kam uns zu Pferde entgegen, und hatte kaum den Muth, uns anzureden. Als Gretchen ihm sagte, daß ihre Verbindung mit dem Grafen zurückgegangen wäre, wurde er unbeschreiblich heiter. Gott sey Lob und Dank! rief er. Liebes Kind, jetzt weiß ich, was der arme Eduard gelitten haben würde, wenn er dich verloren hätte! — Er wollte nun wissen, auf welche Weise sie von dem Grafen losgekommen wäre. Als ich es ihm erzählt hatte, sagte er: und wenn Eduard nun auch einmal schwach gewesen wäre, so hat er dich doch von dem größten Elende gerettet, das ich mir denken kann: die Frau eines Bösewichts zu seyn. Nicht wahr? jetzt ist alles vergeben und vergessen. — Wir Beide seufzten nur, und er ritt schweigend neben dem Schlage her. Es wundert mich, hob er nach einer Weile wieder an, daß Eduard

nicht nach Weimerssen gekommen ist. Gretchen, du hast ihn doch wohl recht von Herzen lieb? Ich will hoffen, die Verlobung mit dem Grafen ist weiter nichts gewesen, als — wie sagt dein Vater doch immer? — als ein dépit amoureux. — Wir konnten ihm wieder nicht antworten.

Der Kapitain und Heinrich standen, als wir kamen, vor der Thür. Jener sah Gretchen sehr finster an, und schwieg. Der Vater sagte: „ich glaubte, Ihr würdet den Grafen mitbringen." Der Kapitain polterte heraus: Bruder, laß ihn zum Teufel gehen! Eduard war ein guter, fester Mast; der Graf nur ein Nothmast, aus elenden Planken zusammen gezimmert.

Bruder, sagte Ludwig, Gretchen ist, Gott Lob! wieder frei. Aber ich fürchte beinahe, mit Eduard ist es noch in weitem Felde.

Viktoria! Ei, was in weitem Felde! Sie hat es ihm wett gemacht. Beide haben einander nichts mehr vorzuwerfen.

Ich glaube, sagte ich, Herr Wihter ist unschuldig, und . . .

Das wird die Sache schlimm machen, fiel Ludwig ein.

Unschuldig? Nun, also doppelt Viktoria! denn Gretchen ist, hoffe ich, doch auch unschuldig. — Gretchen schlug die Augen nieder. Ich erzählte, als sie gleich nachher auf ihr Zimmer ging, die ganze Begebenheit. Paperlapap! rief der Kapitain. Der Teufel sollte ihn holen, wenn nun Er anfangen wollte Umstände zu machen. Ist es doch wahrhaftig, als hätten sie sich beredet, uns der Reihe nach zu Narren zu haben.

„Bruder," sagte Heinrich, „das wird sich geben. Man streicht die Segel nicht eher, als bis der Andre eine Kugel schickt. Das gehört zum Ceremoniel der Liebe." Ludwig allein schüttelte den Kopf.

Am folgenden Morgen saßen wir beisammen, und die Sache wurde ordentlich verhandelt; doch Gretchen war mit der kleinen Armand beschäftigt, und sagte zu allem nicht ein Wort. Ludwig führte einen Mann und eine junge, schöne Frau in das Zimmer. Kaum hatte der Fremde sich verbeugt,

so erblickte er das kleine Mädchen, und rief: Adele! Julie, das ist meine Tochter! Adele, mein Kind! Die Frau drückte die Kleine an ihre Brust, und benetzte sie mit Thränen.

Ich heiße Runden, so wendete der Fremde sich nun zu Heinrich. Jetzt braucht mein Nahme, Gott sey Dank, nicht mehr ein Geheimniß zu seyn. Ich komme, meine Tochter abzuholen, und Ihnen die Unschuld meines großmüthigen Freundes Winter zu erweisen. Ist er noch nicht hier? (Gretchen erblaßte.)

O, sagte die Frau, mit Thränen in den Augen: wie freue ich mich darauf, Herrn Winter zu sehen! Er ist einer der edelsten Menschen auf der Erde!

Runden zog Briefe hervor, die Eduards Unschuld sonnenklar bewiesen, und auch den kleinsten Zweifel über sein Betragen hoben. Der Kapitain sprang fast nach jedem Briefe auf, stellte sich mit ausgespreitzten Beinen vor Gretchen hin, und rief: du Glückskind! hörst du auch zu? Siehst du wohl? Eine Waare, die ich bringe und empfehle, kannst du wie baares Geld nehmen, oder wie ein Faß Tabak in Virginien.

Als Runden mit dem Vorlesen der Briefe fertig war (aus denen er nur ein Paar Stellen wegließ, worin vielleicht meiner, und nicht im Besten, erwähnt wurde), rief auf einmal der Kapitain, so laut er konnte: Viktoria! — Jakob, der vor der halb offnen Thür gestanden und zugehört hatte, steckte jetzt den Kopf herein, und rief, ein wenig leiser, als der Kapitain, aber doch immer laut genug, gleichfalls: Viktoria! Wir Alle mußten darüber lachen; nur Ludwig sagte: ach, Bruder! ich glaube, du kommst mit deinem Viktoria zu früh. Je unschuldiger, desto schlimmer! Da sieh nur dort! Jetzt wird Gretchen die Kreuzträgerin!

Gretchen ging in ihres Vaters Cabinet, und bald nachher sah ich durch die Glasthür, daß sie mit gefaltenen Händen vor Eduards Bildniß saß, und die Augen voll Thränen fest darauf heftete. Ich erzählte jetzt, was Eduard in Leining gesagt, und wie er sich benommen hatte. Alle schwiegen; es war eine Todtenstille.

Auf einmal trat Eduard, der bei Ludwig

abgestiegen war, in das Zimmer. Ich zog sogleich die Gardine vor die Glasthür, damit Gretchen, die noch in der vorigen Stellung saß, ihn nicht sehen sollte. Runden war der Erste, der auf ihn zu flog. Dann umringten wir ihn Alle, und äußerten unsre Freude über seine Rechtfertigung. Unsre Liebe schien ihm nicht gleichgültig zu seyn, wohl aber die Beweise seiner Unschuld.

Endlich wollte der Kapitain zur Sache kommen. Er hob an: Gretchen, das arme Kind, dauert mich. Ich glaube, sie wird nicht eher aufhören darüber zu weinen, daß sie dir so großes Unrecht gethan hat, als bis du ihr die Augen trocknest.

Lieber Oheim, erwiederte Eduard, nicht kalt, aber auch nicht warm: sagen Sie ihr, daß ich ihr von Herzen verzeihe. Der Schein war so sehr gegen mich.

Recht, sagte Ludwig: gerade wie jetzt gegen sie.

Ich denke, erwiederte Eduard ruhig, hier ist niemand, der sie beschuldigt. Sie verlobte sich mit dem Grafen Soren; denn die Verbindung mit mir war aufgelöst.

Der Kapitain klopfte ihm auf die Wange. Das nenne ich doch vernünftig gesprochen! Sie ist unschuldig, du bist unschuldig. Nun kannst du nur den Hochzeitstag bestimmen. Die andern Alle sagten, du würdest nicht wollen.

Sagten sie das? Nun, so darf ich es nicht sagen, lieber Oheim.

Aber, wenn sie nun unschuldig ist, wie du selbst sagst? Du wirst doch keine Umstände machen?

Lieber Oheim, fragen Sie Gretchen selbst, ob je von einer Heirath zwischen uns die Rede seyn kann.

Bruder, rief der Kapitain jetzt auffahrend; wenn ich weiß, was der Mensch will, so vermesse ich mich, ein Land, das noch niedriger ist als Aegypten, in einer Entfernung von drei Meilen aus der untersten Kanonenluke zu entdecken, und zwar bei hoher See.

„Er will jetzt gar nichts," antwortete Heinrich trocken, „oder er weiß es eben so wenig, wie du. Indeß freue ich mich, daß

in den Aerger und in das Leben voll Zank und Verdruß doch wenigstens Mannichfaltigkeit kommt. Erst hetzte Gretchen ihn, jetzt er Gretchen. Erst machte uns die mit ihren Thränen heiß; jetzt macht der uns mit seinem Trotze kalt. Ueber das menschliche Leben, Bruder, mußt du wissen, sieht man nie höher, als aus der untersten Kanonenluke, höchstens bis an die nächste Welle; die Küste der Zukunft ist noch niedriger, als Aegypten. Ich weiß übrigens nicht, warum du nicht lieber Holland genannt hast, als Aegypten; denn das liegt sogar tiefer, als das Meer."

Richtig hatte Heinrich den Kapitain aus dem Zusammenhange gebracht. Holland? Der Teufel redet von Holland, ich nicht! — Damit ging er brummend in einen Winkel.

Die Base, die den Zollschreiber genau kennt, schien zu befürchten, daß Er jetzt die Sache einleiten möchte, und wollte daher den Kapitain wieder in das Spiel ziehen. Vetter Erich, fing sie hämisch an, Sie sprachen von Gretchen, und . . .

Heinrich unterbrach sie, wieder sehr trokken: „von Gretchen, Base, ganz richtig. Aber nach ein Paar Sekunden sieht er wieder aus den Kanonenluken, anstatt aus dem Mastkorbe; und so hat er nichts vor sich, als Meer, kein Land.“

Wenn ich wieder ein Wort sage, so sollen sie mich . . .

„Kielholen,“ fiel Heinrich ein. „Ich weiß, so etwas meinst du. — Sieh, Eduard, dein Fall, zu dem ich bis jetzt weder Böses noch Gutes gesagt habe, will mit großer Vorsicht behandelt seyn. In meiner Jugend hat mir nichts so viel Kopfbrechen verursacht, als der alles erreichende Hund, und der durch nichts zu erreichende Fuchs in Ovids Verwandlungen. Der Hund wird auf den Fuchs losgelassen. Er holt den Fuchs ein, sagte ich zu meinem Nachbar; denn sonst hieße er nicht der alles erreichende Hund. Mein Nachbar, ein ehrlicher Tropf, sagte Ja. Er holt ihn nicht ein, fing ich wieder an; denn wie wäre der Fuchs sonst der nicht zu erreichende? — Sie wer-

den Beide zu Stein, sagte mein Nachbar; und ich: das heißt den Knoten zerhauen, nicht ihn lösen. Lieber Eduard, man lachte mich aus, daß mich die Sache interessirte. Späterhin habe ich gefunden, daß Menschen oft in vollen Sprüngen den nicht zu erreichenden Fuchs verfolgen, und haschen wollen, was nicht zu haschen ist. Nun, dein Fall mit Gretchen ist diese Fuchsjagd, doch mit dem Unterschiede, daß ihr die Rollen mit einander wechselt. Du scheinst schuldig: Gretchen flieht vor dir, und du bist hinterdrein. Deine Unschuld wird erwiesen. Während dessen hat Gretchen den Schein der Schuld auf sich geladen: du fliehest; und sie ist hinterdrein. Recht so! fliehe du nur! Auf irgend einem Punkte harrt schon eine Schuld auf dich, oder doch der Schein einer Schuld; dann fliehet Gretchen wieder, und wir können uns die Köpfe zerbrechen, wer endlich den andern erreichen wird. . . . Was ist denn aber am Ende Gretchens Schuld? Eifersucht, weiter nichts. Und, laß dir doch erzählen, was die Braufeld, ihre

Töchter, und der Graf Soren von dir gesagt haben."

Jetzt lief Adele an das Cabinet, und schlug die Gardine vor dem Fenster zurück, wahrscheinlich um nach Gretchen zu sehen, an der sie mit großer Liebe hängt. Gretchen lag vor Eduards Bilde auf den Knieen. Eduard! sagte Ludwig; sieh dort! — Eduard ging, noch unentschlossen, zögernd, auf das Cabinet zu. Als er die Thür öffnete, wendete Gretchen schnell das bleiche Gesicht zu ihm hin. So wie sie ihn erblickte, schrie sie auf, und wollte fliehen; doch sie war zu matt, nur einen Schritt zu thun, und sank in seine Arme. Ludwig zog die Gardine wieder zu, und sagte: laßt sie sich ohne Zeugen versöhnen; nur Eduard muß sehen, wie Gretchen erröthet.

Ei was! rief der ungeduldige Kapitain nach ein Paar Minuten: ich will wissen, woran ich bin! Er zog die Gardine weg, Gretchen saß auf Eduards Schooße, in seinen Armen, und er drückte seinen Mund an ihre Lippen. Der Kapitain rief noch

einmal: Viktoria; und jetzt stimmten wir Alle mit ein. Eduard und Gretchen kamen ein wenig beschämt wieder in das Zimmer.

„Ich bedaure dich, Eduard," sagte Heinrich; „du hast immer Unglück mit deinen Liebeserklärungen. Deine Schwarzdornblüthe wollte dieses Mal bei Sturm hervor; da kam der Kapitain mit seinem Viktoria! dazwischen." Gretchen hatte noch Thränen in den Augen; doch sie und wir Alle mußten lachen. Ich will dir ein ander Mal erklären, was Heinrich mit der Schwarzdornblüthe sagen wollte; wir verstanden es durch einen Brief von Eduard, den Runden uns vorgelesen hatte.

„Glaubt mir," sagte Heinrich ganz ernsthaft, „unter Lachen wird eine Versöhnung am schnellsten geschlossen. Das Pathos ist nicht so menschlich als das Lachen; denn man schämt sich bei Lachen wohl des Pathos, aber nicht umgekehrt. Ich wette, Eduard will jetzt nicht einmal wissen, wie sehr Gretchen schuldig ist.

O, ich liebte ihn immer! sagte Gretchen.

Lotte kann mir das bezeugen; sie weiß, wie unglücklich ich war. O Gott, welch ein langer, böser Traum! und nun erwach' ich an seinem Herzen so glücklich!

In Eduards Gesichte blieben noch Spuren von Unmuth zurück. Er sprach mich, sobald er Gelegenheit dazu hatte, allein. Ich erzählte ihm alles ganz aufrichtig, und nun verloren sich seine Zweifel. — Jetzt bestätigte er mir, daß Soren wirklich schon an die Tochter eines Franzosen verheirathet ist, die er verführt hat. Des Menschen ganzes Leben besteht aus einer langen Reihe von Verbrechen und Lastern. Gott, von welchem schauderhaften Abgrunde hat Eduard Gretchen gerettet!

Adieu, Friederike. Der glückliche Ausgang dieser Begebenheit hat mich ein wenig erheitert. Ludwig ist noch der Vorige. Ach, ich zittre vor jeder kommenden Minute.

44.

Der junge Bauer an seine Mutter.

Sandmühl.

Nur mit einigen Worten, liebe Mutter, kann ich Ihnen mein Glück ankündigen. Die fromme Christiane wird mein. Sie rang geraume Zeit zwischen Leben und Tod. Nicht Liebe zu dem elenden Leiser war die Ursache ihrer Krankheit, sondern getäuschte Hoffnung, Schmerz über betrogenes Vertrauen. Ihres alten Vaters Gemüth hat der Bösewicht so zerrüttet, daß er jetzt sogar gegen seine Familie bitter und rauh ist; er wirft Christianen Wankelmuth vor, und mir kann auch die zärtlichste Liebe sein Vertrauen nicht erwerben. Augenscheinlich nähert er sich dem Grabe immer mehr, und selbst seine fromme Tochter müßte es gern sehen, wenn der Tod mit sanfter Hand sein Leben endigte. Der edle Oheim Heinrich nimmt sich meiner Christiane mit unbeschreiblicher Güte an.

Meine Erfindung, die Metalle beim Schmelzen besser zu behandeln, und meine neue Ein-

richtung der Maschinen bringen mich schnell weiter. Ich bin Bergrath geworden, und habe Hoffnung, in Kurzem Ober-Bergrath zu seyn, da man mir schon einen wichtigen Theil des ganzen Bergbaues zur Direktion anvertrauet hat. Meine Schrift habe ich dem Minister selbst überreicht. Er war sehr gnädig, und wenn ich ehrgeitzig wäre, so könnte ich vielleicht recht hoch empor steigen.

Ich ziehe nach ***, wo ich ein großes Haus und einen vortrefflichen Garten haben werde. Zwei meiner Brüder, und meine liebe Julie kann ich sogleich zu mir nehmen. Sobald ich eingerichtet bin, komme ich auf einige Tage zu Ihnen.

Meine Braut bildet sich immer mehr für die Welt aus, in die sie nun treten muß. — Onkel Heinrichs Tochter, Margarethe, heirathet meinen Cousin, den Sohn Ihrer Schwester Winter, der Sie mit Achtung grüßen läßt. Ich liebe ihn, weil er immer mit großer Zärtlichkeit von Ihnen spricht.

45.

Derselbe an dieselbe.

***.

Nur einige Zeilen, theure Mutter. Mein Schwiegervater ist todt. Er starb sanfter, als wir hofften, und versöhnte sich mit der Welt, ehe er das Leben verließ. Die Schwiegermutter ist bei mir. Der öftere Umgang in Weimerssen ist meiner Frau sehr nützlich gewesen, und sie findet sich nun recht gut in die Verhältnisse, worin wir stehen. Ich hatte Anfangs mit Kabalen zu kämpfen. Der Oheim Heinrich sagte: sie gar nicht zu bemerken, wäre das beste Mittel sich von ihnen zu befreien; und ich finde, daß dieses Mittel sehr gut ist. — Die Stelle eines Bergassessors bleibt offen für den jungen Leiser, eben den Menschen, der meine Frau betrogen hat, und der in Kurzem aus Frankreich zurückkommen wird. Meine Frau zittert vor ihm; ich nicht. Sein Oheim, mit dem ich nun ganz nahe verwandt bin, hat mich gebeten, dem jungen verwilderten Menschen, dem es

gar nicht an Talenten fehlen soll, Zaum und Gebiß anzulegen. Er hat in den sechs Monathen, die er in Paris gewesen ist, fast den ganzen Rest seines Vermögens verschwendet. Ich erwarte ihn mit Ruhe, und hoffe nicht, daß er mich zu strengen Maßregeln nöthigen wird. Ihre Kinder grüßen Sie mit herzlicher Liebe. Leben Sie wohl!

46.

Eduard an Runden.

Weimersleu.

Margarethe ist mein; doch in den Kelch meiner Freude hat die Natur den bittersten Tropfen ihres Wermuths gegossen. — Du weißt, daß Oheim Ludwig Lotten liebte, und daß sie sich mit ihm verlobt hatte. Meine Margarethe schüttelte den Kopf, wenn wir von seiner Verbindung mit Lotten sprachen; auch betrug sich diese nach ihrer Rückkehr von der Braufeld immer höchst seltsam: sie wich jeder Unterredung aus, die ihre Verheirathung nur von fern berührte. Oheim

Heinrich lös'te endlich den Knoten auf seine gewöhnliche Weise, und nun erklärte ihm Lotte, daß sie nicht heirathen dürfe. Er wollte ihre Gründe wissen; da gestand sie, doch nur in allgemeinen Ausdrücken, daß sie gezwungen sey, ihr Inkognito zu behalten. „Aber," sagte Heinrich, „wenn nun Ludwig Sie troz diesem Inkognito will; wenn wir nun in den Ehekontrakt setzen, daß Niemand berechtigt seyn soll, Sie zu fragen, woher Sie sind? . . . Was auch Ihr Schicksal gewesen seyn mag: wenn nur keine Schuld auf ihrem Gewissen liegt! Ludwig will Sie zur Frau, so wie Sie sind."

Sie bat um Bedenkzeit, und wir Alle hofften, sie würde sich ergeben. Als wir eines Morgens beim Frühstück sitzen, kommt auf einmal Alexander, der sein Umhersuchen bis dahin fortgesetzt hatte. So wie er Lotten erblickt, schreiet er auf, stürzt zu ihr hin, und ruft: Lotte! so finde ich Sie endlich! endlich, meine geliebte Lotte! — Du kannst dir das Schrecken nicht vorstellen, das wir Alle bei dieser Scene hatten. Wir sprangen

auf,

auf, und blickten nach Ludwig hin, der blaß, wie eine Leiche, da stand. Er streckte noch mit einer gewissen Heftigkeit die Arme aus, nach dem Mädchen, das er so zärtlich liebt; dann aber ging er leise aus dem Zimmer, und nach seinem Hause. Lotte saß halb ohnmächtig da, ohne eine Sylbe zu reden, ohne eine Bewegung zu machen, und Margarethe war mit ihr beschäftigt. Der Kapitain ging mit großen Schritten auf und ab. Oheim Heinrich warf seine Mütze auf den Tisch, und sagte: „so muß uns der Teufel doch Eine tolle Geschichte nach der andern auf den Leib hetzen! Junge, Alexander! Der Hasenfuß stürzt da herein, und wirft uns einen ganzen Vulkan auf die Seelen. Meint der Narr, wir haben Herzen von Stein, daß er uns so unvorbereitet mit seiner Teufelei überfällt? — Alexander, bist du stumm? Das ist deine Geliebte, glaubst du?"

Ja, es ist meine Geliebte, meine Lotte, die ich so lange vergebens gesucht habe.

„Nun, so mag der Himmel helfen! —

Alexander, Lotte ist deines Oheims Ludwig erklärte Braut."

Alexander erschrak. Braut? Das ist nicht möglich! Meine Lotte? Reden Sie, Oheim Heinrich! rede, Eduard!

Wir schwiegen Alle. Lotte fing an sich zu erholen. So wie sie die Augen öffnete, nahm Alexander sie in seine Arme; sie machte sich aber sanft von ihm los, stand auf, trat mit Würde vor ihn hin, und sagte: hören Sie mich, Herr von Mörs. Ich liebte Sie. Nach einem Briefe, den mir ein Ungenannter zuschickte, glaubte ich, Sie hätten meinen Vater unglücklich gemacht, und mich verführen wollen. Ich floh, und fand hier eine Freistätte, ohne Ihren wahren Nahmen zu kennen, und ohne zu wissen, daß Sie ein Verwandter dieses Hauses wären. Zu spät, erst vor einigen Monathen, entdeckte ich, daß Sie unschuldig sind. Ich kann nicht die Ihrige werden, und nie soll meine Hand irgend einem andern Manne gehören. Sie wissen, wie man mich beschimpft hat.

Sie meinen den Steckbrief? fragte die Base, die bis jetzt mit weit aufgerissenen Augen da gesessen hatte.

Ja, Fräulein! sagte Lotte stolz: den meine ich. Sie alle wissen es schon; desto weniger kann es Sie befremden, daß ich so handle.

Ich zog meine Schreibtafel hervor, und gab ihr das Dekret, das ich erst den Tag vorher von dir bekommen, und das ich Alexandern hatte schicken wollen. Als sie es las, funkelte ihr Auge vor Freude, und es goß sich ein liebliches Roth über ihre Wangen. Sie verbeugte sich gegen mich, und gab mir einen Wink mit den Augen, daß ich verschweigen sollte, was sie gelesen hätte.

Ja, ja! sagte der Kapitain, da haben Sie Recht. Freilich, es geht nicht.

Nun durfte ich nicht länger schweigen. Ich erklärte, was der Inhalt des Papieres wäre.

„Steckbrief hin, Steckbrief her!" sagte Heinrich. „Was läge daran? Aber wir sind hier in einer Klemme, aus der uns kei-

ne Dekrete und keine Bullen retten werden. Ich wollte, Alexander, du machtest es wie dein Nahmensvetter, der Macedonier; der trat seine Geliebte einem Künstler ab, welcher sie liebte. Und hier ist mehr, als ein Künstler: hier ist Oheim Ludwig, der, das sage ich euch Allen vorher, zu Grunde geht, wenn Alexander nicht Alexander ist. Lotte, Sie können nicht vergessen, daß Sie seine Braut sind."

Alles schwieg. Heinrich fing wieder an: „ja, zu Grunde geht der beste aller Menschen. Ihr kennt sein weiches Herz nicht. Er liebt, Er allein; du nicht, Alexander: denn du hattest sie verloren, und bist frisch und gesund geblieben. Aber Ludwig, der arme Ludwig!" Hier bemerkte er den alten Jakob, der die Thür geöffnet hatte und furchtsam auf der Schwelle stehen blieb. „Jakob, was macht Sein armer Herr?"

Jakob trat in das Zimmer. Ich soll bestellen, daß Sie mit dem Essen nicht auf meinen Herrn warten möchten. Es hätten sich Geschäfte gefunden . . .

„. . . oder ein Herzeleid: nicht wahr?" (Der Alte zuckte die Achseln.) „Ich sage, guter Jakob, Sein Herr wird darüber zu Grunde gehen."

Jakob trocknete sich die Augen. Es ist ein schlimmer Fall, Ihr Gnaden. Aber ich weiß gewiß, daß mein Herr keiner Seele etwas zu leide thun wird, am wenigsten Mamsell Lottchen, die er lieber hat, als sein Leben. Hätte mein Herr gewußt, was er jetzt weiß, ich glaube, Mamsell Lottchen würde nicht so blaß dem jungen Herrn Alexander gegenüber stehen. Nun, ich denke, Ihr Gnaden, was vorher recht war, ist auch hinterher recht. Leid und Freude stehen in Gottes Hand; und gewiß wird mein Herr kein Unrecht thun.

„Hat Sein Herr ihm befohlen, uns das zu sagen?" fragte Heinrich.

Nein, Ihr Gnaden. Mein Herr war, als er nach Hause kam, ein wenig blaß, das ist wahr, und zitterte ein wenig, das ist auch wahr. Er sagte: mit mir ist es aus, lieber Jakob. Das gute Lottchen drü-

ben ist Alexanders Braut, und er hat sie so lange gesucht. Ich bin weggegangen; denn Gott soll mich bewahren, eines Menschen Glücke im Wege zu seyn. Gehe Er hinüber, und sage Er für diesen Mittag ab; denn was soll mein trauriges Gesicht unter den fröhlichen Menschen! Und wenn es Gelegenheit dazu giebt, so laß Er es sich ein wenig merken, ich wüßte wohl, daß alte Liebe vor neuer gehe.

„Das ist so ausgemacht noch nicht, Jakob," sagte Heinrich. „Ich dächte, wir ließen Lottchen entscheiden."

Lotte stand unruhig da. Endlich sagte sie, doch nur mit halbem Muthe: ich habe entschieden; nur ich will unglücklich seyn.

„Sie haben nicht entschieden, Lotte. Auf und davon gehen, und uns hier sitzen lassen, heißt nicht entscheiden, nicht einmal für sich selbst entscheiden . . . Lotte, der Mensch hat selten die Gelegenheit, so groß zu seyn, wie Sie es seyn können. Alexander schweigt; alles wartet auf Sie."

Jetzt trat sie auf Heinrich zu, faßte ih-

ternd seine Hand, und sagte: so wähle ich denn Ihren edlen Bruder.

Jakob schüttelte den Kopf, und ging schnell hinaus. Nach einigen Minuten kam Ludwig selbst, und Jakob mit ihm. Er trat — nicht stolz; denn das ist er nie, selbst wenn er die edelsten Opfer bringt — gebeugt in das Zimmer, und zerdrückte erst eine Thräne in seinen Augen, ehe er anfing zu reden. So muß es nicht seyn, Bruder Heinrich, sagte er nun leise, in wehmüthigen Tönen. Du hast mir einen schweren Gang gemacht, den schwersten in meinem Leben. Alexander, nimm deine Lotte, und mache sie glücklich! — Heinrich wollte reden; Ludwig unterbrach ihn aber: hier ist nichts zu sagen, Bruder, gar nichts; denn das versteht sich ja von selbst. . . . Lassen Sie mich wieder Ihr Vater seyn, gutes Kind. Ach! ich hätte nie etwas anderes seyn sollen. Der Himmel bestraft meine Thorheit schwer, doch gerecht. Wohin dachte ich! in meinen Jahren! Kommen Sie, liebes Kind. Ich gebe Alexandern Ihre

Hand. Und du Bruder Heinrich, und Eduard, wenn Ihr nichts dagegen habt, so sehe ich Lottchen als meine Tochter an, und mache sie zu meiner Erbin.

Wir Alle schwammen in Thränen. Lotte zögerte. Heinrich sagte aber: „Lotte, verderben Sie ihm die Freude nicht, die einzige, die er noch hat. Geben Sie Alexandern Ihre Hand." Lotte that es schluchzend. Ludwig umarmte Alexandern, und ging dann. Jakob führte ihn über den Hof, wie einen Kranken. Wir sahen ihm schweigend nach, Heinrich mit wahrer Betrübniß.

Nach einer Stunde kam Jakob, und erklärte mit einem sehr ernsten Gesichte: sein Herr würde es gern sehen, wenn Lottchens Hochzeit bald wäre. Für die Einwilligung der Braufeld wollte er sorgen.

„Ich fürchte," sagte Heinrich, „das Herz seines Herrn ist gebrochen."

Jakob seufzte. Aber, was mein Herr that, war doch recht!

Ludwig schaffte wirklich die Einwilligung der Braufelds; wahrscheinlich dadurch, daß

er ihnen eine beträchtliche Summe gegeben hat. Am Hochzeitstage verreiste er heimlich mit Jakob, und erst vier Wochen nachher, als Lotte mit ihrem Manne schon abgereist war, kam er wieder. Er sah ein wenig blasser aus, als sonst, aber noch viel freundlicher und sanfter. Heinrich schüttelt den Kopf, so oft er Ludwig sieht, und der alte Jakob bestätigt seine Besorgnisse. Ich selbst kann das bleiche Gesicht des edlen Ludwig nicht ohne tiefe Wehmuth sehen.

47.

Eduard an Runden.

Weimerssen.

Nach langer Zeit, lieber Runden, grüße ich dich einmal wieder. Mit dem Briefschreiben will es bei mir nicht mehr so recht fort, da ich meinen Jungen gehen lehre, und reden dazu.

Leiser hat seinen Abschied halb gefodert, halb bekommen. Der Bergwerks-Direktor Bauer hat ihn lange geschont; doch endlich ist es nicht länger möglich gewesen. Mada-

me Leiser bleibt noch immer die Vorige: sie lebt mit ihrem Manne in ewigem Zwiste, der oft sogar in das niedrig Gemeine fällt. Schon längst wären sie geschieden, wenn Leiser ihr Vermögen herausgeben könnte, besonders jetzt, da er kein Amt mehr hat. Er mißhandelt sie bei weitem noch ärger, als sie ihn, und sie ist jetzt sehr froh, daß du ihre Tochter bei dir hast. Die Pension, die du ihr zahlst, läßt sie zur Hälfte stehen, „für die Zeit," hat sie neulich zu der Bauer gesagt, „da ich von meinem Manne verlassen seyn und nichts mehr haben werde."

Leiser befand sich wirklich in einer sehr peinlichen Lage. Sein Vorgesetzter hat eben das Mädchen, das er verließ, die fromme Christiane, geheirathet: und diese Frau ist durch Schönheit, Annehmlichkeit und Geist die Freude jeder Gesellschaft; seine eigne Frau aber eine tolle Leichtsinnige, mit der Niemand umgehen mag. Er blieb in einem subalternen Posten, weil er nicht arbeiten wollte oder konnte. Menschen, die er ver-

achtet, wurden ihm vorgezogen. O, wie quälend muß es seyn, alles verfehlt zu haben, und mit zerstörter Gesundheit einem drückenden, zu frühen Alter entgegen zu gehen!

Die Leiser läßt dich grüßen. Mitten unter den nagendsten Sorgen lacht sie noch immer, und sagt: Runden ist ein Bösewicht; mit ihm wäre ich glücklich geworden! Die Thörin bildet sich, wie es scheint, das wirklich ein.

Mein armer Oheim Ludwig — ach, Runden! der geht dem Tode schnell entgegen. Sein Herz ist gebrochen, und die Wunde konnte nicht wieder heilen. Er hat Lotten wieder gesehen, und ich glaube, er liebt sie noch immer. „Ludwigs Liebe mußte ewig seyn," sagt mein Schwiegervater; „denn sie war bei ihm eine Tugend."

Alexander lebt auf einem Gute, das seine Eltern ihm abgetreten haben. Eltern und Sohn sehen einander gar nicht; und das ist, glaub' ich, gut.

Mein Junge ruft, lieber Runden. Du

glaubst nicht, was für ein Despot er ist. Ich muß schließen. Behüte dich Gott!

48.

Oheim Heinrich an Breymann.

Weimerssen.

Breymann, mein guter Ludwig ist todt. Vor drei Monathen wurde er begraben, und noch immer stehen mir Thränen in den Augen, so oft ich an ihn denke. Als ich von ihm Abschied nahm, und er mir nur noch die Hand drücken konnte, da verstummte ich zum ersten Mal in meinem Leben vor Schmerz. Ich knieete an seinem Bette nieder, und hatte lange gar keinen Gedanken. Dann schloß ich mich ein, und mochte keinen Menschen sehen. Erst den Abend, da er begraben wurde, konnte ich weinen.

Ich trat hinaus auf den Balkon, der eine weite Aussicht in die Gegend hat. Da saß ich trostlos, trostloser als je in meinem Leben. Ich blickte hinauf zu den Sternen, mich und meinen Schmerz durch große Bilder, durch die Unendlichkeit des Raumes über

mir,

mir, zu täuschen. Was ist es denn nun mehr! sagte ich; Staub hat sich zu Staube gesammelt! — Doch meine Blicke wendeten sich in zitternden Thränen immer wieder nach den zwölf brennenden Fackeln, die in der Ferne den Sarg des edelsten Mannes begleiteten. Langsam bewegten sie sich fort in der stillen, dunkeln Mitternacht. Die Schläge der Trauerglocken aus der Kapelle her, klangen mir wie die letzten Töne des vergehenden Lebens. Ich lehnte die heiße Stirn auf die Gallerie des Balkons. Der kalte Thau, den ich daran fühlte, machte mich noch trostloser: es war mir, als ob die Natur mit mir weinte. Alle meine Philosophie gab mir hier keine Hülfe. Hm! dachte ich, ist nicht die ganze Vorwelt gestorben? Starben nicht die edelsten Menschen? Ach, setzte ich dann traurig hinzu: Niemand war edler, besser, menschlicher, als Er!

Endlich hörte ich das Gerassel des zurückkommenden Leichenwagens. Es war mir, als sey nun alles vorbei, als habe man mit

ihm alles, was am Leben gut ist, begraben. Ich lächelte, wie nur ein Hoffnungsloser lächeln kann. — Nichts ist das Leben werth! fuhr ich nach einer Weile heftig auf, und warf ein Paar Blumentöpfe von der Gallerie. Ich hätte eben so gleichgültig eine Krone hinunter werfen können.

Jetzt trat der alte Jakob, noch mit der Leichenfackel, die er bei der Beerdigung getragen hatte, in das Zimmer. Er bemerkte mich nicht; ich aber sah ihn durch die Glasthür, die zu dem Balkon führt. Schweigend, lächelnd sogar, stand er vor dem sehr ähnlichen Bildnisse seines geliebten Herrn. Nur die Aschenfarbe seines Gesichtes, und das Beben seiner Lippen und seiner Kniee, verriethen seinen Schmerz. Er war so darin versunken, daß er mich nicht hörte, als ich in das Zimmer trat. Ich redete ihn an, und er antwortete mir ruhig, doch mit einem matten, gebrochenen Tone der Stimme. Unsre Herzen, guter Jakob, sagte ich, sind alle gebrochen, nicht Seins allein.

Er legte die Hand auf die Brust, als

wollte er fühlen, ob sein Herz nicht bald still stände. Sein Gesicht war so trostlos, und zugleich so geduldig, wie ich nie eins gesehen habe. Ich bin gewiß, sagte ich, um doch etwas zu sagen, daß Sein Herr Ihn im Testamente so bedacht haben wird . . .

Mit einem langsamen Achselzucken wendete er das bleiche Gesicht von mir ab, und ich stand in großer Beschämung da. —

Er trat mit mir auf den Balkon, und zeigte auf den Weg nach der Kapelle. Dann ließ er die Hand sinken, und hob den Blick gen Himmel, als suchte er seinen Freund dort oben.

Seinen Freund, sagte ich. Ja! Obgleich Ludwig Jakobs Herr hieß, und obgleich dieser ihn nie anders, als Ihro Gnaden, nannte: so waren sie dennoch Freunde, brüderliche Freunde, oder ich habe nie gewußt, was Freundschaft ist. Guter Jakob, was zwischen euch Beiden stand, sein Rang, sein Titel, und deine Livree: das hat der Tod weggenommen. Er siegelte mit dem Familien-Wapen. Auf deinem Petschaft

stand ein Herz, und darin dein Nahmenszug. Recht! denn auf alles, was du thatest, drücktest du dein Herz, und deine Liebe zu deinem Herrn besiegeltest du mit deinem Tode! — Als die Menschen in meinem Hause schon alle wieder lächelten, nur ich noch immer selten, behielt Jakobs Gesicht die bleiche Farbe, und seine Stimme den zitternden Ton. Jetzt ist er schon seit einem Monath begraben! Der gute, treue Jakob!

Dort, sagte ich in jener Nacht: dort über den Sternen wird Er ihn wiederfinden, guter Jakob!

„Gewiß, gewiß!" erwiederte er versichernd. „Und, ich weiß, er verlangt nach mir, ob ich gleich nur ein Bedienter bin; denn lieber hat ihn Niemand gehabt, als ich. Ach, und Niemand kannte ihn so, wie ich! Sie werden ihm ein Monument setzen, und dies und das darauf schreiben. Lieber Gott! könnte ich die Inschrift machen, oder die Personalien der Leichenpredigt . . ."

Er kann sie machen, guter Jakob, sagte ich, und setzte mich an einen Tisch. Ich

nahm die Feder, und ließ ihn mit der brennenden Fackel daneben treten. Nun? fange Er immer an, guter Jakob; einkleiden will ich es dann wohl.

Jakob besann sich, schüttelte den Kopf, und hob endlich an: „ich dachte, ich wüßte so viel zu sagen; und nun weiß ich doch nichts.“

Ich hatte nun einmal den Kopf darauf gesetzt, daß der Alte die Grabschrift angeben sollte, und drang daher in ihn. Nach neuem Sinnen sagte er: „ich weiß sonst nichts, als: er that nie einer lebendigen Seele das geringste zu leide.“

Ich suchte ihm zu helfen, so gut ich konnte, schilderte ihm die Tugenden seines Herrn erst weitläuftig, dann im lapidarischen Styl, und sagte ihm auch den Anfang vor: hier ruhet Herr Ludwig von Mörs. Nichts half; er blieb bei seinem: er that nie einer lebendigen Seele das geringste zu leide.

Aber guter Gott! ist denn das nicht eine Grabschrift, die ich gern verdient haben möchte? „Er that nie einer lebendigen See-

le das geringste zu leide." O, ich gefühlloser Mensch! wie oft habe ich nicht sogar Herzen, die ich liebte, durch Spott oder Härte gekränkt! wie viele Thränen habe ich nicht in Augen hervorgelockt, die mich sanft und geduldig um Schonung baten! Ja, Jakob, die Erde wäre ein Paradies, und nicht eine Folterkammer, ein Himmel, und nicht eine Hölle, wenn man auf die Hälfte der Grabsteine deine Inschrift setzen könnte. Nur auf ein Drittheil, wenn ich recht überdenke, wie wir Menschen sind. Ein Viertheil sogar wäre noch immer viel. Je mehr ich nachsinne, desto weniger Leichensteine verdienen diese Inschrift. Guter Gott! wie oft, wie anhaltend würde die Freude bei den Menschen wohnen, wenn wir einander nichts zu leide thäten!

Das glaubte ich, nur in mir zu sagen; Jakob mußte aber doch etwas gehört haben. Er verneigte sich, und sagte: ja wohl, ja wohl!

Auf einem Grabstein, hob ich wieder an, würden sich diese Paar Worte nicht aus-

nehmen; und so mögen Andre darauf setzen, was sie von meinem Bruder sagen wollen. Aber, da ich einmal die Feder in der Hand habe, lieber Jakob — ich will, so lange die Fackel noch brennt . . .

„Die Personalien schreiben?" fiel er ein, und hielt die Fackel näher.

Auch die Personalien nicht, lieber Jakob; die mag schreiben, wer will. Man kann es für Geld thun lassen. Aber — jetzt tunkte ich die Feder ein, und schrieb:

Leben des Herrn Ludwig von Mörs.

und darunter das Motto:

Er that nie einer lebendigen Seele das geringste zu leide.

Sieht Er, Jakob, das will ich schreiben, und die Welt soll es lesen, und auch Er soll darin vorkommen, wir Alle, die wir den Seligen kannten, die wir ihm angehörten, die er liebte. Wir, wir liebten ihn nicht halb so herzlich, als er uns, und als er es verdiente; ausgenommen Er, Jakob: Er liebte ihn recht.

„Ach, auch ich nicht, gewiß nicht," sagte Jakob, und seine Thränen rollten, im Scheine der Fackel funkelnd wie Edelgesteine, über seine bleichen Wangen.

Die Idee, meines Ludwigs Leben zu beschreiben, war mir in dieser Nacht so fest, wie nur je etwas in meinem Leben. Doch am folgenden Morgen sagte ich: mag es beschreiben, wer Lust hat! Es liegt ja doch schon in den Worten: „er that nie einer lebendigen Seele das geringste zu leide!"

Ende.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Nachricht.

Der erste Band dieser Sammlung ist von jetzt an, unter dem Titel:

Der Baron von Bergedorf ꝛc.,

auch einzeln zu haben, und kostet 1 Thlr. 18 gr.

Der zweite und dritte zusammen, unter dem besondern Titel:

Eduard und Margarethe, oder Spiegel des menschlichen Lebens,

kosten 3 Thlr. 6 gr.

Der Preis des dritten Bandes einzeln, ist 1 Thlr. 12 gr.

Mehrerer Anfragen wegen zeigt die Verlagshandlung noch an, daß zu keinem Bande dieser Sammlung ein Titelkupfer gestochen worden ist.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

So geht es in der Welt

Bd.: 3

Berlin 1804

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149i(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090227-5